

DIE VAJOLETTÜRME IM ROSENGARTEN

Aufnahme Frass

Jahrbuch des
Österreichischen Alpenvereins
1967

(Alpenvereinszeitschrift, Band 92)

Geleitet für den
Österreichischen Alpenverein
von

Werner Heißel

UB INNSBRUCK



+C30580302

(10.901/92, 2. Extr.)

Nachdrucke, auch auszugsweise,
aus dieser Zeitschrift sind nur mit vorheriger Genehmigung durch den
Österreichischen Alpenverein gestattet

Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen
bleiben vorbehalten

Die Verfasser tragen die Verantwortung
für Form und Inhalt ihrer Angaben

Umschlag und Titelbild
Die Vajolettürme im Rosengarten
(von links: hinten Nordturm, 2810 m, vorne Delago-, 2790 m,
und Stabclerturm, 2805 m, davor
der zerspaltene Piazturm, 2670 m, rechts hinten Winklerturm, 2800 m)
Aufnahmen Frass



Drucktechnische Gesamtausführung einschließlich Bindearbeit:
Wagner'sche Univ.-Buchdruckerei Buchroithner & Co.,
Innsbruck, Ertlerstraße 5-7

flc

Inhaltsverzeichnis

	Seite	Tafel
1. Ludwig Krenmayr, Das Tote Gebirge	5	I, II
2. Sepp Wallner, Im westlichen Toten Gebirge	11	III, IV
3. Sepp Stahrl, Der Hohe Sandling	19	V
4. Sepp Stahrl, Die Trisselwand bei Altaussee	23	V bis VII
5. Rüdiger Finsterwalder, Zur Karte des Toten Gebirges	31	
6. Hans Hanke, Salzbergbau im Toten Gebirge	39	
7. Franz Lipp, Volkskundliches aus dem Toten Gebirge	43	
8. Karl Finsterwalder, Lebendes und erloschenes Volkstum in den Namen des Toten Gebirges	53	
9. Erhard Fritsch, Die Raucherkarhöhle	65	VIII
10. Roman Moser, Kalktische im Toten Gebirge und im Dachsteingebiet	75	X
11. Karl Kolar, Georg Hubner und die Gründung von Naßwald ..	79	XI
12. Franz Nieberl, Aus meinem Bergsteigerleben	93	
13. Gunther Langes, Querfelsein durch die Dolomiten	101	XII
14. Otti Wiedmann, Marmolada-di-Rocca-Südwand	111	XIII, XIV
15. Adolf Leidlmair, Südtirol	117	
16. Hans Flucher, Skarabäusfund am Hohen Sonnblick	123	XV
17. H. G. Zimpel, Graubünden im Übergangsbereich der mittleren Alpen II.	129	XVI
18. Hans Schymik, Herrlicher Alpstein, wir sehen dich bald wieder!	149	
19. F. v. Reznicck, Vierhundert Jahre Bergsteigerinnen	153	XVII
20. Helmuth Gall, Am Weg zum Verschambek	163	XVIII
21. Marcus Schmuck, Hindukusch-Expedition 1965	167	XXI bis XXIII
22. Hanns Schell, Akher Chioh (7020 m), der „Letzte Dicke“	117	XXIV
23. Richard Hechtel, Berge und Bergsteigen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika	185	XIX, XX
24. Leonhard Franz, Menschen und Gebirge in zwei Jahrtausenden	199	

Bilder

<i>Tafel I</i>	Blick über Toplitzsee	nach Seite	16
<i>Tafel II</i>	Blick auf Bad Aussee und das Tote Gebirge	vor Seite	17
<i>Tafel III</i>	Reichenstein von der Zimitzalm	nach Seite	32
<i>Tafel IV</i>	Lambacher Hütte, Ischler Hütte	vor Seite	33
<i>Tafel V</i>	Bräuningzinken, Sandling, Trisselwand	nach Seite	48
<i>Tafel VI</i>	Großer Lahngangsee	vor Seite	49
<i>Tafel VII</i>	Salzofen	nach Seite	64
<i>Tafel VIII</i>	Raucherkarhöhle	vor Seite	65
<i>Tafel IX</i>	Loserhütte mit Saarstein, Einbaum auf dem Toplitzsee	nach Seite	80
<i>Tafel X</i>	Kalkblock neben Sockel, Schneelochgletscher, Dachstein, Radialkarren, Geiernest, 1740 m, Totes Gebirge	vor Seite	81
<i>Tafel XI</i>	Holzriese im Schneeberggebiet, Georg Hubmer, Evangelische Kirche in Naßwald	nach Seite	96
<i>Tafel XII</i>	St. Magdalena in Villnöß	vor Seite	97
<i>Tafel XIII</i>	Marmolada-di-Rocca-Südwand	nach Seite	112
<i>Tafel XIV</i>	In der Marmolada-di-Rocca-Südwand	vor Seite	113
<i>Tafel XV</i>	Skarabäus mit Hathorkopf	nach Seite	128
<i>Tafel XVI</i>	Sedrun im Tavetsch, Soazza (Val Mesolcina)	vor Seite	129
<i>Tafel XVII</i>	Bergsteigerinnen von einst	nach Seite	144
<i>Tafel XVIII</i>	Bauernhaus in Cimil Basköy, geschnitzte Decke, Küche	vor Seite	145
<i>Tafel XIX</i>	Grand Teton	nach Seite	160
<i>Tafel XX</i>	Kletterer am Lost Arrow, Yosemiteal, Kalifornien	vor Seite	161
<i>Tafel XXI</i>	Darban Zom, 7220 m	nach Seite	184
<i>Tafel XXIII</i> <i>XXIII</i>	Panorama, Ausschnitt vom Darban Zom	nach Tafel	XXI
<i>Tafel XXIV</i>	Gesamtansicht vom Kotgazgletscher; Akher Chioh vom Lager III	vor Seite	185

Beilage

Westblatt Schönberg (Wildenkogel) der neuen Alpenvereinskarte 1:25.000 des Toten Gebirges.

Das Tote Gebirge

Eine geographische Übersicht mit besonderer Berücksichtigung bergsteigerischer Interessen

LUDWIG KRENMAYR

„Grau und todesstarr, nur hie und da von dunkelgrünen Krumholzbüschen unterbrochen, drängen sich von allen Höhen schauerlich zernagte Kahrenfelder mit zahllosen Hügeln und Buckeln, Trichtern und brunnenartigen Schlünden herab und scheinen uns ein gebieterisches Halt zuzurufen.“

Mit diesen Worten hat der Geologe Georg Geyer, einer der verdienstvollsten Erforscher des Toten Gebirges, in seiner 1878 erschienenen monographischen Abhandlung den zentralsten Teil des Toten Gebirges treffend gekennzeichnet. Wahrscheinlich liegt hier der wohl nicht allzu häufige Fall vor, daß die charakteristische, ursprünglich nur für die von den Tälern nicht einzusehenden gewaltigen Karsthochflächen gebrauchte Bezeichnung namengebend für eine ganze Gebirgsgruppe geworden ist.

Die Gruppe übertrifft mit einer Gesamtfläche von weit über 1000 Quadratkilometern sogar den benachbarten Dachsteinstock an Ausdehnung. Was ihr diesem gegenüber an Höhe fehlt, macht sie durch ihre unübersichtlichen, fast vegetationslosen Plateaulandschaften wett. Man kann das Tote Gebirge trotz mancher Verschiedenheiten ganz gut als das nördliche Gegenstück der den südlichen Kalkalpen angehörenden Julischen Alpen bezeichnen. Von den auch beim „Toten“, wie die Gruppe in Oberösterreich kurz genannt wird, an den Nordrand vorgeschobenen höchsten Gipfeln reicht der Blick über das vorgelagerte Alpenvorland bis zu den Höhen des Böhmerwaldes. Nach den übrigen Himmelsrichtungen breitet sich, vom Ötscher Niederösterreichs beginnend, über Niedere und Hohe Tauern bis zu den Zillertalern und dem Kaisergebirge ein Meer von Gipfeln aus.

Zwei Bundesländer, Oberösterreich und die Steiermark, haben Anteil am Toten Gebirge. Die Grenze verläuft zumeist über die höchsten Erhebungen, so daß der Nord- und Westteil des Gebietes oberösterreichisch, der Süd- und Ostteil größtenteils steirisch sind. Unmittelbares touristisches Einzugsgebiet unserer Gruppe ist nicht nur Oberösterreich mit der über 200.000 Einwohner zählenden Landeshauptstadt Linz, sondern auch die Bundeshauptstadt Wien und in steigendem Maße die bayrischen Städte Passau, Straubing, Regensburg und Nürnberg, um nur einige der wichtigsten zu nennen.

Die Grenzen des Toten Gebirges hat schon Georg Geyer in seiner eingangs angeführten monographischen Abhandlung im wesentlichen festgelegt. Daran hat sich in den seither verstrichenen neun Jahrzehnten, von einigen unbedeutenden Korrekturen abgesehen, nichts geändert. Demnach bildet im Westen die Traun von Ebensee am Südende des Traunsees bis zum Kurort Bad Goisern die Grenze gegen das Höllengebirge und das südlich anschließende Berggebiet. Im Südwesten und Süden gegen die Dachsteingruppe und den Grimmingstock verläuft diese von Bad Goisern über den Pötschenpaß nach Bad Aussee. Von hier über den Radlingpaß und das Hinterbergtal und weiter durch die Schlucht von Untergrimming zur Enns. Dieser folgt die Grenze bis Liezen im Ennstal, während im Osten der uralte Paßübergang des Pyhrn und dann der Teichlbach bis zum Zusammenfluß mit der Steyr unser Gebiet von den Hallermauern und dem Sengsengebirge trennt. Gegen Norden endlich bildet die Linie Steyrbruck—Almsee—

Offensee—Ebensee die Grenze gegen die waldreichen oberösterreichischen Voralpen. Diese Grenzen ergeben annähernd ein Rechteck, dessen Ecken etwas abgerundet sind, wobei die größte horizontale Ausdehnung zwischen Bad Ischl im Westen und Spital am Pyhrn im Osten rund 50 Kilometer und die größte Breite zwischen Almsee und Stainach-Irdning 23 Kilometer beträgt.

Entsprechend dem geologischen Aufbau des Toten Gebirges, dem ein gesonderter Beitrag gewidmet werden soll und auf den daher an dieser Stelle nicht näher eingegangen wird, umfaßt dieses drei Untergruppen. Die Warschenedgruppe im Osten wird durch das tief eingeschnittene Stodertal und die Linie Salzsteigjoch—Tauplitz-Klachau von der zentralen Prielgruppe getrennt. Diese, das eigentliche „Tote Gebirge“, reicht bis zu der von Georg Geyer besonders hervorgehobenen, geologisch bedingten tiefen Einbruchsfurche, die vom Altaussee See im Süden über den Hochklapsattel, die Augstwiesen, den Wildensee und Rinnerboden zum Offensee zieht. Diese hat gegenüber den zahlreichen, die Prielgruppe durchziehenden Bruchlinien einen besonderen Charakter. In Richtung auf sie nehmen sowohl die Gipfelhöhen im Osten als auch im Westen ab. Das im Westen der gegenständlichen Bruchlinie gelegene und noch zum Toten Gebirge gehörende Berggebiet faßt man daher nach dessen höchster Erhebung, dem Wildenkogel (von der Ischler Seite) oder Schönberg (von der Ausseer Seite), unter dem Begriff Wildenkogel- oder Schönberggruppe zusammen. Erwähnt sei, daß auch die Alpenvereinskarte des Toten Gebirges drei Blätter aufweisen wird, von denen das diesem Jahrbuch beiliegende Blatt weitgehend das Gebiet der Wildenkogel/Schönberggruppe umfaßt.

Die Tallandschaften rings um das Tote Gebirge und die Eintrittsorte sowohl auf oberösterreichischer als auch auf steirischer Seite sind weitgehend bekannt. Es erscheint daher gerechtfertigt und ist auch platzbedingt geboten, sie an dieser Stelle nur kurz mit touristisch wichtigen Hinweisen auf Höhenstützpunkte und Übergangsmöglichkeiten anzuführen.

Das oberösterreichische Salzkammergut: Die bekannten Kurorte Bad Ischl und Bad Goisern sind hier die wichtigsten Eintrittsorte; daneben aber auch Ebensee und Lauffen. Zwei Seitentäler zweigen vom Trauntal gegen Osten ins Tote Gebirge ab. Das Frauenweißenbachtal bei Ebensee und das Rettenbachtal bei Bad Ischl. Beide vermitteln wichtige Zugänge; das erste über die Mittereckerstube zum Ebenseer Hochkogelhaus, beziehungsweise über den Offensee zum Rinnerstüberl, das zweite zur Ischler Hütte und weiter entweder über die Blaa-Alm zur Lambacher Hütte am Sandling oder — ohne Altaussee zu berühren — direkt zur Loserhütte. Von diesen Höhenstützpunkten sind alle Gipfel zu erreichen.

Das Almtal: Ein von Industriebetrieben noch völlig verschontes Gebiet. Mit Bahn und Straße bequem erreichbar (Autobahnabfahrt Vorchdorf-Almtal) ist der Hauptort Grünau im Almtal, das Zentrum der Anfahrts- und Anmarschwege vom Norden in die Prielgruppe. Eine vorzüglich ausgebaute Autostraße führt von hier, immer der Alm entlang, zum romantischen, ganz im Naturzustand erhaltenen Almsee. Ungefähr auf halbem Weg zweigt links die Straße ins Hetzautal zum Almtaler Haus und weiter zur Welser Hütte unter der Nordwand des Großen Priels ab. Vom Almsee führt der Weg zum großartigen Talschluß der Röll mit dem Sepp-Huber-Steig, dem kürzesten Anstieg zur Püh-ringehütte von der Nordseite. Zu dieser gelangt man von hier auch über die Grieskarscharte und die Elmgrube. Auch zwei landschaftlich ungemein reizvolle Übergänge seien erwähnt. Vom Almsee über den Hochpfad zum Offensee und vom Almtaler Haus in der Hetzau über den Ring nach Bernerau und von hier entweder rechts durch das Weißenbachtal nach Steyrbruck oder der Steyrling entlang talauswärts zum gleichnamigen Ort.

Das Stodertal: Es beginnt bei dem vorhin erwähnten Steyrbruck, unweit des Zusammenflusses der Teichl und Steyr, und verläuft in allgemein südwestlicher Richtung zum Salzsteigjoch. Priel- und Warschenedgruppe, deren Grenze es bildet, machen es

mit ihren gewaltigen Bergkämmen zu einem der schönsten Nordalpentäler überhaupt. Ein guter Teil der Erschließungsgeschichte des Toten Gebirges ist mit dem Hauptort Hinterstoder verbunden. Diesem kommt als Ausgangspunkt zahlreicher Fahrten in die angrenzenden Gebiete große touristische Bedeutung zu.

Das Becken von Windischgarsten: Ein klimatisch überaus begünstigter Kleinraum am Ostrand der Warscheneckgruppe. Verkehrsmäßig durch die Pyhrnbundesbahn und die neuzeitlich ausgebaute Pyhrnbundesstraße gut erschlossen, erfreut sich das zum Pyhrnbahngebiet zählende Windischgarstner Becken im Sommer und Winter steigender Beliebtheit. Die Hauptorte Windischgarsten, Spital am Pyhrn, Roßleiten und das durch seine Höhenlage ausgezeichnete Vorderstoder sind Talstützpunkte für das nördliche Warscheneckgebiet. Von ihnen sind Zeller und Dümmlerhütte sowie das Linzer Haus auf der Wurzeralm, dies auch mit der Seilbahn, leicht erreichbar.

Das Ennstal: Den isolierten Stock des Hochangern mit den Weißenbacher Mauern, den Mölbingkamm und die südlichen Vorlagen der Warscheneckgruppe, unter denen der Hochtausing erwähnenswert ist, erreicht man am besten von Liezen, Weißenbach, Wörschach, Stainach im Ennstal und Pürgg. Als Stützpunkte zu den Gipfeln sind Spechtenseehütte, Hochmölbinghütte, Liezener und Hintereggeralmhütte von Bedeutung.

Das Hinterbergtal: Es ist im Westen durch den Radlingpaß vom Ausseer Becken, im Osten durch die Schlucht von Untergrimming vom Ennstal abgeschlossen. Die Hauptorte Mitterndorf und Tauplitz-Klachau bilden mit der Tauplitzalm das bekannte Wintersportzentrum am Südrand des Toten Gebirges. Einer der längsten Sessellifte überwindet den Höhenunterschied von Tauplitz-Klachau auf die Tauplitzalm, während dorthin von Mitterndorf eine aussichtsreiche Höhenstraße ausgeht, die auch im Winter befahrbar gehalten wird. Die Stützpunkte auf der Tauplitzalm sind auch für den Sommerbergsteiger von Bedeutung. Außer den Gipfeln der südlichen Prielgruppe, die von ihnen erstiegen werden können, dienen sie auch als Ausgangspunkte für einige der empfehlenswertesten Übergänge beziehungsweise Durchquerungen im gesamten Toten Gebirge. Es seien hier nur angeführt: Der Übergang übers Öderntörl ins Öderntal und weiter zum Grundlsee, über das Salzsteigjoch nach Hinterstoder, über das Grimmingbachtal zur Hochmölbinghütte und weiter ins Ennstal oder im Winter mit Schiern über das Hochplateau der Prielgruppe entweder zur Pühringerhütte oder zum Prielschutzhaus.

Vom letzten Talort, Pichl, unterhalb des Radlingpasses, gelangt man ins Gebiet des Rötelsteins, Feuersteins und Kamps, bekannt durch eines der reichsten Vorkommen von Versteinerungen.

Das Ausseer Becken: Die letzte Tallandschaft zu Füßen des Toten Gebirges. Die Hauptorte Bad Aussee, Altaussee, Grundlsee und Gößl sind eng mit der Erschließung des Toten Gebirges verbunden. Es sei hier nur die Erschließertätigkeit Erzherzog Johanns, des „steirischen Prinzen“, erwähnt. Das „Erzherzog-Johann-Stüberl“ im Gasthaus Ladner am Grundlsee ist heute noch im ursprünglichen Zustand erhalten. Von den genannten Orten führen die Aufstiege zu den Höhenstützpunkten. Von Altaussee zur Lambacher und Loserhütte, von Bad Aussee und Grundlsee zur Wildenseehütte und zum Albert-Appel-Haus, von Gößl am Grundlsee zur Pühringerhütte am Elmsee. Zahlreiche Übergänge über das Hochplateau führen in die oberösterreichischen Talschaften. So gelangt man vom Ausseer Becken über die Blaa-Alm nach Bad Ischl, über die Wildenseehütte zum Offensee und nach Ebensee, über die Pühringerhütte nach Grünau im Almtal oder übers Prielschutzhaus ins Stodertal.

Alle diese äußerst knapp beschriebenen Talschaften dienen mit ihren Hauptorten meist mehreren Untergruppen als Ausgangspunkte zu den Höhenstützpunkten und Gipfeln. Sie wurden daher der Reihe nach aufgezählt. Nun zu den bereits eingangs gegeneinander abgegrenzten Untergruppen des Toten Gebirges selbst.

Die Warscheneckgruppe: Benannt nach dem höchsten Berg, dem 2389 Meter hohen Warscheneck. Im Gegensatz zur Prielgruppe mit ihren gewaltigen Hochflächen überwiegen hier die Kammbildungen. Zwei davon, Hirschedk- und Mölbingkamm, jener beim Salzsteigjoch, dieser mit dem Quendelstein im Gebiet von Tauplitz-Klachau beginnend, vereinigen sich, gegen Nordosten ziehend, bei der Kreuzspitze, um sich von dieser nun als Warscheneckkamm zuerst nach Nordosten über den Schrockenberg zum Pyhrner Kampl und von hier nach Osten über den Mitterberg oder Torstein zum Warscheneckgipfel fortzusetzen. Nun streicht der Hauptkamm über den Toten Mann in allgemein östlicher Richtung und, hiebei rasch an Höhe verlierend, zum Schwarzenberg, der letzten Bastion vor der Senke des Pyhrnpasses. Im Süden des Warscheneckkammes, von diesem durch eine stark verkarstete Hochfläche getrennt, erhebt sich noch einmal ein geschlossener Stock, der Hochangern mit den gegen Südwesten streichenden Weißenbacher Mauern. Diese bilden den wirkungsvollen Abschluß des Hochplateaus gegen die waldreichen Vorlagen. Der Hochtausing, vom Osten her gesehen ein auffallend kühn geformter Gipfel, ist auch als Kletterberg von einiger lokaler Bedeutung.

Der Hirschedkamm bricht gegen Norden ins Stodertal mit schrofigen Felsflanken ab, während auf seiner Südseite blumenreiche Matten zum Almgebiet überleiten. Die Überschreitung des ganzen Kammes beginnt man am besten beim Salzsteigjoch, dem uralten Übergang vom steirischen Salzkammergut ins oberösterreichische Hinterstoder. Zwei Scharten, die Hochstein- und die Türkenkarscharte, unterbrechen den sonst geschlossenen Kamm. Besonders die letzte vermittelt einen beliebten Übergang vom Stoder- ins Grimmbachtal. Vom Almkogel (Eisenberg) angefangen über das den Mittelteil beherrschende Hirschedk bis zum Schönberg erreichen fast alle Gipfel die Zweitausendergrenze.

Der Mölbingkamm, wesentlich länger, streicht vom Quendelstein über den felsigen Hechelstein zum Bärenfeuchten Mölbing, übersetzt den obersten Langpoltengraben zum Raidling und setzt sich nach der Niederhüttenalm mit scharfer Gratbildung über Klein- und Mittelmölbing zum Hochmölbing und zur Kreuzspitze fort.

Der Warscheneckkamm, die dritte ausgesprochene Kammbildung innerhalb der Gruppe, entwickelt sich in nordöstlicher Richtung über den Schrockenberg und die Elmscharte gegen den Pyhrner Kampl, zieht von diesem in reiner Ostrichtung über den Mitterberg oder Torstein und Rossarsch zum höchsten und bekanntesten Gipfel der Gruppe, dem Warscheneck. Von hier streicht der Kamm, wie bereits früher beschrieben, zum Schwarzenberg. Das Warscheneck selbst, der meistbesuchte Gipfel der Gruppe, baut sich aus einem reich gegliederten, mehrere bizarr geformte Trabantengipfel aufweisenden massegewaltigen Kalkmassiv auf. Die höchsten Teile nimmt ein langgezogenes Plateau ein, das vom Rossarsch im Westen über den Hauptgipfel zum Toten Mann im Osten zieht, sich aber auch in zwei nach Norden streichenden Nebenkämmen fortsetzt. Der westliche leitet als breiter Rücken zum Lagelsberg und bricht gegen das Loigistal und Windhagerkar mit felsdurchsetzten Flanken ab. Der östliche, zur Kupferspitze absinkende Kamm trennt das eben genannte Windhagerkar vom Glöcklkar. Dieses wird im Osten von einem langen Rücken flankiert, den der Tote Mann nach Nordosten entsendet. Bei der sogenannten Speikwiese setzt sich ein weiterer Nebenkamm gegen Osten zur Roten Wand ab, der das Stoffenkar von den Steilhängen der Seeleiten mit dem Brunsteinsee zu ihren Füßen trennt. Die lange Front der gegen Südosten gewandten Barrieren des Massivs ist ebenfalls durch Grate und Kare reich gegliedert. Der Südostgrat schiebt sich weit in das angrenzende Plateau vor und endet mit dem kegelförmigen Widerlechnerstein. Der zum Ramesch ziehende Ostgrat trennt, durch die Frauenscharte unterbrochen, das Frauen- vom Brunsteinkar. Unter der 500 Meter hohen Südwand des Warscheneck endlich ist das seichtere Weitkar eingebettet.

Der Hochangern mit den Weißenbacher Mauern bildet die Südbastion der Gruppe. Relativ früh erschlossen, fielen seine aussichtsreichen Gipfel, sehr zu Unrecht, bald wie-

der der Vergessenheit anheim. Der 2113 Meter hohe Angerkogel vermittelt gegen Westen und Norden Einblicke in das gewaltige Karstplateau zwischen Mölbing- und Warscheneckkamm, gegen Osten und Süden ins Ennstal und die Niederen Tauern.

Die Prielgruppe: Durch ihre Lage, Ausdehnung und die Höhe ihrer Gipfel ist sie so recht das Herzstück des Toten Gebirges. Ihre unübersichtlichen, fast völlig vegetationslosen Felswüsten mit ihren Kratern und Dolinen bieten dem Betrachter nicht selten den Anblick einer dem Leben abholden Mondlandschaft. Nur hier auf der Hochfläche konnte die Bezeichnung „Totes Gebirge“ entstehen, um schließlich namengebend für die gesamte Gruppe zu werden. Von ihrer die höchsten Erhebungen aufweisenden Nordflanke, die unvermittelt gegen die vorgelagerten Waldgebiete abbricht, über die eigenartigen, der Hochfläche aufsetzenden Plateauberge bis zu dem seenreichen Almengürtel im Süden reicht ihr Gebiet. Der 2514 Meter hohe Große Priel entsendet nach allen Himmelsrichtungen seine Kämme. Nach Norden einen unbenannten, der von der Arzlochscharte zum Kreuz und weiter zum Zwillingkogel zieht, um dann, rasch an Höhe verlierend, sich über Zöbel und Schranken fortzusetzen und mit dem Sandberg im Waldgelände zu enden. Nach Osten streicht der wesentlich bedeutendere Prielkamm über Teufelsmauer, Kirchtagsmauer, Anglmauer und Schwarzkogel zum Kleinen Priel. Seine Überschreitung ist eine der schönsten und abwechslungsreichsten Fahrten im Bereich der Prielgruppe. Die weiteren beim Hauptgipfel ansetzenden Kambildungen umschließen fast im rechten Winkel die gewaltigen Hochflächen der Gruppe. Der nach Süden streichende Stoderkamm beginnt jenseits der Klinserschlucht mit der formschönen Felsgestalt der Spitzmauer, sinkt dann zum Meisenberg ab und bildet mit Bösenbühel und den beiden Hockkästen die großartige Südumrahmung der Dietlhölle. Mit dem Brandleck und Hebenkas weit gegen das Stodertal vorstoßend, zieht er über Mitterberg, Großen Kraxenberg, die Brieglersberge und die weit gegen das Salzsteigjoch vorgeschobene Gamsspitze zum Grubstein und endet mit diesem in der Gegend des Steyrersee. Die Überschreitung dieses Kammes vom Prielschutzhaus oder der Welser Hütte aus ist eines der längsten Unternehmen und erfordert zehn bis zwölf Stunden bis zum Steyrersee.

Der nächste am Großen Priel ansetzende Kamm, der Almseekamm, streicht über den doppelgipfeligen Sauzahn gegen Westen zum Schermberg und über die Pfaffenschneid zum Rotgschirr. Hier entsendet er nach Norden den touristisch kaum bekannten Hetzaukamm. Dieser trennt mit seiner abenteuerlich geformten Zackenschneide die gewaltigen Talschlüsse der Röll und der inneren Hetzau mit dem Büchsenkar. Vom Rotgschirr sinkt der Almseekamm zur Röllscharte ab, um sich dann über Neuner, Zehner und Elfer zur Grieskarscharte und weiter zum Zwölfer und Einser, den Gipfeln der „Almtaler Sonnenuhr“ fortzusetzen. Mit dem Großen Woising erreicht unser Kamm noch die Zweitausendergrenze, um dann über Feigenthalhimmel und Roßkogel zum Weißhorn abzusinken.

Den Südwestteil der Gruppe, der gegen das Ausseer Becken zum Teil unvermittelt mit steilen Wänden abbricht, nimmt ebenfalls eine Plateaulandschaft ein, die sich bis zur Gegenwart ihren urtümlichen Charakter gewahrt hat. Die gewaltige, reich gegliederte Trisselwand über dem Altausseer See und die steinernen Wächter über dem Grundlsee, Backenstein, Reichenstein und Siniweler, können als charakteristische Randberge von der Hochfläche aus leicht erstiegen werden. Inmitten dieses Südwestplateaus, das gegen Osten durch Graswand und Salzofen abgeschlossen wird, liegt in einem tiefen Einbruchkessel der sehenswerte Dreibrüdersee.

Der Steyrerseekamm mit dem massigen Traweng bildet den südlichen Abschluß der Gruppe und gibt zugleich die wirkungsvolle Nordumrahmung des Schiparadieses der Taupfützalm.

Die Wildenkogelgruppe (Schönberggruppe): Die dritte unserer Untergruppen schließt westlich der bereits erwähnten Einbruchlinie Altausseer See—Wildensee—Offensee an die Prielgruppe an. Ihre übrigen Grenzen fallen mit denen der Gesamtgruppe zusam-

men. Weniger imponierend als ihre östlichen Nachbarn und diesen auch an Höhe und Ausdehnung nachstehend, ist sie dafür das ideale Bergwandergebiet schlechthin. Eine bald mehr, bald weniger ausgeprägte Kammbildung setzt mit dem kastellartigen Loser, dem Wahrzeichen des Ausseer Landes, an und streicht über Hochanger, Greimuth, Bräuningzinken und Bräuningnase zum Schwarzmoossattel und in nordöstlicher Richtung weiter über Vorderen und Hinteren Schwarzmooskogel zum Augsteck und zum Rinnerkogel. Der Mittelpunkt der Gruppe, der 2093 Meter hohe Wildenkogel oder Schönberg, ist mit Loser und Rinnerkogel einer der häufigst besuchten Gipfel im Westteil des Toten Gebirges. Mit der aussichtsreichen Hohen Schrott, die das Trauntal von Bad Ischl bis Ebensee flankiert, und der charakteristischen Felsgestalt des Sandling schließt die Gruppe im Westen ab.

Nicht verschwiegen werden soll, daß das Tote Gebirge rings von einem Kranz bewaldeter Vorberge umgeben ist, die auf gut instand gehaltenen und bezeichneten Wegen auch von anspruchsloseren Wanderern besucht werden können. Oft bieten ihre Gipfel überraschend schöne Blicke auf die mit senkrechten Wänden gegen die Täler abbrechenden Randberge.

Im westlichen Toten Gebirge

SEPP WALLNER

Vom Großen Priel zum Schönberg

Neben dem Dachsteinstock zählt das Tote Gebirge zu den größten Plateaugebirgen der Nördlichen Kalkalpen. Es ist von Gesteinen der Triasformation (unten: Werfener Schichten, Muschelkalk, Ramsaudolomit, Hauptdolomit; oben: Dachsteinkalk) aufgebaut. Unabsehbar sind die Einöden und Weiten der gewaltigen verkarsteten Hochflächen, die von vielen Dolinen und Klüften zerrissen werden, in die in den höheren Lagen oft Schneefelder eingelagert sind. Die durchschnittliche Höhe des Hochplateaus beträgt 2000 Meter.

Der Große Priel¹, mit 2514 Metern der höchste Berg des Toten Gebirges, steigt als mächtiges Riff aus dem Hochplateau gegen Osten auf. An seinem Westabfall entspringen zwei mächtige Grate; der eine verläuft über den Brotfall, die Spitzmauer, die Hochkastengruppe usw. nach Süden und bildet die Randbegrenzung des Stodertales, der andere verläuft über das Almtaler Köpfl, den Schermberg, das Rotgschirr usw. nach Westen und stellt den Nordabfall des Toten Gebirges gegen das Almtal hin dar. Diese beiden Grate oder Kämme umschließen das gewaltige Plateau, das etwa 400 Quadratkilometer umfaßt.

Wenn die ungeheure Öde des Hochplateaus vom Großen Priel her gegen Westen durchwandert ist, dann erreicht man am Rotkögelsattel eine Pforte in eine freundlichere Landschaft. Die der Hochfläche entragenden Berge werden niedriger, schmücken sich mit dunklem Krummholz, und zwischendrinnen liegen grüne Hochseen, vor allem der Elmsee mit der traulichen Pühringerhütte unserer Sektion Wels im Herzen des Toten Gebirges. Es schließt das Almenland der Brunn-, Henar- und Augstwiesen und Wildensealmen mit ihren reichen Blumenwundern der Alpenflora an. Doch noch einmal steigen die wilden Kalkriffe des Toten Gebirges über 2000 Meter auf, um in der Schönberg-(Wildenkogel-)Gruppe die wildschöne Kalkpracht dieses Gebirgsstockes vor dem Absinken in die waldgrünen Berge des Salzkammergutes vor Augen zu führen.

Die ersten Menschen, die sich auf die große Hochfläche wagten, waren wohl die Jäger, oder noch besser gesagt, die Wildschützen, die dem edlen Gamswild nachstiegen, das ja gerade im Südostplateau mit den Adlern bis heute seine wunderbaren Einstände hat. Diese Wildschützen gaben auch den Ortlichkeiten ihre Namen, wie zum Beispiel die „Kalte“ und die „Warme Herberg“ im „Gast“-Kar, wo sie höhlenartige Herbergen fanden, auf Latschenlagern ausruhten und zu Gast waren. Dieses Gebiet ist bis heute eines der größten und unberührtesten Einstandsgebiete für das Gamswild in den gesamten österreichischen Alpen, in das kein gebahnter Weg führt und in das kaum einmal ein Jäger vordringt. Der Anmarsch bis zu seinem Beginn allein beträgt ja mindestens fünf bis sechs Stunden!

Auch die ersten Überquerungen des Toten Gebirges, von wirklich mutigen Touristen durchgeführt, erfolgten über das Südostplateau; also durch die Dietlhölle oder die Pol-

¹ Am Mittelblatt der Toten-Gebirge-Karte gelegen.

sterlucke und Weitgrube über den Bösenbühelsattel (Bösenbühel = Semmelberggrücken) zum Kammerboden (Lackenhütte) oberhalb des Toplitzsees. Und auch die ersten „wilden“ Bergführer gingen mit ihren Touristen bei den Überquerungen diese Route über das Südostplateau. Erst viel später, als *Karl Krahl* 1875 die Brotfallhöhle als Notunterkunft einrichten ließ und die Österreichische-Touristenklub-Sektion Windischgarsten 1884 das Karl-Krahl-Schutzhaus auf der Oberen Polsteralm erbaute, und besonders als die Alpenvereinssektion Linz um die Jahrhundertwende die Elmgrubenhütte einrichtete, vereinsamte diese Route, und die Überquerungen erfolgten nun vom Großen Priel her oder durch die Klinserscharte und über den Temelbergsattel ins Schneetal, weiter über den Rotkögelsattel zum Elmsee, Elmgrube, Lahngangseen und Grundlsee. Mit der Erbauung der Pühringerhütte und dem Ausbau des „Ausseer Weges“ durch die Alpenvereinssektion Wels nach dem ersten Weltkrieg wurde diese Route über das Hauptplateau für die Überquerungen eindeutig und für alle Zeiten festgelegt. Man verbindet ja heute eine Toten-Gebirge-Überquerung meistens mit der Ersteigung des Großen Priels. Das Südostplateau wird daher im Sommer nur noch selten begangen, dafür ist es im Nachwinter, Frühling und Frühsommer das Ziel der Schitouristen, die die großen Schidurchquerungen des Toten Gebirges vom Prielschutzhaus zur Tauplitzalm oder von der Pühringerhütte zur Tauplitzalm (oder umgekehrt) durchführen.

Als ich das erstmal mit meinen Klubvätern vom Touristenklub Linz auf den Großen Priel ging und beim Erreichen der Brotfallscharte die ungeheure Felswüstenei der Hochfläche erblickte, hinter der sich fern im blauen Licht des Sommertages der Dachstein mit seinen weißen Gletschern erhob, da war ein großes Staunen und ein tiefes Erleben in mir. Und als ich später als Jugendführer des Alpenvereins oft mit jungen Bergkameraden, die meist zum erstmal im Gebirge waren, diese Schwelle überschritt, konnte ich immer wieder den gewaltigen Eindruck, den diese große ernste Öde auf die Seelen dieser jungen Menschen ausübte und oft bis zur Erschütterung wirkte, feststellen und wahrnehmen.

Zum Beginn meiner Bergsteigerlaufbahn ging man noch in eineinhalb Tagen von Dirnbach (Bahnhof Hinterstoder) bis Bad Aussee über das Tote Gebirge; am Samstagnachmittag in fünf Stunden zum Prielschutzhaus und am Sonntag in zehn bis zwölf Stunden über das ganze Gebirge nach Bad Aussee. Das war damals mit den Nagelschuhen auf den glatten Platten ein Eiertanz, und mancher hat sich in den unzähligen Klüften, Trümmern und Blockhalden den Fuß verknackst. Es war im Beisein von Kameraden nicht so schlimm, konnte aber allein und mit einem Bruch das Ende sein. Heute erleichtern die Gummisohlen eine solche Überquerung wesentlich.

So hat auch die Hochfläche, wo man ja kaum abstürzen kann, ihre Gefahren. Es sind vor allem Nebel, Gewitter und Schneesturm. Ich erinnere mich an eine Pfingstfahrt, wo plötzlich ein ausgewachsener Schneesturm über die Höhen brauste und es aller körperlicher und geistiger Fähigkeiten bedurfte, zur Pühringerhütte durchzufinden. Dann an ein Hochgewitter im August, wo wir schutzlos in einer Spalte lagen und vor uns an den Rotkögeln die Blitze einschlugen. Denn trotz mancher Überhänge und höhlenartiger Buchten findet man im notwendigen Augenblick bestimmt keine Zufluchtsstätte. Und schließlich im Herbst einmal, wo durch einen Wettersturz binnen kurzer Zeit der Winter eingezogen war, der Schnee alle Wegspuren und Markierungen verdeckte und der Nebel jede Sicht nahm. Da heißt es dann, zu bestehen und zu zeigen, was man als Bergsteiger kann! Es ist daher gut, auch hier immer Karte (Marschskizze) und Kompaß mitzubhaben.

Am schönsten sind diese Überquerungen wohl mit den Schiern im Nachwinter und Frühling, wenn es Sonne und Firnschnee gibt. Eine Schidurchquerung des Toten Gebirges kann sich bestimmt mit den großen Gletscherfahrten der Ötztaler und Stubaiäer Alpen messen.

Die Überquerung des Toten Gebirges ist durch die ungeheuren Ausmaße dieses Bergraumes und vor allem für junge Menschen, die erstmals im Gebirge wandern, immer ein großes Erlebnis!

Aussee und seine Berge

Irgendwer — ich glaube, es war ein lokalpatriotischer Fremdenwerber — hat festgestellt, daß Bad Aussee im Mittelpunkt Österreichs liegt. Der kritische Prüfer dieser Behauptung wird an Hand von Landkarte und Maßstab tatsächlich feststellen können, daß das steirische Salzkammergut der ungefähre Mittelpunkt zwischen Bodensee und Neusiedler See und Böhmerwald und Karawanken ist. Zwischen dem Toten Gebirge im Norden und dem Dachsteinstock im Süden liegt das Ausseer Land und breitet sich der bekannte Salinen- und Kurort Bad Aussee in einer weiten, grünen Talmulde voll Almen, Bergwäldern, Parkanlagen und schimmernden Seen aus und hat reichlich Anteil an beiden Gebirgsgruppen. Im Weichbild Bad Aussees vereinigen sich die Altausseer Traun, die Grundlseetraun und die Kainischtraun zur Koppentraun, und ihre grünen Bergwasser strömen durch das enge Koppental weiter zum Hallstätter See. Zwischen den alten, sauberen Bürgerhäusern sind Gärten und Baumgruppen eingestreut, so daß der naturhafte, ländliche Charakter des Kurortes bewahrt blieb. Von den alten Bauwerken sind besonders sehenswert die Pfarrkirche aus dem 15. Jahrhundert, die Spitalskirche, das sogenannte „Plochhaus“, das Geburts- und Sterbehaus der schönen Ausseer Postmeisterstochter Anna Ploch, der späteren Gräfin Meran und Gemahlin des Erzherzogs Johann von Österreich, und das Kammerhofgebäude aus dem 14. Jahrhundert, Sitz der Salinenverwaltung. Auch die Besichtigung der Salinenanlagen, vor allem des Salzsudhauses, ist interessant, und der Bergfreund soll den Besuch des berühmten Ausseer Alpengartens mit alpiner Flora aus aller Welt nicht versäumen.

Der Heilkraft der hochkonzentrierten Sole, die aus dem Altausseer Salzberg zugeleitet wird, verdankt Bad Aussee seinen guten Ruf als Kurort. Die Sole wird zu warmen Bädern und zu Inhalationen verwendet. Dazu kommt noch eine Reihe weiterer Kurmittel und Therapien. Neben diesen hervorragenden Kurbehelfen wird Bad Aussee durch ein mildes Klima und seine schöne Bergumrahmung ausgezeichnet, es ist daher einer der besuchtesten und berühmtesten Kurorte der österreichischen Alpen.

Wer den Bergkranz um Bad Aussee recht eingehend betrachten und bewundern will, der steige auf den Tressenstein mit seiner hohen Warte (1192 Meter) und einer Straße bis zum Tressensattel. Ein wunderbares Bergpanorama entrollt sich auf dieser Höhe vor dem Beschauer. Durch das Tal der Kainischtraun geht der Blick hinaus zum Grimmingstock und Kammergebirge, das Mühleck steht davor. Hoch über Aussee ragt der Zinken. Im Süden grüßen die Dachsteinberge; hoch über dem glitzernden Hallstätter Gletscher stehen der Hohe Dachstein und die Dirndln. Wo sich das Koppental zum Koppwinkel engt, steigt der Sarstein auf, ein schöner, aber wenig bekannter Aussichtsberg. Nach der Senke des Pötschenpasses, der die geographische Grenze zwischen dem Toten Gebirge und der Dachsteingruppe bildet, steht der Sandling. Nordwestlich, dem Beschauer zu Füßen, liegt nun Altaussee mit seinem See, und stolz und hoch stehen darüber Loser, Hochanger, Greimuth und Bräuningzinken. Aus dem Altausseer See steigt die kühne Trisselwand empor, die herüberzieht zum Ahornkogel. Gegen Nordosten lagert sich die weite, schimmernde Fläche des Grundlseen hin, umschlungen von den kalkweißen Zinnen des Toten Gebirges. Über den Kammerboden geht der Blick in die unendlichen Weiten und Öden dieses Gebirgsstockes hinein. Hoch steht die Weiße Wand über den grünen Bergwäldern, und ganz rechts im Osten ragt der Lawenstein, hinter dem die schöne und winterberühmte Tauplitz liegt. Rötelstein, Kampl, hinter dem Mitterndorf mit seiner Straße zur Tauplitzalm liegt, und der Hohe Radling entragen diesem weiten Talbecken.

Die Ausbeutung der Ausseer Salzlager geht, wie Funde eindeutig beweisen, schon auf die Römer zurück; die Geschichte der Ausseer Salzstollen hängt mit der des Hallstätter Salzberges auf das engste zusammen. Die Völkerwanderung brachte slawische Stämme in die Gegend, noch heute künden aus ihren Sprachen stammende Berg- und Flußnamen von ihrer Anwesenheit. Urkundlich kommt der Name zuerst als Owse und Oussee vor, und zwar zur Zeit, als die Grafen des Traungaus diese Gegend in Besitz nahmen. Über die Traungauer kam sie an die Habsburger, die dann auch die Salzgruben ihrem „Kammergut“ einverleibten. Die alte Zeit ist in den alten Bauten, in den Trachten, Liedern und Bräuchen der bodenständigen Bevölkerung noch immer ein wenig lebendig und gegenwärtig.

Dem Bergsteiger und Bergwanderer, der seinen Aufenthalt im Ausseer Land nimmt, bieten sich reiche Fahrtenmöglichkeiten. Da ist der Zinken mit 1854 Metern, der Hausberg der Ausseer. Der Sarstein (1975 Meter) wird am besten von der Pötschenstraße aus erstiegen; von Obertraun aus steht sogar eine Unterkunft, die Sarsteinhütte des TVN, zur Verfügung. Von Altaussee über die Hintere Sandlingalm geht der Weg auf den durch einen großen Bergsturz bekannten Sandling (1717 Meter) oder über die Blaa-Alm zur Ischler Hütte und auf den Schönberg (2093 Meter) oder Wildenkogel, wie ihn die Ischler nennen. Ebenfalls von Altaussee erfolgt der Aufstieg zur Loserhütte der Alpenvereinssektion Bad Aussee — übrigens das erste Schutzhäus im Toten Gebirge! — und damit zum Loser (1838 Meter), Hochanger (1837 Meter), zum lieblichen Augstsee, zum Bräuningzinken (1899 Meter) usw. Man kann von dort weiterwandern über den Hochklopfattel zur Wildenseehütte und zum Albert-Appel-Haus. Der direkte Anstieg zu diesen beiden Hütten erfolgt von Altaussee über den Hochklopfattel oder von Grundlsee über das Almbergloch und die Brunnwiesen. Von der Wildenseehütte und dem Appelhaus gehen die markierten Alpenvereinswege auf den Schönberg (Wildenkogel, 2093 Meter), den Rinnerkogel (2012 Meter), den Woising (2061 Meter) und viele weitere Gipfel des Toten Gebirges, und es eröffnen sich bezeichnete Übergänge nach Bad Ischl, Steinkogl und zur Pühringerhütte am Elmsee. Der direkte Anstieg zur Pühringerhütte erfolgt aber von Gößl am Grundlsee aus. Die Pühringerhütte ist Stützpunkt für die Besteigung der Hauptgipfel des Toten Gebirges, wie Großer Priel (2514 Meter), Spitzmauer, Temelberg, Schermberg, Rotgschirr usw., von Aussee aus, also vom Westen her, und eröffnet die Übergänge nach Grünau im Almtal und in das Stodertal. Wenn man es nicht vorzieht, mit der Bahn nach Klachau-Tauplitz oder bis Mitterndorf zu fahren, so kann man von Gößl am Grundlsee über den sogenannten „Salzsteig“ durch das Öderntal die Tauplitzhochfläche mit ihren vielen Bergsteigerhütten und ihren reichen Fahrtenmöglichkeiten erreichen. Leichte Gipfelwege führen da auf den Lawenstein, auch Lopern genannt (1964 Meter), Schneiderkogel, Traweng usw. Als bizarrer Kletterberg steht der Sturzhahn (1903 Meter) unter diesen Schimugeln. Das ist sommers, aber im Winter ist das ganze Gebiet vom Loser und Wildensee über das Hochplateau des Toten Gebirges bis zur Tauplitzalm ein hervorragendes Schigebiet, das oft als der „steirische Arlberg“ — hier wenigstens das Gebiet der Tauplitzalm — benannt wird.

Wenn man die Salzkammergutbahn Attnang-Puchheim—Stainach-Irdning benützt, mit der man ja auch anreist, so kann man das ganze westliche Tote Gebirge im Westen und Süden umfahren und von den einzelnen Haltepunkten zu vielen schönen Bergfahrten aufbrechen. Diese Bahnlinie eröffnet aber auch alle Zugänge in die südlich gelegene Dachsteingruppe und auf den Grimming; von Steeg-Gosau zur Adamekhütte und zum Torstein, Mitterspitz, Dachstein und zu den vielen Felszinnen des Gosaukammes, von Hallstatt und Obertraun zur Simonyhütte und zum Krippenstein und damit wieder zum Hohen Dachstein (2996 Meter) und den anderen Hochgipfeln der Gruppe, und schließlich von Klachau auf den Grimming. An den Besuch der Dachsteinhöhlen auf der Schönbergalm — von Obertraun aus — zu erinnern, soll hier nicht vergessen werden.

So kann Bad Aussee beziehungsweise das Ausseer Land auch für einen Bergurlaub als Standpunkt einmal in Frage kommen, die reichen Fahrtenmöglichkeiten rechtfertigen dies. Der Besucher wird dabei ein wunderbares Bergland kennenlernen, das zur Erholung und Freude der Menschen wie ein Lustgarten daliegt und erschaffen wurde. Die Ausgabe des Westblattes der neuen Toten-Gebirge-Karte 1 : 25.000 durch unseren Alpenverein rückt dieses Bergland besonders in den Blickpunkt der Bergfreunde und ist gleichsam eine Einladung für die Bergsteiger, diesen herrlichen Erdenfleck auf ihren Bergfahrten zu besuchen. Der alte Ausseer Liedersänger und Volksdichter Johann Kain sagte:

„Ja, i sag's a allmal,
Zum lebn is überall,
Aber das sag i eh,
Nit so wia in Aussee.“

Berg- und Wanderbilder

Das westliche Tote Gebirge bietet dem schärferen Bergsteiger — die Trisselwand ausgenommen — keine aufregenden Ziele mehr, aber dem besinnlichen Bergwanderer schenkt es ungezählte Stunden reinsten Höhenglücks. Frühmorgens begleitet ihn die auf und ab schwellende Melodie der Herdenglocken auf die einsamen Gipfel, am hohen Mittag hält er zwischen harzduftenden Legföhren oder an frischen Bergwassern freundliche Rast, und an stillen Abenden träumt er vor traulichen Schutzhütten von neuen Bergwegen.

Offensee

Pfingsten war gekommen, und ich wollte eigentlich von Norden her auf die großen Höhen des Toten Gebirges. Der Schnee war aber in diesem Jahr noch zu hoch, vielleicht hatte ich auch zuwenig Auftrieb oder war es eine liebe Gesellschaft, ich wanderte jedenfalls vom Almsee durch die ehrwürdigen Hochwälder des „Hochganges“ hinüber zum Offensee, der sich am Nordabsturz in einer Falte des Toten Gebirges verborgen hält. Eben hatte der junge Frühling tausend Blumenkinder um den See erweckt, und ein frischer Wind trieb Silberwellen über die Wasser zu unserem Ufer. So verfaulenzten wir einen sonnengoldenen Nachmittag an seinen Gestaden, um dann restlos beglückt von unserer Pfingstfahrt nach Steinkogl hinauszuwandern.

Hochkogel

An einem föhnigen Spätsommertag stieg ich von Steinkogl den Offenseebach und Gimbach entlang hinauf zur Mittereckalm und durch den engen Graben zwischen Blangitzer (Grünberg, 1868 Meter) und Hochkogel (1591 Meter) empor zum traulichen Ebenseer Naturfreundehaus. Unter den Eindrücken zahlreicher Bergerlebnisse ist mir heute noch der Bergabend da droben in lebhafter Erinnerung. Der Föhnsturm hatte die westliche Wolkenwand zerrissen, und nun flutete aus den Lücken die Abendsonne über die Berge. Links vom Höllengebirge traten zwischen Sonnengrelle und Wolkendüsternis abenteuerliche Bergsilhouetten der Salzburger und Bayerischen Alpen hervor, und die umliegenden Höhen, Blangitzer, Scheiblingkogel, Rauchkögeln usw., waren in der allgemeinen Düsterteit des Abends durch die durchbrechenden Strahlen gespenstisch angeleuchtet. Lange schaute ich noch von der Höhe des Hochkogelgipfels in die waldige Tiefe des

Tales und der Vorberge, bis die Nacht emporstieg und auch meine Hochwarte einhüllte. Anderntags stieg ich auf das Möselhorn und auf den Schönberg.

Peterngupf — Hohe Schrott

In zarter Nachsommersonne wandelten wir zu zweit einmal hinüber über den lichtumflossenen Kamm und Grat zur Schrott. Ein hervorragender Bergweg im Weichbild der Kurstadt Bad Ischl! Großartige Niederblicke ins Traun- und Gimbachtal begleiten den Wanderer bei seinem manchmal sogar etwas luftigen Gang, zu dem er von Steinkogl bis Bad Ischl etwa acht bis zehn Stunden braucht.

Wildensee

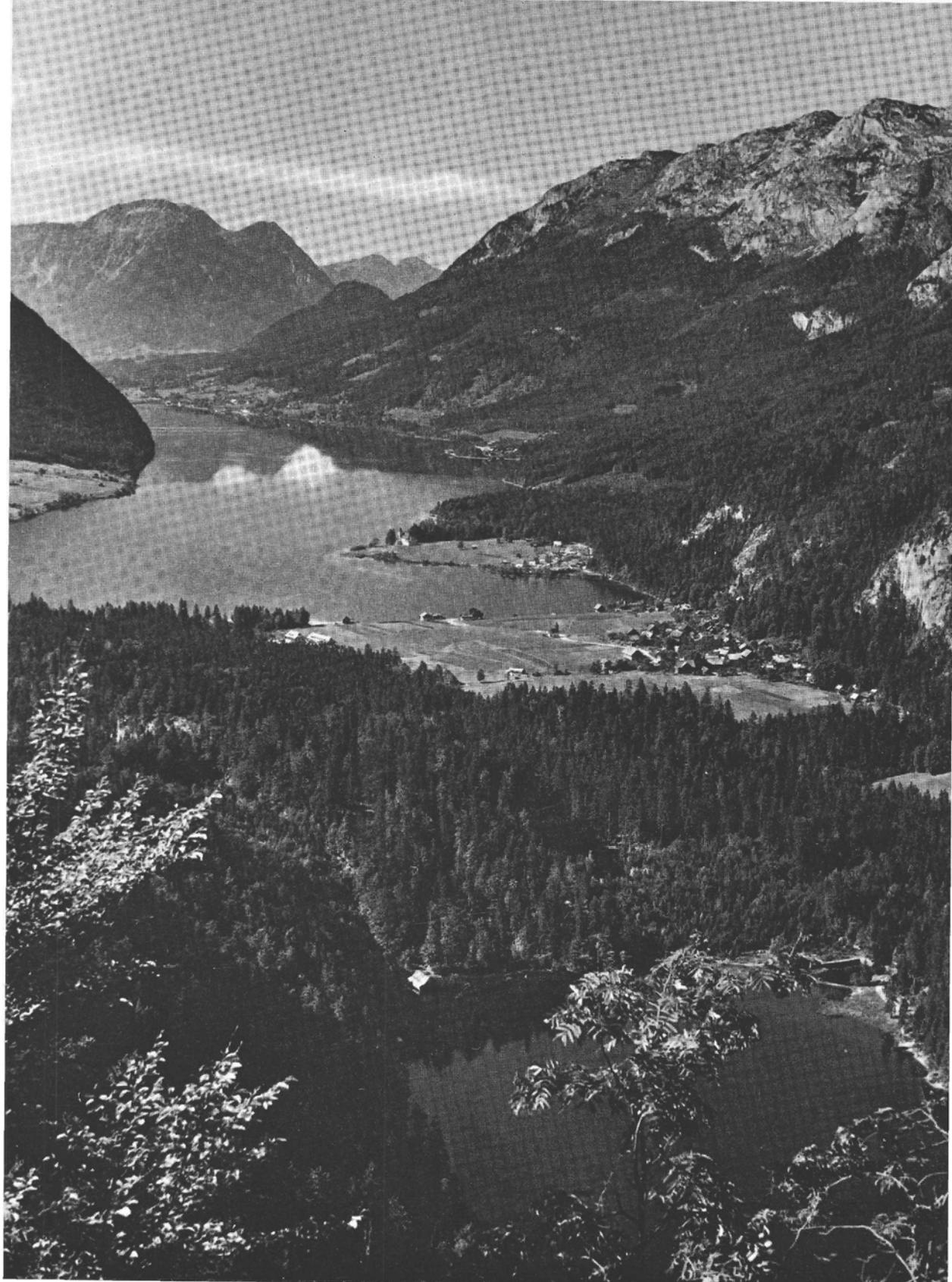
Wie eine Enzianblüte liegt der Wildensee im Felsgewoge des westlichen Toten Gebirges. Oft und zu verschiedenen Tages- und Jahreszeiten galt ihm unser Wandern, und immer war er schön, wunderschön! Abends, wenn das letzte Licht im Seeauge verglimmt, das von den Felsen des Rinnerkogels niederfließt, oder im Bergmorgen zur Alpenrosenzeit, und nächstens spiegeln sich tausend Sterne in seiner dunklen Scheibe. Wie schön war er doch gerade im Frühling, wenn dieser bergherb auch hier seinen Einzug hielt, oder in den glasklaren Tagen des Herbstes, da lag er wahrhaftig wie eine Verheißung großen Erlebens in den Bergen vor uns. Köstliche Stunden des Träumens verrannen an seinen Ufern, zeitlos und wunschlos, und wenn wir mit dem zunehmenden Alter nicht mehr so sehr auf die ganz steilen Höhen steigen können, dann kommen wir noch oft an dein Gestade, du schöner Wildensee im Stillfrieden des Toten Gebirges!

Appelhaus

Das Albert-Appel-Haus des Österreichischen Touristenvereines in Wien auf der Henarwiesenalm im westlichen Toten Gebirge ist für mich seit vielen Jahren eine Art „Hospiz in weltferner Bergeinöde“. Mit einem weitgewanderten Kämpfen, der nicht müde wurde, uns immer wieder die nahen und fernen Höhen unserer Heimat zu nennen, waren wir zwei Jungen über das wilde Plateau des Toten Gebirges gezogen, am freundlichen Elmsee und an der Pühringerhütte vorbei. Todmüde, im letzten Tageslicht und bei einem aufziehenden Hochgewitter, erreichten wir gerade noch das Appelhaus und waren unter seinem schützenden Dach geborgen vor dem elementaren Höhensturm und Wolkenbruch. Eine wilde Nacht lang leuchteten die Blitze in unseren Schlafräum. Das Appelhaus ist aber auch wirklich ein wichtiger Stützpunkt im Sommer und noch mehr im Winter. Wie von einem Knotenpunkt, einer Drehscheibe gehen von ihm die Wege aus: zum Elmsee und zur Pühringerhütte, zum Woising hinaus, zum Rinnerstübl und Offensee, zum Schönberg, zur Ischler und zur Hochkogelhütte, zum Hochklopfattel und zur Loserhütte oder nach Altaussee und schließlich über die Brunnwiesen zum Grundlsee hinab oder über den Kamm zum Ahornkogel und nach Bad Aussee.

Schönberg (Wildenkogel, 2093 Meter)

Ein andermal waren wir vom Appelhaus und Wildensee aus im Anstieg zur höchsten Erhebung des westlichen Toten Gebirges, die die Oberösterreichier Wildenkogel, die Steirer hingegen — welch Gegensatz! — Schönberg nennen. Vom Rinnerkogel her über den Großen Scheiblingkogel, rechts vom Rauchfang, stiegen wir ziemlich direkt dem Berg



Blick über Toplitzsee, Ortschaft Gößl, Grundlsee zum Saarstein; rechts die Abbrüche des Toten Gebirges
(Aufn. Alb. Rastl, Bad Aussee)



Blick auf Bad Aussee und das Tote Gebirge; in Bildmitte Tressenstein, dahinter links Loser, rechts Trisselwand
(Aufn. Alb. Rastl, Bad Aussee)

zu. Einen großartigen Ausblick bietet der Schönberg seinen Besteigern, von den Tauern geht der Blick hin zum Böhmerwald und hinaus zu den Berchtesgadener Alpen. Im Osten lagert sich das mächtige Tote Gebirge hin bis zu den Ennstaler Bergen, prächtig steht im Süden der Dachstein mit seinem Gletscherfeld als Wächter unserer Heimat. Näher grüßen die grünen Höhen des Salzkammergutes, der weit hingelagerte Traunsee mit der Kurstadt Gmunden, und im Westen draußen schimmert der Wolfgangsee. Wir konnten uns lange nicht losreißen von diesem eindrucksvollen Bild der Berge, das unsere jungen Gemüter zutiefst ansprach. Dann stiegen wir aber doch hinunter, und zwar mit einigen Fleißaufgaben in den Felsen zur Ischler Hütte.

Ischler Hütte

Eine echte, rechte Bergsteigerhütte, die 1927 vom Ischler Bergsteigerbund (der inzwischen in der Alpenvereinssektion Bad Ischl aufging) erbaut wurde. Sie liegt, von alten Tannen umrauscht, auf der 1355 Meter hohen Schwarzbergalm, einige Meter über der oberösterreichischen Grenze auf steirischem Boden. Sie hält zäh fest an der alten Bauweise des Kammergutes und ist daher von Alm- und Jägerhütten nicht viel zu unterscheiden, aber sie weiß, daß sie doch kommen, die Bergfreunde, und daß sie sich recht wohl fühlen in der altväterlichen Gemütlichkeit und anheimelnden Enge eines Bergbauernhauses. Sie kommt als Stützpunkt für alle westlichen Randgipfel des Toten Gebirges in Betracht und ist bei Winterdurchquerungen des Gebirgsstockes mit Ausgangs- oder Endpunkt Bad Ischl besonders wichtig. Mehrmals betrat ich dieses traute Heim, damals, bald nach dem großen Krieg. Hatte sich auch unten und im Lande draußen manches geändert, so war doch hier alles gleichgeblieben, nur die alten Balken der Hüttenwand waren noch älter und verwitterter geworden. Ein später Sommer ließ im September oben im Karboden Enzian und Alpenrosen blühen, und über dem ganzen Bergland lag ein Schimmer der alten Zeit oder, besser gesagt, der Zeitlosigkeit der ewigen Bergnatur.

Rettenbachtal

Wenn wir nach schönen Höhentagen in der Schönberggruppe wieder talwärts mußten und durch die Hochwälder niederstiegen, fanden wir auf einer Märchenwiese hingestellt und verstreut die Baulichkeiten der Ischler Rettenbachalm. Gar freundlich saß es sich da mit dem Erlebnis seiner Fahrt im Herzen bei einem frischen Trunk unter den Bäumen vor der Wirtschaft. Dann trabten wir den rauschenden, stürzenden Wassern des Rettenbaches entlang das malerische Bergtal hinaus nach dem schönen, bergumkränzten Bad Ischl.

Loserhütte und Loser

Wie ein kühner Adlerhorst hängt die Loserhütte hoch über den Altauseer See, und noch höher darüber ragt die Mauerkrone des Losers. Ein wunderbarer Aussichtsberg! Zum Greifen nahe liegt schon der Dachstein drüben mit seinem weißstrahlenden Gletscher, dahinter die Tauernkette, Hunderte und Hunderte von Gipfeln ringsum — wer könnte sie alle nennen? Hinter dem Hochanger liegt wieder wie ein Stück heruntergefallener Himmel der liebliche Augstsee. Wie oft ich diese Bilder schaute und sie mir immer wieder neu und liebenswert waren, ich weiß es nicht mehr! Wenn mir das Wesen und Treiben der Sommergäste bei der Loserhütte zu lebhaft wurde, stieg ich immer hinauf in das duftende Krummholz und in die Felsen von Loser, Hochanger und Greimuth. Auch wir wollen, vom Loser abschiednehmend, zurückschauen auf die weiten einsamen Berge des westlichen Toten Gebirges.

Schrifttum und Karten:

- Brieger*, Theodor: „Ausseer Land im Sommer und Winter“ (Wels, 1949).
Benesch, Dr. Fritz: „Aus dem Toten Gebirge“ (Alpenvereinszeitschrift, 1912).
Fürböck-Resch-Weisse: „Schiführer durch das steirische Salzkammergut“ (Salzburg, 1930).
Gatti, Dr. Norbert: „Die Tauplitz im Pulverschnee“ (Alpenvereinsjahrbuch, 1954).
Geyer, Georg: „Das Tote Gebirge“ (Jahrbuch des ÖTC IX/Wien, 1878).
 — „Totes Gebirge“ (Alpenvereinszeitschrift, 1887).
 — „Das Tote Gebirge“ (Erschließung der Ostalpen, Band I, Berlin, 1893).
Hollwöger, Franz: „Ausseer Land“ (Bad Aussee, 1956).
Huber, Sepp: „Führer durch das Tote Gebirge“ (Wien, 1927, Wels, 1948). Dieser Führer ist als Alpenvereinsführer zur Neuausgabe in Vorbereitung.
Hüttig, Robert: „Winter im Toten Gebirge“ (Alpenvereinszeitschrift, 1926 und 1927).
Krenmayr, Dr. Ludwig: „Schiführer für das Gebiet der Pühringerhütte im Toten Gebirge“ (Wels, 1961).
Rastl, Albert: „Ausseer Land mit Dachstein“ (Wels, 1958).
Strauß-Wallner: „Kletter- und Wanderführer durch die Prielgruppe“ (Linz, 1947).
Weisse, Fritz: „Himmelsleitern“ — Wanderbilder aus den Ausseer Bergen (Graz, 1926).
 Bemerkung: Es wurden nur die wichtigsten und größten Arbeiten angeführt. Gerade über das Ausseer Land und seine einzelnen Gebiete wurden viele Lokalführer herausgegeben (und monographische Arbeiten veröffentlicht), die wertvolle Hinweise enthalten, die zum Teil aber bereits vergriffen sind.
 Karten: Alpenvereinskarte, 1 : 25.000, „Totes Gebirge“, Blatt Schönberg (Wildenkogel); Österreichische Karte, 1 : 50.000, Blatt 96, Bad Ischl, und Blatt 97, Mitterndorf (Anschlußblatt 98, Liezen); Touristenwanderkarte von Freytag-Berndt und Artaria (Wien), 1 : 100.000, Blatt 8, Östliches Salzkammergut, und Blatt 28, Dachstein und Salzkammergutseen.

Der Hohe Sandling (1717 m)

SEPP STAHL

Einsame Berge, auf denen man nach des Alltags Hast und Mühen Ruhe, Erholung und Frieden finden kann, gibt es auch heute noch. Selbst im Salzkammergut, unmittelbar an der Hauptverkehrsstraße. Zunächst den zur Sommerszeit belebten Kurorten Bad Ischl, Bad Goisern, Bad Aussee und Altaussee ragt über harzduftendem Hochwald und blumenreichen Almböden ein Berg auf, der lange Zeit ein Einsamer geblieben und es auch heute noch ist — der Hohe Sandling. Ihm gegenüber steht auf aussichtsreicher Kuppe, dem Sonnkogel (1462 Meter), die gastliche Lambacher Hütte der Alpenvereinssektion Lambach, die an Werktagen unbewirtschaftet, aber mit Alpenvereinschlüssel zugänglich, zum Wochenende und an Feiertagen von einem Hüttenwart betreut ist und zu den einsamen Hütten gezählt werden kann.

Wohl mag viel dazu beitragen, daß der Sandling als der letzte südwestliche Ausläufer des Toten Gebirges in nächster Nähe der alles überragenden, gletscherumgürteten, vielbesuchten Dachsteingruppe wegen seiner geringeren Höhe und seines bescheidenen Namens so lange unbeachtet geblieben ist. Als Ausseer und Ischler Salzberg zugleich, sind seine beiden Salzbergwerke gern besuchte Sehenswürdigkeiten, die von beiden Orten — Altaussee und Bad Ischl — zu Fuß, aber auch mit dem Kraftfahrzeug leicht erreichbar sind.

Als in den Tagen des 12. und 13. September 1920 einem gewaltigen Bergsturz ein Teil des Berges und der etwa in gleicher Höhe 200 Meter hohe Sandlingturm, nach seiner Form im Volksmund „Pulverhörndl“ genannt, sowie einige Almen zum Opfer fielen, das Getöse der stürzenden Felsmassen nach Sankt Agatha, Steeg am Hallstätter See und Altaussee drang und die Gemüter der Einheimischen erregte und Geologen vieler Länder anlockte, um die Spuren zu sehen, die der „laufende Berg“ hinterließ, ist sein Name in weitesten Kreisen bekannt geworden.

Im Westen wird der Berg zwischen Bad Ischl und Bad Goisern vom oberen Trauntal, im Osten vom Ausseer Land mit dem Kessel der Blaa-Alm, über dem der Loserstock mit seinen steilen Wandabstürzen wie ein römisches Kastell aufragt, im Norden vom Rettenbachtal, durch das eine Fahrstraße über Rettenbachalm und Blaa-Alm nach Altaussee führt, die auch den Aufstieg zur Ischler Hütte und auf den Wildenkogel ermöglicht, und im Süden vom Pötschenpaß begrenzt, dessen aussichtsreiche, landschaftlich schöne Höhenstraße einen schönen Anblick des Sandlings gewährt und das oberösterreichische mit dem steirischen Salzkammergut verbindet. Im Jahre 1923 hatte die kleine, aber rührige Alpenvereinssektion Lambach den Sandling und seine nähere Umgebung von der Sektion Goisern als Arbeitsgebiet übernommen. Dank der Opferwilligkeit und Arbeitsfreude ihrer Mitglieder unter Vorstand Othmar Wurm und dessen Stellvertreter Karl Fried, der auch als Partieführer die Bauarbeiten leitete, wurde in knapp dreijähriger Bauzeit eine kleine, bescheidene Bergsteiger- und Schifahrerhütte, die Lambacher Hütte, geschaffen, die am 6. September 1925 eröffnet und eingeweiht wurde. Dieser Tag war nicht nur für die hüttenbewirtschaftende Sektion, sondern auch für den Gesamtverein ein denkwürdiger Tag in der Geschichte der Hüttenbautätigkeit des Alpenvereins, da an diesem Tag noch zwei Schutzhütten des Alpenvereins, das Hochleckenhaus der Alpenvereinssektion Vöcklabruck im westlichen Hölleengebirge und das Theodor-Karl-Holl-Haus der Alpenvereinssektion Austria auf der Tauplitzalm der Bergsteigerschaft übergeben wer-

den konnten. Drei Alpenvereinshütten im Salzkammergut (wertvolle Stützpunkte für den Bergsteiger und alpinen Schifahrer) an einem Tag!

Durch die wachsende Besucherzahl zum Wochenende erwies sich die Hütte bald als zu klein. Die Schlafplätze mußten von 20 auf 46 erhöht und ein neuer Gastraum geschaffen werden, was einen Zubau erforderte. Unter der verdienstvollen Vorstandschaft Karl Lenzedeis konnte er am 2. September 1951 im Rahmen einer 25jährigen Hüttenbestandsfeier nach vierjähriger Bauzeit fertiggestellt und eingeweiht werden.

Hier sei auch in Treue und Dankbarkeit jenes Mannes gedacht, der nahezu dreißig Jahre Sommer und Winter die Lambacher Hütte als Hüttenbewirtschafter betreute und vom Baubeginn bis zum Jahre 1952 dem Alpenverein durch Wegbau und Markierungsarbeiten treue Dienste leistete: Josef Schnölli („Musi-Schnöll“), der als Salzbergarbeiter in Pension 94 Jahre alt am 16. Februar 1967 als Ehrenmitglied der Sektion Goisern starb.

Sein Leben gehörte der Musik, den Bergen und dem Alpenverein. 1897 gründete er die Gebirgsmusikkapelle Goisern, deren langjähriger Kapellmeister er war. 1907 war er mit Ing. Hans Reindl Mitbegründer des Wintersportvereines Goisern und einer der ersten Schipioniere des Salzkammergutes. Mein Beitrag wäre lückenhaft, hätte ich nicht dieses großen Idealisten gedacht. Der Jugend von heute möge er leuchtendes Vorbild sein, Vorbild an Treue zu seiner Bergheimat und zum Alpenverein.

Von der Hütte genießt man gegen Süden einen herrlichen Anblick des Sarsteins und der Dachsteingruppe mit Hallstätter und Schladminger Gletscher sowie des vielzackigen Gosaukammes und des ihm vorgelagerten Plassen bei Hallstatt. Zwischen Sandling und Sarstein reicht der Blick über das Ausseer Becken hinweg vom Zinken, Kammergebirge, Grimming bis zu den Niederen Tauern.

Unmittelbar im Osten ragt als Hüttenberg der Hohe Sandling mit seiner steilen, etwa 250 Meter hohen Westwand über dem Almboden der Vorderen Sandlingalm und den Schutthalden des Bergsturzes auf. Von der Hütte in eineinhalb Stunden auf bezeichnetem Steig leicht erreichbar, gewinnt man nach Überwindung einer mit Seilsicherungen versehenen Steilstufe die Hochfläche und durch eine Legföhrengasse über den Nordabhang den mit einem Holzkreuz geschmückten, aussichtsreichen Gipfel. Die Rundschau ist umfassend und zählt zu den schönsten im Salzkammergut. Nahezu die gesamten Salzkammergutalpen, das Tote Gebirge, dessen Vorposten der Sandling ist, und die alles überragende Dachsteingruppe mit Gosaukamm — Berge, nichts als Berge im weiten Rund —, dazu in der Tiefe der Hallstätter See im Süden, der Wolfgangsee im Westen und der Altausseer See im Osten sind ein Anblick, den man nie vergißt.

Wer vom Gipfel die sich nach Norden fortsetzende kurze, aber aussichtsreiche Hochflächenwanderung über den Niederen Sandling auf bezeichnetem Weg machen will, um nicht den Aufstiegsweg auch wieder im Abstieg begehen zu müssen, dem bieten sich nach Überschreitung des Niederen Sandling, sobald man den Hochwald erreicht hat, zwei beziehungsweise drei Möglichkeiten. Man kann im weiteren Abstieg über die Ausseer Sandlingalm entweder zur Blaa-Alm links abzweigend in eineinhalb Stunden oder rechts abzweigend über den Salzberg nach Altaussee in zwei bis zweieinhalb Stunden gelangen. Will man zur Lambacher Hütte zurück, verfolgt man den bezeichneten Weg nach links, südlich, und gelangt, durch Hochwald wandernd, unter den Abstürzen des Sandlingstockes entlang wieder zur Vorderen Sandlingalm und zur Hütte (etwa eineinviertel Stunden). Aber auch als Kletterberg hat der Gipfel, besonders in Kreisen der jüngeren Generation, Beliebtheit erlangt und wird wegen der Kürze der vier durch seine Westwand führenden, abwechslungsreichen und landschaftlich schönen Kletteranstiege gern besucht. Von diesen sind der Weg des Erstersteigers, der Reinweg (Blockkamin) und der Lichteneggerweg über die Südwestkante die meistbegangenen. Diese Kletterwege (Schwierigkeitsgrad III bis IV) sollen wegen der Brüchigkeit der Felsen, besonders im Frühjahr, nicht unterschätzt werden. Die Wegänderung „Lichteneggerkamin“, rechts vom

Blockkamin des Reinlweges, ist schwieriger als man vermutet. Die Südwestkante ist im unteren Teil sehr brüchig und bedarf großer Vorsicht. Die unmittelbare Gipfelschlucht und die links von ihr im nördlichen Teil der Westwand eingeschnittene Kaminreihe (Wiesinger-Ramsauer-Wege) werden meines Wissens selten begangen. Die Kletterzeit aller Kletteranstiege beträgt vom Einstieg bis zum Gipfel eine bis eineinhalb Stunden. Auch im Winter wurden die Westwand (Reinlweg) und die Südwestkante bereits begangen.

Hüttenanstiege (Sommerwege) gibt es viele, alle sind gut bezeichnet und mit Wegtafeln des Österreichischen Alpenvereins, ebenso die Winteranstiege und Abfahrten mit Schirmarkierungen, versehen und nachfolgend aufgezählt.

Von Bad Ischl: Über Perneck - Barbarakapelle - Reinfalzalp - zwischen den Bergen Hütteneckalp (Berggasthaus) - Raschbergalp - Hütte: dreieinhalb bis vier Stunden. Über Hoisenradalp - Gschwendtalm - Löckermoos - Grabenbachklause - Vordere Sandlingalp - Hütte: dreieinhalb bis vier Stunden. (Die Grabenbachklause ist übrigens auch von der Rettenbachtalstraße erreichbar, von der man über die Vordere Sandlingalp die Hütte in etwa zweieinhalb Stunden erreichen kann.)

Von Bad Goisern: Über Kriemoos - Steinwandlholzstube - Raschbergalp - Hütte in drei bis dreieinhalb Stunden. (Nicht zu empfehlen ist der auch früher selten begangene Weg über die Leistlingalmen, der zum oberen Teil des Berggrutschgebietes führt.) Bad Goisern (Jodschwefelbad): bequemster Weg von Westen mit Benützung des Sesselliftes bis zur Bergstation am Wurmstein und auf gutem Wanderweg, mäßige Steigung, mit wunderbarem Dachsteinblick unter den Steilabstürzen des Predigtstuhl - Roßmoosalp zur Hütteneckalp, wohl einer der schönsten Aussichtspunkte auf Dachstein und Hallstätter See (berühmtes Gemälde von Ferdinand Waldmüller); eineinviertel Stunden. Weiter wie oben bei Bad Ischler Aufstieg. Zur Hütte eineinhalb bis zwei Stunden, insgesamt drei Stunden.

Von Lupitsch an der Pötschenstraße: bester und kürzester Anstieg für Motorisierte (auch Haltestelle der Postkraftwagenlinie Bad Ischl - Bad Aussee) über Bergsturzgebiet in eindreiviertel bis zwei Stunden.

Von Altaussee über Salzberg - Hintere oder Ausseer Sandlingalmen - Vordere Sandlingalp - Hütte: drei bis dreieinhalb Stunden.

Von der Blaa-Alm: über Ausseer Sandlingalp - Vordere Sandlingalp: zweieinhalb bis drei Stunden.

Bei Schifahrten sind die Anstiege von Bad Goisern (Jodschwefelbad) mit Benützung des Sesselliftes sowie von Lupitsch an der Pötschenstraße über den Bergsturz die kürzesten und empfehlenswertesten. Die Abfahrten über die Ausseer Sandlingalp nach Altaussee, über den Bergsturz nach Lupitsch sowie über Hütteneck nach Bad Goisern oder zum Jodschwefelbad sind die landschaftlich schönsten. Der Gipfel des Sandling selbst ist kein Schiberg im üblichen Sinn des Wortes, dennoch wird er im Frühjahr nach schnee reichem Winter von Süden nach Norden auf Schiern erstiegen beziehungsweise übersritten (dies aber nur von Einheimischen). Dagegen erfreuen sich Schifahrten rund um den Sandling und im Almgebiet in seinem Bereich, wie Hoisenrad - Gschwendt - Hütteneck - Raschberg und Sandlingalmen, zunehmender Beliebtheit.

Will man Wanderungen, Berg- und Schifahrten von der Lambacher Hütte aus ins Tote Gebirge fortsetzen, kann man, zur Blaa-Alm absteigend oder abfahrend, Fahrten unternehmen, die zu den schönsten im westlichen Teil des Gebietes zählen. Loser und Wildenkogel, deren Schutzhütten, Loserhütte der Alpenvereinssektion Bad Aussee unterm Loser und Ischler Hütte der Alpenvereinssektion Bad Ischl auf der Schwarzenbergalp, sind geeignete Ausgangspunkte für weitere Toten-Gebirge-Wanderungen.

Ob man als beschaulicher Bergwanderer, Bergsteiger oder Kletterer das Gebiet der Lambacher Hütte besucht (auch für Jugendwandergruppen sehr zu empfehlen), stets wird man sich an der landschaftlichen Schönheit rund um den Sandling erfreuen. Sei es im Sommer, wenn die Alpenrosen blühen und eine reiche Alpenflora das Auge erfreut,

melodisches Glockengeläute des Almviehs ertönt und der Juchzer der Sennerin von den Wänden widerhallt, im Herbst, wenn die Wälder im flammenden Rot und Gold erglühen und man oben steht auf dem Gipfel, sich nicht sattsehen kann an der Schönheit heimatlicher Berge im weiten Rund, im Winter, wenn man einsame Spuren zieht durch tiefverschneite Wälder und über wellige Almböden, um abseits des Trubels auf den Pisten Stille und Einsamkeit zu genießen. Erst dann wird man es zu schätzen wissen, was einem die Berge der Heimat schenken und sind: ein nie versiegender Jungborn für Körper und Geist, von der Jugend an bis ins hohe Alter.

Hoher Sandling (1717 Meter) — Ersteigungsgeschichte

Die erste Ersteigung seines Gipfels vollführten wahrscheinlich Hirten beim Schafsuchen oder Jäger auf Pirschgängen.

- 1906 1. Ersteigung über die Westwand (Reinlweg) durch Ing. Hans Reinl, Rudolf Lettner, Bad Ischl, und Ignaz Proksch, Wien, am 10. Juni 1906.
- 1907 1. Ersteigung des Sandlingturmes (Pulverhörndl) durch die Bergführer Matthias Röchenbauer und Alois Watzinger, Bad Ischl, im Mai 1907.
- 1907 2. Ersteigung und 1. führerlose des Sandlingturmes durch Ing. Hans Reinl, Zwillingbrüder Anton und Felix Steinmaier, Lauffen bei Ischl (im Volksmund „die Gambsen“ genannt), und Rudolf Lettner, Bad Ischl, am 20. Juni 1907.
Die 1. Überschreitung vollführte der Linzer Robert Damberger mit mehreren Gefährten, wobei er von Westen aufstieg und zur Scharte gegen den Hohen Sandling abstieg (Datum unbekannt). Dieser imposante Turm, der, 200 Meter hoch, fast die Höhe des Sandlings erreichte, fiel im Jahre 1920 dem Bergsturz zum Opfer. Die heutigen zwei Sandlingtürme, die sich rechts, südlich der Westwand erheben (Überreste des Pulverhörndls), erstieg Sepp Lichtenegger, Goisern, allein am 29. November 1934 (sehr schwierige Kletterei in brüchigem Fels).
- 1928 1. Alleingang durch die Westwand (Reinlweg) durch Sepp Stahl, Gmunden, am 15. September 1928.
- 1928 1. Begehung der Gipfelschlucht durch Ernst Wiesinger und Ferdinand Ramsauer, Bad Ischl, im Juni 1928.
- 1930 1. Begehung der langen Kaminreihe im nördlichen Teil der Westwand durch Obige am 16. August 1930.
- 1932 1. Begehung der Südwestkante durch Sepp Lichtenegger und Hans Gamsjäger, Goisern.
1. Abstieg Reinlweg am 1. Oktober 1932.
- 1933 Reinlweg (Wegänderung, Blockkaminumgehung), Lichteneggerkamin, allein Sepp Lichtenegger, Goisern, am 5. Oktober 1933.
- 1934 1. Schirsteigung, vermutlich über Niederen Sandling zum Hohen Sandling, durch Kurt Reifschneider und Gefährten, Wien, im Februar 1934.
- 1934 1. Begehung der Südwestkante allein, Reinlweg allein Sepp Lichtenegger, Goisern, am 22. Oktober 1934.
- 1943 1. Winterbegehung der Südwestkante, Normalweg durch Bruno Wintersteller und Sepp Stahl, Gmunden, am 5. März 1943.
- 1946 1. Winterbegehung der Westwand (Reinlweg) durch die Gmundner Seilschaften Ernst Gruber, Karl Gaishütter, Erwin Loidl und Sepp Stahl, OcAV-Jungmannschaft, Gmunden, am 27. Jänner 1946.

Schrifttum:

Ing. Hans Reinl: „Nekrolog auf den Sandlingturm“, Jahrbuch des ÖTK, 1927, S. 43.

Sepp Stahl: „Schifahren um die Lambacher Hütte“ (Rund um den Hohen Sandling), „Bergsteiger“ 1965, S. 569.

Die Trisselwand bei Altaussee

SEPP STAHL UND ERICH NEUBAUER

Vom malerischen, dunkelgrünen Spiegel des Altausseer Sees steigt über dunklem Wald eine helle Kalkwand 600 Meter hoch in das Blau des Himmels. Es ist der Südwest- und Westabsturz des 1755 Meter hohen Trisselberges, einer nach Südwesten vorgeschobenen Randerhebung der Hochfläche des Toten Gebirges, kurz genannt die Trisselwand. Sie bildet mit dem gegenüber aufragenden Loserstock die prächtige Umrahmung des Altausseer Sees.

Wer diese Wand im Winter geschaut, wenn sie tiefverschneit mit ihren riesigen Platten und Steilabstürzen über dem eiserstarrten See aufragt, oder im Sommer, wenn sie im Alpenglühen aufleuchtet, als schiene sie hellauflodernd zu brennen, der vergißt diesen gewaltigen Eindruck nie. Kein Wunder, daß verhältnismäßig früh, im Jahre 1906, die Wand ihre ersten Liebhaber fand.

Reinlweg

Vor mehr als vierzig Jahren, da warb ich zum erstenmal um die Gunst dieser Wand. Mit Kamerad Ernst Wiesinger, einem jungen Lehrer und begeisterten Bergsteiger aus Bad Ischl-Perneck, wanderte ich an einem Novemberabend durchs Rettenbachtal über die Blaa-Alm nach Altaussee. Der Nebel hing tief herab, und bald umfing uns stockfinstere Nacht. Oft strauchelten und fluchten wir, aber die Sehnsucht zu dieser Wand trieb uns weiter. Als wir frühmorgens unser Nachtquartier verließen, lag immer noch dichter Nebel. Erst oben am Tressensattel, wo laut Originalbeschreibung Reinls ein schmales Steiglein hinüberleitet zur „Gamsstell“, schien er sich zu lichten. Wir wollten wenigstens den Einstieg erkunden und zogen los. Der dürftige Pfad brachte uns bald auf-, dann wieder absteigend nach mancher Irrfahrt zum Fuße der Wand und damit zum Einstieg. Eine Höhle, davor dürre Bäume, kennzeichnet ihn.

Da standen wir nun, als junge Stürmer mit pochenden Herzen in wallenden Nebeln und wollten warten. Da hob sich auf einmal die dichte Decke, und vor uns stand sonnenumflutet die Wand, während zu unseren Füßen der dunkelgrüne See heraufgrüßte. Es war ein herrliches Klimmen in Sonne und Licht, und helle Begeisterung war in uns gefahren. Vorsorglich studierten wir von Zeit zu Zeit die klare Wegbeschreibung der Erstbegeher, überwandem die uns Respekt einflößende riskante Stelle, querten hinein in die Schlucht, hinauf durch den kurzen Kamin und hinab auf das in die Wand hinausführende Band. Eine dort von witzigen Begehern angebrachte, vom Tal entführte Tafel „Radfahren auf Promenadewegen verboten — Kurkommission Bad Aussee“ steigerte noch unsere gute Laune und machte uns fast übermütig. Der hinter einer abdrängenden Ecke verborgene Stemm kamin, der auf das „Untere Neunerbrett“ leitet, stimmte uns wieder etwas nachdenklicher, war aber auch bald überwunden.

Eine riesige, etwa 40 Grad geneigte rißdurchzogene Plattenzone, zur Rechten von steil aufstrebenden Wänden begrenzt, nimmt uns auf, über die wir, flott aufwärts kletternd, links des scheinbar lose ruhenden würfelförmigen Riesenblocks den Gratbeginn und damit den oberen Rand des Neunerbrettes erreichen.

Es war ein herrliches, luftiges Aufwärtstürmen im sonnendurchwärmten Fels, an einem Spätherbsttag voller Reinheit und Klarheit. Hier hielten wir Rast und Ausschau. Im Süden lag, zum Greifen nahe, der Dachstein vor uns, in der Tiefe leuchtete der Altausseer See, vom angeschwemmten farbigen Laub an den Ufern wie mit einem Goldsaum umgeben, herauf, und das Ausseer Land stand im Farbenrausch eines wunderbaren Herbstes. Drüben auf der gegenüberliegenden Loserhütte, jenseits des Sees, ging es lustig zu. Echobläser sandten ihre Weisen, „Jägers Abschied“ und „Von meinen Bergen muß ich scheiden“, in die klare Herbstluft. Andächtig lauschten wir dem Echo, das sich an den Wänden vielfach brach.

Wie herrlich war dann noch das Turnen über den luftigen Grat, der an Tiefblicken nichts zu wünschen übrig läßt, die Rast auf dem Gipfel mit dem Blick über die unendlichen Weiten des Toten Gebirges bis zum Großen Priel. Fast konnten wir uns nicht trennen von all der Pracht, und als wir dann über den bezeichneten Weg über das „Riebeisen“ hinabeilten zum Tressensattel, erstand vor uns ein neues Wunder dieser gottbegnadeten Landschaft. Es war der Tiefblick hinab zum bergumrahmten Grundlsee mit seinen Weilern und Ortschaften und hinaus nach Aussee.

Wieder unten am Altausseer See, schauten wir zu der im Abendrot verglühenden Wand empor, und Bergglück im Herzen, wanderten wir den Weg, den wir gekommen, zurück nach Ischl. Es war ein Tag, den man als Bergsteiger wie als Mensch nie vergißt, weil er uns nicht nur eine schöne Bergfahrt, sondern auch tiefes, inneres Erleben geschenkt.

Sepp Stahrl

Stügerweg

Wir hatten, mein Kamerad Dipl.-Ing. Adolf Bischofberger und ich, gerade den Fünfziger am Buckl, ich außerdem meine fünfzigste Trisselwanddurchkletterung vor, da wählte ich zu diesem zwei-, dreifachen Jubiläum wieder einmal den Stügerweg. Sommer-sonnenwende! Am Vorabend, als wir am Tressensattel anlangten, flammten rundherum Feuerbrände auf, loderten hinein in den mit Sternen übersäten Nachthimmel und gaben Zeugnis davon, daß alter Brauch in den Alpen, dank der Naturverbundenheit des Bergvolkes, doch noch erhalten bleibt.

Am frühen Morgen wanderten wir durch die Glut der Alpenrosen hinüber zum Einstieg. Das herrliche Klimmen im Fels begann, und nach Querung der Hauptschlucht brachte uns etwas weiter oben der versteckte kurze Kamin in schwieriger Kletterei auf das „Obere Neunerbrett“. (Die Einheimischen nennen diese beiden Riesenplatten in der Wand deshalb so, weil zur Zeit der Heumahd um etwa neun Uhr vormittags die Sonne auf sie scheint und damit Zeit ist zum „Neunern“, wie man in manchen Alpengegenden die vormittägige Jausenzeit nennt. Natürliche Zeitmesser als Ersatz für die Uhr.)

Hier beginnt die riesige Plattenflucht, die — von Rissen und Rinnen durchzogen — immer gerade aufwärts verfolgt wird, bis sie an die glatte Wand stößt. Wer sich hier verhaut, kann in recht unangenehme Situationen kommen. Die Ausgesetztheit nimmt ständig zu, übertrifft jedenfalls das „Untere Neunerbrett“ in dieser Beziehung bedeutend, und ein luftiger, eindrucksvoller Quergang bringt uns nach links um die Ecke. Der Tiefblick hinab über die grauen Platten ist von hier ungemein eindrucksvoll. Die nun folgenden steilen, ungünstig geschichteten Schrofen erklettern wir der schlechten Sicherungsmöglichkeiten halber mit größter Vorsicht, gelangen über ein gutes Band zum Ausstiegsriß, der uns auf den Gipfelgrat und nach drei Stunden seit Verlassen des Einstieges zum Gipfel bringt. Oben, beim Gipfelbuch, trafen wir liebe Ausseer Bekannte, die uns aufmerksam machten, daß in wenigen Minuten gegenüber am Loser ein Segelflugzeug zu einem Rundflug startet. Dieses Schauspiel wollten wir uns nicht entgehen lassen. Es war ein herrlicher Anblick, als sich der schimmernde Vogel, emporgeschossen wie ein Pfeil, in die Luft erhob und nach einigen großen Schleifen ums Ausseer Land ziehend,

knapp vor der „Wasnerin“ im Gleitflug niederging und glatt landete. Als wir aber beim Abschiednehmen nochmals an den Rand des Berges traten und hinunterblickten auf die steilen Platten des Stügerweges, gewahrten wir zwei Steinadler (die in den unzugänglichen Felsen der Wand horsten), wie sie sich im Gleitflug vom Aufwind höhertragen ließen und nur hin und wieder mit ein paar Flügelschlägen sich höherschraubten, um dann hoch in den Lüften hinüber zum Loser zu segeln. Da kam uns wieder so recht zum Bewußtsein, als wir Vergleiche mit dem Segelflugzeug anstellten, daß die Natur die größte Lehrmeisterin des Menschen ist und bleibt.

So schenkt Mutter Natur immer wieder dem Menschen, der die Natur aus reinem Herzen liebt, tiefstes Erleben, das höhere Werte in sich birgt als sportliche Rekorde mit dem Beifall der Massen, der verraucht, während die Erinnerung an schöne Stunden in den Bergen unvergänglich bleibt.

Sepp Stahl

Reinlweg im Winter: 1. Winterbegehung

Mit dem Frühzug waren wir nach Aussee gekommen, hatten damit gerechnet, daß im Ausseer Land noch viel Schnee liegt und uns nicht getäuscht. Morgen sollte ja gegenüber am Loser der Tor- und Abfahrtslauf ausgetragen werden. Wir waren sechs Kameraden, die den Entschluß faßten, gemeinsam erstmals durch die winterliche Trisselwand zu steigen, und hatten vorsichtshalber auch Schneereifen mit. Der Pfad zum Einstieg der Wand lag noch tief verschneit, und die „Krapfenstecher“ leisteten uns dabei gute Dienste. Für eine Beiwacht gut ausgerüstet, vom Tressensattel ausgehend, erreichten wir mühsam mit gewichtigen Rucksäcken um 16 Uhr den Einstieg. Was sollten wir tun? Beim Einstieg biwakieren oder noch durch die Wand klettern? Wir entschieden uns fürs letztere. Wenn wir flott klettern, keine allzu großen Schwierigkeiten auftauchen, könnten wir um 20 Uhr, also nach vier Stunden reiner Gehzeit durch die Wand, auf dem Gipfel sein. Wir gingen in drei Seilschaften knapp hintereinander. Der Sicherheit halber benützten wir die glatten, schneefreien, aber teilweise vereisten Platten rechts des üblichen Anstieges. Die Querung in die Schlucht war bald erreicht. Aber kaum war die letzte Seilschaft beim Beginn des Kamins in Sicherheit, donnerte eine Lawine durch die Wand, den Weg durch die soeben verlassene Schlucht nehmend. Vom Steinschlag weißgeklopft, mahnt sie auch im Sommer zu flinker Querung. Wäre sie um einige Minuten früher gekommen, wir lägen zerschmettert und vom Lawinenschnee begraben am Fuße der Wand. Wieder einmal ganz großes Glück gehabt! Der Weiterweg, uns gut bekannt, bereitete keine besonderen Schwierigkeiten, und bald kletterten wir über das fast schneefreie „Untere Neunerbrett“ des Reinlweges flott aufwärts. Der Kamin zuvor war besser, als wir zu hoffen wagten, und so waren wir, trotzdem es schon langsam zu dämmern begann, guter Laune. In den nun nicht mehr so steilen Schrofen empor zum Gipfelgrat lag tiefer Neuschnee, darunter Glatteis. Mit äußerster Vorsicht, jeden Griff und Tritt prüfend, erreichten wir — erleichtert aufatmend — den Grat, der, teilweise wieder schneefrei, uns zum tiefverschneiten Gipfel brachte. Abend auf der Trisselwand! Unsere Rechnung hatte gestimmt — genau vier Stunden hatten wir für die winterliche Durchkletterung gebraucht. Allerdings eine ganz gute Zeit — ein Beweis, daß wir in guter Form waren.

An einen Abstieg zum Tressensattel war wegen der Dunkelheit und des vielen Schnees nicht mehr zu denken, also Biwak! Die vorausgeeilten Kameraden hatten bereits mit Händen und Schneereifen eine große, windgeschützte Biwakmulde ausgehoben und wohnlich gemacht. Hinein in die Schlafsäcke, eng aneinandergerückt, und gute, geruhsame Nacht! Als wir morgens erwachten, waren bereits zwei Kameraden hinab zum Tressensattel geeilt, wo sie mit den dort zurückgelassenen Bretteln zum Loser hinüberwechselten, um dem Loserlauf beizuwohnen. Wir übrigen aber räumten den Biwakplatz und stapften

mit den Schneereifen hinab zu unserem Bergbauern am Sattel, wo wir freudig begrüßt wurden.

Oft blieben wir im Abstieg stehen, schauten hinüber zum Dachstein und Loser und zurück zur winterlichen Trisselwand und konnten es kaum glauben, daß wir uns dort am Vortag trotz Lawinen, Eis und Schnee zur Höhe kämpften.

Zwei Wochen später zog ich mit einer Gmundner Alpenvereins-Jungmannschaftsgruppe, von der Ischler Hütte kommend, auf Schiern herüber zur gastlichen Loserhütte. Deutlich konnte man von dort mit dem Fernglas im obersten Teil der noch immer tiefverschneiten Trisselwand unsere Spuren erkennen, die uns damals zur Höhe leiteten und einen meiner heißesten Wünsche — „Trisselwand im Winter“ — erfüllten.

Mehr als siebzigmal habe ich bisher die Wand auf den verschiedensten Führen mit Kameradinnen und Kameraden, mit der Jugend, aber auch mit manch altem Knaben durchklettert. Alle aber waren begeistert von dieser herrlichen Felsfahrt. Sie ist die schönste der drei Westwände des Salzkammergutes. Die Sandling-Westwand ist die kürzeste und zugleich niedrigste, die Traunstein-Westwand die höchste und wegen der Brüchigkeit der Felsen die gefährlichste. Die Trisselwand aber ist meine Lieblingswand und das Ausseer Land meine zweite Bergheimat. Zu allen Jahreszeiten habe ich das steirische Salzkammergut kennen- und liebgelernt: im Frühjahr, wenn von den Felsen die Goldblüten des Petergstamms leuchten, im Sommer, wenn unter den Wänden die Alpenrosen blühen und die Mauerläufer, exotischen Schmetterlingen gleichend, sich auf den sonnendurchwärmten Platten tummeln, im Herbst, wenn Ahorn, Buche und Lärche im Farbenrausch leuchten, und im Winter, wenn tiefer Schnee Berg und Tal wie mit einem großen weißen Linnen deckt und die Freunde des flinken Gleichholzes zu den großartigen Schiwanderungen in die Arktis des Toten Gebirges ruft.

Ein Alter hat erzählt.

Lassen wir nun auch einen Jungen seine Eindrücke schildern, der einst mein Kletterzögling war und mir dann später, als er flügel geworden, manches Problem vor der Nase wegschnappte.

Sepp Stahrl

Trisselwand, Stügerweg, 1. Winterbegehung

Es war an einem Samstag, und dies wurde uns beinahe zum Verhängnis. Nicht, weil Samstage für Bergsteiger unsympathisch wären, sondern weil Gerwin bis Mittag zu arbeiten hatte. In jenen Tagen wurden die Osterreichischen Alpinen Schimeisterschaften in Bad Aussee ausgetragen. Ossi und ich besuchten daher vormittags die Langläufe. Die Aktiven auf der Loipe und die Zuseher hielten sich zahlenmäßig ungefähr die Waage. Nach dem Mittagessen schlenderten wir zu Gerwin, plauderten eine Stunde und hatten gar nichts vor. Bis der Gedanke vom Stügerweg auftauchte. Da probierten wir dann plötzlich Gerwins Kletterausrüstung an und waren wenig später lustig kostümiert auf dem Expresßmarsch zum Tressensattel. Ich hatte viel zu kurze Schlosserhosen und ein Paar leidlich passende Kletterschuhe erwischt, Ossi mußte ob seiner Größe mit seinen doppelt geschnürten Schischuhen klettern. Um 15 Uhr waren wir am Fuße der Wand. Normalerweise schon reichlich spät für eine 600-Meter-Wand. Für eine Ersteigung bei winterlichen Verhältnissen?

Jedenfalls stiegen wir ohne Zögern ein. Bis zu den richtungweisenden Baumstümpfen bei der rotbrüchigen Höhle zog ein hartes Schneefeld hinauf. Viel angenehmer als das lose Geröll des Sommers. Die kurzen Wandstellen darüber waren bald überwunden. Von dort sahen wir auch das erste ernste Hindernis: die Schlucht. Im Grunde mit Blankeis bewehrt und von ständigem Steinschlag bestrichen. Da sie im Verlauf des Anstieges gequert werden muß, setzten wir möglichst hoch oben dazu an, arbeiteten uns rasch und mit Abstand hinüber und vertrauten im übrigen auf unser Glück. Im blanken Grund waren einige maximale Spreizschritte auszuführen, welche uns fast entzweirissen. Nach

diesen parterreakrobatischen Übungen seilten wir uns an, denn nun galt es, das „Obere Neunerbrett“ zu erreichen. Normalerweise vermittelt diesen Zustieg ein Kamin, doch ein Kamin ist im Winter als „Weg“ unbrauchbar. So erschwandeln wir uns über brüchige Platten und Rippen an der rechten Seite den Zuwachs an Höhe. Da in diesem schwierigen Gelände jede Sicherungsmöglichkeit fehlte, legten wir kurz entschlossen das Seil ab, und es verblieb dann auch in Ossi's Rucksack. Das „Obere Neunerbrett“, das höhere der beiden charakteristischen Felsdächer der Südwestwand, war trocken. Um eine gegenseitige Gefährdung auszuschalten, erkletterten wir es in breiter Front nebeneinander, bis die Stügerplatte allgemeines Halt gebot. Es handelt sich dabei um eine horizontale Verschneidung, oder mit anderen Worten: eine glatte, steile Platte stößt an eine überhängende Wand. Und hier beginnt der ausgesetzte, luftige Teil der Fahrt. Die Platte mit dem darüberwuchtenden Fels wird vorerst so lange gequert, bis einerseits sich nach unten der Blick aufs „Untere Neunerbrett“ und die Einstiegschlucht in schwindelerregender Weise öffnet, anderseits die Überhänge darüber eine schwache Stelle zeigen und somit eine Erkletterungsmöglichkeit bieten. So gelangt man schließlich bei enormer Exponiertheit über den Abbruch. Diese sonnenseitigen Stellen unterschieden sich damals kaum von sommerlichen Verhältnissen; mit Ausnahme, daß uns nicht wie sonst oft ein leuchtender Petergammstern in einer geschützten Nische erfreute. Die Schlußwand und der Ausstieg auf den Grat sind alpine Gustostückerl. Ausgesetzt und steil, aber gut gegliedert und griffig. Einige vereiste Stellen machten uns dort zu schaffen, doch das vordringliche Problem war die hereinbrechende Nacht. Im Tal glitzerten längst schon die Lichtpünktchen der Behausungen, und mit einem Endspurt erreichten wir bei noch ausreichenden Sichtverhältnissen den Gipfel. Doch dann war schwarze Nacht um uns, und durch den tiefen Schnee des Plateaus erspurten wir abwechselnd den Übergang zum Schoberwiesberg. Um die zeitraubende und anstrengende Stapperei abzukürzen, setzten wir uns im steileren Gelände jenseits dieses Gipfels in eine steile Rinne und zischten dort hinunter. Lange Schwimmschneelawinen schoben uns automatisch weiter nach unten. Wie vermutet, endete die Belustigung an einem obligaten Abbruch. Dem Schicksal, hier das Fallgesetz demonstrieren zu müssen, entthob uns ein einzelstehender Baum, den wir mit berechtigtem Aufatmen allesamt umarmten. Dank dieser Tatsache erreichten wir Aussee noch früh genug, um den Beginn der Kinovorstellung zu erreichen und anschließend noch ausgiebig das Tanzbein auf einem Schifahrerkränzchen zu schwingen.

Erich Neubauer

Trisselwand-Westpfeiler (Preußweg)

Auf dem idyllischen Friedhof von Altaussee ruht einer der berühmtesten Bergsteiger der klassischen Zeit; der extreme, künstliche Hilfsmittel verneinende, weit gereiste und ob seiner Kletterkunst noch heute hoch geachtete Dr. Paul Preuß. Nach seinem tragischen Todessturz am „schönsten Problem des Gosaukammes“, an der Mandlkogel-Nordkante, wurde er nach einer Serie unvergleichlicher Erstersteigungen und Erstbegehungen hier zur letzten Ruhe gebettet. Von seinem Grab aus ist jenseits des Sees der Westpfeiler in seiner ganzen Höhe zu sehen. Über ihn führt ein landschaftlich großartiger, technisch stellenweise recht schwieriger und sehr abwechslungsreicher Weg, welcher einen geübten Blick für gangbares Gelände und eine feine Wegspürnase voraussetzt. Schon der krummholzdurchwucherte Schrofenvorbau hat's in sich. Ersteigt man ihn nicht an der einzigen möglichen Stelle, muß man später im unübersichtlichen Gelände unweigerlich zum Rückzug blasen. Verfehlt man dann den Einstieg oder Ausstieg aus der westseitigen Schlucht, ist es dasselbe, und findet man den Durchstieg im steilen Mittelstück nicht richtig, kann die Fahrt ganz unangenehme Überraschungen bieten. In dieser steilen Passage soll angeblich Preuß die beiden einzigen Haken seines Lebens geschlagen haben. Zwar nur kräftige Bilderrahmenhaken, aber immerhin doch Haken.

Steht der Kletterer über jener steilen Plattenzone, so bietet sich ihm ein wahrhaft einmaliges Bild dar. Unter sich der tiefblaue Altausseer See, in welchem sich die weißen Wolken spiegeln. Das saftige Grün des Tales kontrastiert mit dem Dunkelgrün der Wälder des Tressensteines. Aus den karstigen Hängen des gegenüberliegenden Sockels schwingt sich kühn das silberne Felsenriff des Losergipfels auf. Über dem mächtigen Block des düsterdunklen Sarsteins blinken die Firnfelder des Dachsteins, reihen sich die Klippen des Gosaukammes und verliert sich der Blick in der Ferne an immer neuen Bergketten und Gipfeln. Das letzte Stück des Weges führt gemeinsam mit dem Reinl-, später auch mit dem Stügerweg der Südwestwand zum Gipfel. Ein exponierter Grat mit luftigen Tiefblicken, welcher nach der Hitze des sonnendurchglühten Pfeilers als wohltuende Erholung empfunden wird. Nicht selten keimt in der hitzigen Wandflucht dieses Berges der Wunsch auf, Arme und Ohren zu spreizen und in das so verlockende Wasser des Sees hinunterzusegeln. Infolge der relativ mäßigen Höhe des Berges ist die Möglichkeit für eine üppige Vegetation gegeben, welche sich neben einem lieblichen Blumenbestand leider auch in undurchdringlichen, hitzespeichernden Krummholzdickichten zeigt. Trotzdem kann man den Berg und im besonderen seinen Westpfeiler ob seiner landschaftlichen Schönheit und seiner anregenden Kletterstellen zu den hervorragendsten Felsfahrten im Ausseer Land zählen. Man kehrt in der Erinnerung und in der Tat immer wieder gern zu ihm zurück.

Erich Neubauer

Trisselwand, direkte Westwand, 2. Begehung

Natürlich hatte uns Sepp Stahl auf diese Fahrt aufmerksam gemacht. Da dies im Winter geschah, wollten wir's im Frühjahr gleich ganz genau wissen und stiegen am 29. Mai in die Wand ein. Da die Erstbegeher zwei Tage benötigt hatten, rechneten wir mit einem Biwak, waren entsprechend ausgerüstet und begannen am frühen Nachmittag zu klettern. Bei Einbruch der Dunkelheit hatten wir einen geeigneten Biwakplatz im oberen Drittel der Wand erreicht, hatten die Hauptschwierigkeiten und einen glimpflich verlaufenen Sturz hinter und eine Regennacht mit anschließendem Schneesturm vor uns. Der Biwakplatz war relativ feudal. Ein halbmeterbreites Band unter einer überhängenden Wand bot einen angenehmen Sitzplatz, die Beine baumelten über dem Abgrund. In der Wand ließen sich einige Haken schlagen, an welche wir uns festbanden. Dies war aus Sicherheitsgründen sehr günstig, ansonsten aber ungenügend, wie wir am Morgen feststellen mußten. Durch die von hinten und oben kommenden Sicherungsseile konnten wir den Zeltsack nicht überstülpen, sondern zogen ihn sackartig, mit den Füßen voran, von unten hoch. Die ungenügend abzudichtende Öffnung der Oberseite gestattete dem anschließenden, stundenlangen, sturzflutartigen Regen nicht nur, dort direkt den Weg ins Innere anzutreten, sondern auch die munteren Bächlein, welche den Felsen herunterflossen, fanden ihren Weg hinterlistigerweise wie an einer Seilbahn über Haken, Karabiner und Sicherungsseil zu uns frierenden Klappergestalten.

Da diese gelenkten Seilbahnströme in Brusthöhe anlangten, versuchten sie spätestens ab Gürtellinie auf die Haut vorzudringen. Einem Teil glückte dies durch die Schlitzlöcher der Hosentaschen, ganz sicher aber durchdrangen sie den Hosenboden von unten und ließen sich dort wie in einer Sitzwanne temperieren, flossen dann die Beine abwärts und — nein, falsch geraten — füllten nicht die Schuhe. Die hatten wir ausgezogen und auf dem Grund des Zeltsackes in Begleitung der empfindlichsten Lebensmittel verstaut. Da nun die vornehmste Aufgabe eines Zeltsackes diejenige ist, wasserdicht zu sein, sammelte sich das über unsere Beine abfließende Wasser im Laufe der Nacht zu einer ganz ansehnlichen Menge, so daß am Morgen unsere ganzen wohlgeschützten Habseligkeiten... Überhaupt hatte es die Umgebung dieses Biwakplatzes in sich. Die letzten Meter

darunter hatten mich zu einem direkten Anstieg verleitet, welcher jedoch kurz nach einem winzigen Köpfelchen scheiterte. Die Sonne war schon halb unterm Horizont verschwunden. Um Zeit zu sparen, versuchte nun Gerwin an einer glatten Verschneidung links von mir hochzukommen. Er schaffte es auch bis in ungefähr meine Höhe, rutschte dort aber ab und flog hinunter. Ich stand an einem schlecht sitzenden Haken und war gezwungen, den Sturz unter Opferung eines Anteiles von Haut und Fleisch meiner linken Hand zu stoppen. Da die Knöchel des Begleiters stark angeschlagen waren, erreichten wir sehr invalid den Biwakplatz und hatten eine Nacht lang genügend Zeit, uns den Weiterweg des nächsten Tages auszumalen.

Die Nacht war unangenehm. In Begleitung der Nässe kam die Kälte gekrochen. In den frühen Morgenstunden ging der Regen in Schnee über. Meine Hand brannte wie Feuer, seine Beine schwellen unter Schmerzen an. Ein wütender Sturm umheulte uns, Steinschlag pffte über uns hinweg. Nur die großen Brocken hörten wir nach langen Sekunden unten aufschlagen, die kleineren verschlangen die Tiefe und der Lärm des Unwetters. Welche ernstesten Schwierigkeiten noch ober uns zu bewältigen waren, wußten wir nicht, und dies verstärkte im Hinblick auf unseren lädierten Korpus nicht gerade unsere Zuversicht. Die Kletterstellen unter uns waren ganz ordentlich gewesen. Schon das Herankommen an die eigentliche Wand war durch den Anstieg über steile Abbrüche nicht leicht. Dann setzte eine Schlucht mit zwei oben abgeschlossenen Höhlen an, welche jedesmal unter Steinschlaggefahr an den Flanken zu umklettern waren. Erst in der anschließenden freien Wand hörte die Steinschmeißerei auf. Durch schwierige Quergänge verbundene Risse führten durch die steilen Platten bis zum Biwakplatz herauf.

So durchklapperten wir die Nacht und brauchten fast zwei Stunden für die Aufbruchsvorbereitungen. Glücklicherweise waren nach einer glatten Rampe auch die Hauptschwierigkeiten überwunden und wir konnten im verschneiten Gehgelände zum Gipfel rappen. Aufeinander gestützt, brachten wir nach mühevollen Stunden den Abstieg hinter uns. Wir hatten es eben genau wissen wollen, und nun wußten wir es: die Westwand ist eine ordentliche Sache!

Unter Schmerzen lächelten wir zufrieden. Die Wehwehchen vergingen, die Zufriedenheit blieb.

Erich Neubauer

Anhang:

Trisselwand – Übersicht und Ersteigungsgeschichte

Übersicht:

Die Trisselwand gliedert sich in eine Südwest- und eine Westwand mit verschiedenen Kletterführern von 600 bis 700 Meter Felshöhe, von denen die meistbegangenen der *Reinweg* über das „Untere Neunerbrett“, an dessen oberem Ende ein würfelförmiger Riesenblock liegt und nach einer Schleife von links nach rechts der Gipfelgrat erreicht wird, und der *Stügerweg* über das „Obere Neunerbrett“ mit Ausstieg unmittelbar zum Beginn des Gipfelgrates sind. Beide Wege führen durch die Bad Aussee zugekehrte Südwestwand, die bei günstiger Beleuchtung in der Nachmittagssonne ihre Begehbarkeit markant zum Ausdruck bringt.

Der Westpfeiler oder auch Preußpfeiler genannt, trennt die Südwestwand von der eigentlichen Westwand, die an die 700 Meter hoch gegen die Seewiese abstürzt. Durch sie führt der *Reifschneiderweg*, der meines Wissens erst einmal wiederholt wurde. Die anschließende Nordwestwand hat bisher keine bergsteigerische Bedeutung erlangt, obwohl sie von einer scharf ausgeprägten Kante begrenzt wird, die bereits mehrmals, aber erfolglos, versucht wurde und den sogenannten „Toten Winkel“ bildet.

Ersteigungsgeschichte

- 1906 Trisselwand, Südwestwand (Reinlweg) — „Unteres Neunerbrett“, Schwierigkeit III.
13. Mai 1906, Ing. Hans Reinl, Karl Greenitz und Ing. Franz Kleinhaus (Gilde „Grober Kletterschuh“).
- 1911 Westpfeiler (Preußpfeiler), Schwierigkeit IV.
4. Oktober 1911, Dr. Paul Preuß, Frau Dr. Grete Loew mit Bergführer Hans Hüdl, Ebensee, einige Sicherungshaken geschlagen.
- 1912 Westpfeiler (Wegänderung) 24. Juli 1912, Rudolf Redlich und Minna Preuß, IV.
- 1913 Südwestwand (Stügerweg), „Oberes Neunerbrett“, Schwierigkeit III +.
Sepp Stüger, Ernst Wellacher und Baron Carlo Franchetti, genaues Datum unbekannt, Juli 1913.
- 1931 Südwestwand (Hoferweg) mit unmittelbarem Gipfelausstieg, Schwierigkeit IV bis IV +.
Juli 1931, Dr. Konrad Hofer und Herward Hofer (aus dem hintersten Winkel der Hauptschlucht unmittelbar zum Gipfel).
- 1935 Westwand, 16. und 17. Juni 1935 mit Biwak, Schwierigkeit IV +, teilweise — V, Kurt Reifschneider und Franz Krippner.
- 1936 Trisselwand, Aufstieg Stügerweg, vermutlich 1. Abstieg Reinlweg.
22. Juni 1936, Sepp Stahrl und Manfred Kuha.
- 1948 Westwand, zweite Begehung 29. und 30. Mai 1948 mit Biwak
Erich Neubauer und Gerwin Eder, OeAV-Jungmannschaft Gmunden.
Wegänderungen:
Am Stügerweg mit Ausstieg nahe beim Gipfel, Franz Ortner und Lilly Holzinger, IV.
Verbindungsweg zum Preußpfeiler, IV, Franz Heim und Hans Raudaschl.
Direkter Anstieg auf das untere Ende des „Unteren Neunerbrettes“ über die Südwestwand des Westpfeilers, V +. 12. Juli 1964, Hans Raudaschl und Herwig Reischauer, H.-G. Ausseer Land.
(Röchenbauer-Watzinger-Weg und Edlbauer-Wach-Weg werden nie begangen, da sie zu weit vom Gipfel am Hochflächenrand münden und wurden nur der Vollständigkeit der Erschließungsgeschichte halber angeführt.)

Winterbegehungen der Wand:

- 1946 Reinlweg: erste Winterdurchsteigung mit Biwak auf dem Gipfel, 9. März 1946 durch die OeAV-Jungmannschaftsmitglieder Friedl Eisl, Ernst Gruber, Poldl Gruber, Erwin Loidl und den Verfasser Sepp Stahrl.
- 1948 Stügerweg: erste Winterdurchsteigung, 31. 1. 1948, ÖAV-Jungmannschaftsmitglieder Gmunden Gerwin Eder, Oskar Kleinsasser jun. und Erich Neubauer.
Erwähnenswert ist, daß Dipl.-Ing Bischofberger, dem Siebziger nahe, den Stügerweg in letzter Zeit bereits mehrmals als Alleingehender vollführte.
Schrifttum: Erich Neubauer, Trisselwand, zweite Begehung der Westwand 1948, Berge und Heimat 1952, Seite 6 bis 8.
Sepp Stahrl: Kletterfahrten über Bergseen, Bergsteiger 1954/55, Seite 422. Die Trisselwand bei Altaussee, Bergsteiger 1954/55, Seite 446.

Zur Karte des Toten Gebirges

RÜDIGER FINSTERWALDER

Von Zeit zu Zeit ist es üblich, bei der Herausgabe einer Alpenvereinskarte auch in einem Begleitwort über die Herstellung dieser Karte zu berichten, insbesondere, wenn dabei neue Methoden bei der Geländeaufnahme oder bei der kartographischen Darstellung angewandt wurden. Dies ist bei der Karte des Toten Gebirges insofern der Fall, als hier in der Geländeaufnahme zum erstenmal von dem bisher überwiegend benutzten Verfahren der terrestrischen Photogrammetrie abgegangen wurde und ausschließlich die Luftphotogrammetrie zur Anwendung kam. Die Karte des Toten Gebirges steht somit an einer Wende in der Alpenvereinskartographie, was die Aufnahmemethode betrifft.

1. Entwicklung der Aufnahmemethoden in der Alpenvereinskartographie

Die Aufnahmemethoden für die Alpenvereinskarten haben sich im Laufe der Entwicklung der Alpenvereinskartographie bereits mehrfach gewandelt. Die Alpenvereinskarten können geradezu als Muster für die Entwicklung der Aufnahmetechnik des Hochgebirges betrachtet werden. Ein kurzer Rückblick auf die hundertjährige Geschichte der Alpenvereinskartographie ist daher sehr aufschlußreich. Vor Beginn der sogenannten „klassischen Alpenvereinskartographie“, die um die Jahrhundertwende mit dem Eintritt des Schweizer *L. Aegerter* einsetzt², basierten die Alpenvereinskarten fast ausschließlich auf der Österreichischen Spezialkarte, deren Aufnahme von 1869 bis 1876 im Maßstab 1 : 25.000 mit dem Meßtisch erfolgte. Die für heutige Verhältnisse geringe Anzahl von Höhepunkten, die der Karte zugrunde liegen, wurden hauptsächlich mittels barometrischer und trigonometrischer Höhenmessung gewonnen. Für ein Kartenwerk im Endmaßstab 1 : 75.000, wie es die Österreichische Spezialkarte war, genügte diese Art der Höheaufnahme, zumal das Kartenwerk noch als Schraffenkarte ausgeführt war und nur Schichtlinien im Abstand von 100 Metern hatte. Für die Alpenvereinskarten reichten diese Unterlagen in dem Augenblick nicht mehr aus, als man sich entschloß, in Anlehnung an den Schweizer Siegfriedatlas die Schichtliniendarstellung im Intervall von 20 Metern zu verwenden und mehr und mehr auf den Kartenmaßstab 1 : 25.000, wie er heute fast ausschließlich verwendet wird, überzugehen. Die Aufnahmeblätter 1 : 25.000 für die Österreichische Spezialkarte 1 : 75.000 wurden zwar auch zunächst noch weiterverwendet, jedoch durch zusätzliche Geländeaufnahmen weitgehend ergänzt und umgestaltet. Über das Aufnahmeverfahren berichtete *L. Aegerter* in der Zeitschrift des DuOeAV 1908 anlässlich der Herstellung der Karte der Brentagruppe¹. Er verwendete das sogenannte tachymetrische Verfahren, bei dem das Gelände punktwiese festgelegt wird und jeder einzumessende Geländepunkt mit der Meßlatte aufgesucht werden muß. Daß dieses Aufnahmeverfahren in schwer zugänglichem Gelände auf erhebliche Schwierigkeiten stößt, ist selbstverständlich. Es ist daher auch nicht verwunderlich, daß man in der Alpenvereinskartographie mit großem Interesse die Entwicklung der Stereophotogrammetrie verfolgte und, sobald das Verfahren praktisch einsatzfähig war, sich dessen bediente und es konsequent weiterentwickelte. Die Aufnahme des mit der klassischen Methode der Tachymetrie nur schwer zu meisternden Hochplateaus der

Dachsteingruppe in den Jahren 1912 und 1913 mittels terrestrischer Photogrammetrie kann dabei als Markstein in der Entwicklung der Alpenvereinskartographie gelten⁵. Nach dem ersten Weltkrieg wurde der eingeschlagene Weg mit den Karten der Loferer und Leoganger Steinberge beibehalten.

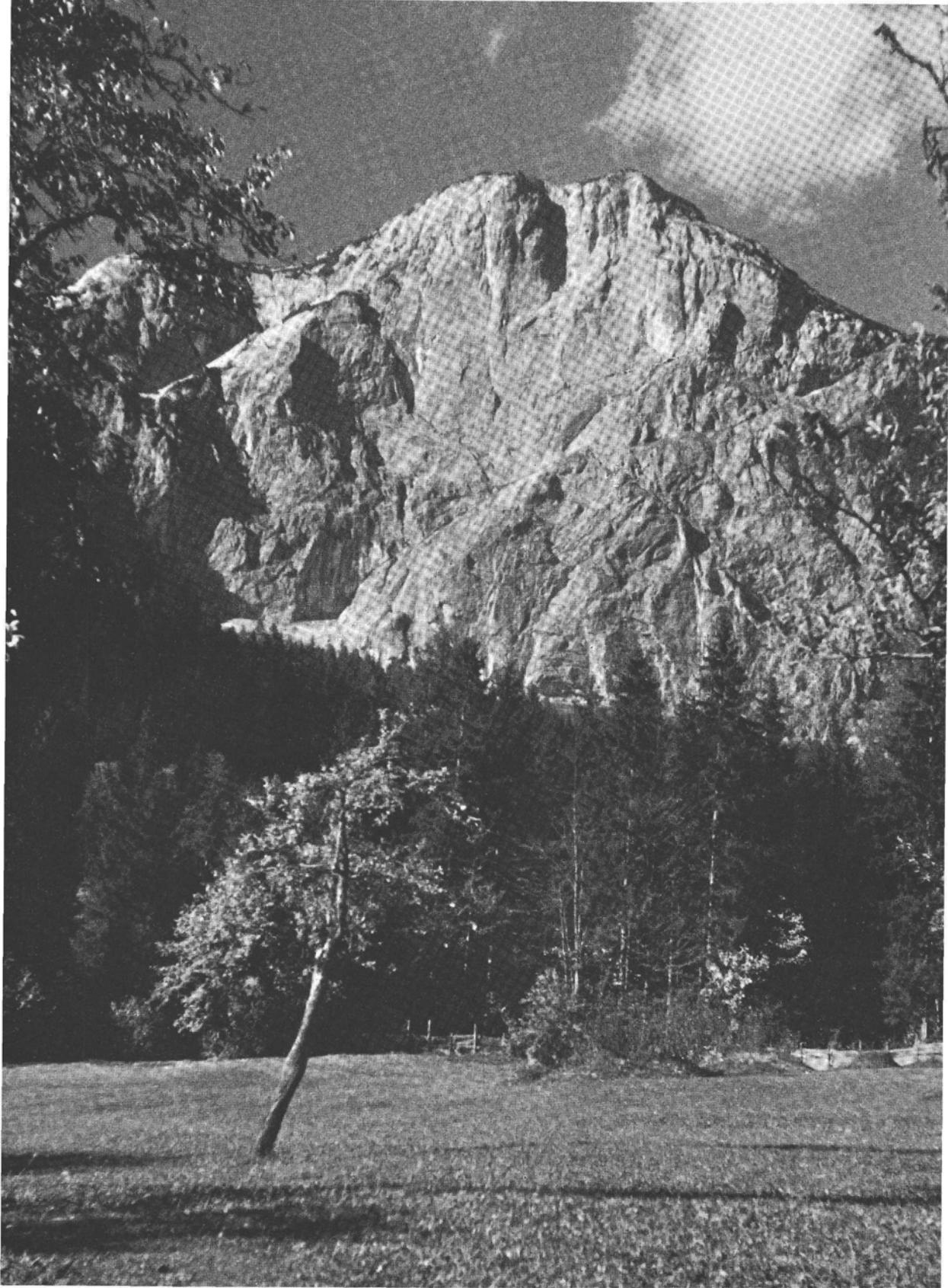
Die terrestrische Photogrammetrie hatte den großen Fortschritt gebracht, daß das aufzunehmende Gelände nicht mehr in seiner Gesamtheit betreten werden mußte, sondern es genügte, an übersichtlichen Stellen Standlinien anzulegen, von denen aus das Gelände photographiert werden konnte. Die Auswertung der Bilder zum Schichtlinienplan konnte dann zu Hause erfolgen, wodurch ein großer Teil der Geländearbeiten eingespart werden konnte. Ferner ermöglicht das photogrammetrische Verfahren allgemein eine weitgehende Automatisierung des Auswertevorgangs durch Auswertegeräte, an denen die Schichtlinien unmittelbar durch Abtasten eines optischen Geländemodells entstehen. Die so erhaltenen Schichtlinien und andere Geländelinien sind daher auch viel naturgetreuer als die durch Interpolation zwischen tachymetrisch gewonnenen Einzelpunkten konstruierten Linien.

Trotz der großen Vorteile, die die terrestrische Photogrammetrie im Gebirge gegenüber der früher benutzten Tachymetrie bot, blieb man in der Alpenvereinskartographie bei diesem Verfahren nicht stehen, sondern machte schon verhältnismäßig früh Versuche mit der Luftphotogrammetrie. Während das Aufsuchen und Photographieren geeigneter Standlinien beim Verfahren der terrestrischen Photogrammetrie doch noch eine nicht unbedeutende Geländearbeit erfordert — man rechnet als Aufnahmezeit für ein Kartenblatt immerhin zwei Sommer —, läßt sich der Aufnahmevorgang beim Verfahren der Luftphotogrammetrie für ein Kartenblatt innerhalb weniger Stunden durchführen. Der Vorteil der verkürzten Aufnahmezeit wird zum Beispiel besonders wirksam bei der Aufnahme von Gletscherflächen, wo der Augenblickszustand der größten Ausaperung für ein ausgedehntes Gebiet festgehalten werden kann.

Der erste Versuch mit Luftphotogrammetrie im Rahmen der Alpenvereinskartographie wurde denn auch über einem Gletschergebiet, nämlich der Glocknergruppe, gemacht. Allerdings beherrschte man dabei die Flugnavigation noch nicht genügend, so daß der im Sommer 1924 unternommene Bildflug scheiterte und man zur Aufnahme der Glocknerkarte schließlich wieder auf das bereits bewährte Verfahren der terrestrischen Photogrammetrie zurückgriff. Auch in der Folgezeit blieb die terrestrische Photogrammetrie weiter die beherrschende Aufnahmemethode in der Alpenvereinskartographie, und Luftaufnahmen wurden nur zur Schließung der beim terrestrischen Verfahren übrig gebliebenen Aufnahmelücken benutzt. Diese sind bei Verwendung der terrestrischen Photogrammetrie nie ganz zu vermeiden, da es immer wieder im Gelände Winkel gibt, die von den ausgewählten Standpunkten nicht oder nur schlecht einzusehen sind. Die Anlage zusätzlicher Standlinien für diese Stellen wäre, abgesehen von geländetechnischen Schwierigkeiten, auch wirtschaftlich nicht tragbar.

Die Schließung solcher Lücken mittels Luftphotogrammetrie wurde zum Beispiel bei der Karte der Zillertaler Alpen im Jahre 1926 für den Bereich des Talbeckens von Mayrhofen mit Erfolg durchgeführt. In Verbindung mit terrestrischer Photogrammetrie wurden Luftaufnahmen in vermehrtem Umfang auch bei der Herstellung des Karwendelkartenwerks in den folgenden Jahren verwendet. Die gesamten Aufnahmemarbeiten waren dabei einer Privatfirma anvertraut worden. Eine lebhafte Diskussion um Verwendung von Luftaufnahmen wurde schließlich noch vor dem zweiten Weltkrieg geführt, als der Alpenverein beabsichtigte, ein Kartenwerk für den Bereich des Rätikon und des Ferwall in Angriff zu nehmen. Trotz verschiedener Bedenken entschloß man sich doch für die Luftaufnahme. Der Bildflug wurde durchgeführt und aus den Aufnahmen auch ein Schichtlinienplan gewonnen, der allerdings in den Wirren des zweiten Weltkriegs verloren ging, so daß er nicht zu einer fertigen Karte verarbeitet werden konnte⁴.

Nach dem Ende des zweiten Weltkriegs wurde das unter Verwendung der terrestrischen



Reichenstein von der Zimitzalm (Aufn. Sepp Stahl, Gmunden)



Lambacher Hütte (Aufn. Sepp Stahrl, Gmunden)

Ischler Hütte (Aufn. Judith Kratky, Bad Ischl)

Tafel IV



schon Photogrammetrie begonnene große Kartenwerk der Stubai- und Ötztaler Alpen nach der alten Aufnahmemethode fortgeführt, wobei die Geländebeziehungen infolge des Kettengebirgscharakters und der geringen Bewaldung keine besonderen Schwierigkeiten boten. Wesentlich ungünstiger dagegen waren die Verhältnisse bei dem folgenden Kartenwerk des Wettersteins und der Mieminger Gruppe. Die hier in größerem Umfang vorhandenen Waldgebiete und zum Teil besiedelten Talregionen bereiteten sowohl bei der Auswahl geeigneter terrestrischer Standlinien als auch bei der Auswertung der dicht bewaldeten Gebiete verschiedentlich Schwierigkeiten. Personelle wie auch gewisse verfahrenstechnische Gründe ließen jedoch hier nochmals die Verwendung der terrestrischen Photogrammetrie als angebracht erscheinen.

Eine Anwendung der Luftphotogrammetrie erforderten aber unbedingt zwei große Aufgaben, die in letzter Zeit auf die Alpenvereinskartographie zugekommen sind⁴: Einmal müssen die Alpenvereinskarten vergletschter Gebirgsgruppen vordringlich hinsichtlich der neuen Gletscherstände revidiert werden. Die Aufnahme der meisten Gletscherkarten erfolgte zum Zeitpunkt einer wesentlich größeren Gletscherausdehnung als heute, und viele Gletscher haben seitdem ihr Aussehen wesentlich verändert. Die Zungen sind viel kürzer geworden oder ganz abgeschmolzen, und auch die Firngebiete sind merklich eingesunken. Es müssen also die gesamten Gletschergebiete mit neuen Schichtlinien und einer Oberflächenzeichnung für Spaltensysteme, Eisabbrüche, Wänten und dergleichen versehen werden und außerdem die vom Eis verlassenen Gebiete mit einer neuen Geländezeichnung. Die Luftphotogrammetrie liefert die erforderlichen Meßaufnahmen in kürzester Zeit, und die Einsicht ins Gelände ist senkrecht von oben günstiger als von den die Gletscherflächen meist nur ungenügend überragenden terrestrischen Standpunkten. Geländearbeiten sind für den Arbeitsabschnitt der Bildauswertung nicht notwendig, da die vorhandenen Karten genügend Festpunkte für die Einpassung der Luftbilder liefern. Ein Versuch in dieser Richtung wurde mit der Neuauflage der Glocknerkarte 1964 gemacht⁵.

Die zweite Aufgabe, die den Übergang zur Luftphotogrammetrie dringend erforderlich machte, ist die Aufnahme von plateauartigen Gebirgsstöcken, die der Anwendung der terrestrischen Photogrammetrie insofern große Widerstände entgegensetzen, als sie meist keine überhöhten Standpunkte bieten, von denen aus eine genügende Übersicht auf die Hochflächen möglich wäre. Ist das Gelände außerdem noch stark verkarstet, wie das in den Nördlichen Kalkalpen der Fall ist, so enthalten diese Hochflächen außerdem viele Hohlformen, die praktisch nur im Luftbild voll erkennbar sind. Da sich die Alpenvereinskartographie gerade die Aufnahme der Kalkplateaus des Steinernen Meeres und des Toten Gebirges in letzter Zeit zur Aufgabe gestellt hat, war die Einführung der Luftphotogrammetrie für diese Zwecke der einzig richtige Weg.

2. Bericht über die Aufnahmearbeiten für die Karte des Toten Gebirges

Die Herstellung einer Karte dieser Gebirgsgruppe war vom ÖAV bereits seit längerer Zeit in Erwägung gezogen worden. Es sollte damit wieder einmal eine im östlichen Arbeitsgebiet liegende Gebirgsgruppe in einer Alpenvereinskarte zur Darstellung gelangen, nachdem in den letzten Jahren vorwiegend der westliche Bereich (Tirol und Vorarlberg) mit Karten bedacht worden war. Insgesamt waren drei Kartenblätter vorgesehen, die nach den sie enthaltenden Hauptgipfeln „Schönberg“, „Hoher Priel“ und „Warscheneck“ benannt werden sollten. Die Herstellung des Kartenwerks erschien dadurch berechtigt, daß für dieses Gebiet noch keine den bergsteigerischen Bedürfnissen genügenden amtlichen Karten vorhanden und auch in nächster Zeit nicht zu erwarten sind. Der größte Teil des Gebirgsstockes liegt im Bereich der Blätter 97, „Mitterndorf“, und 98, „Liesen“, der Österreichischen Karte 1 : 50.000, die hier noch in der provisori-

schen Ausgabe mit Schraffendarstellung und grünem Waldaufdruck vorliegt. Beide Blätter sind lediglich Vergrößerungen der alten Österreichischen Spezialkarte 1 : 75.000. Die Aufnahme fand im Jahre 1874 statt und genügt unseren heutigen Ansprüchen in keiner Weise mehr. Aber auch wenn die neue Österreichische Karte 1 : 50.000 vorliegt, dürfte für das kleinförmige Karstgebiet eine Karte im Maßstab 1 : 25.000 von großem Wert sein, zumal in einer solchen Karte auf die Darstellung der jeweiligen Geländeformen intensiver eingegangen werden kann als in einem amtlichen Kartenwerk, dessen einmal festgelegter Zeichenschlüssel für alle Kartenblätter eines Landes bindend ist.

a) Befliegung

Die Planung für das Kartenwerk erfolgte im Jahre 1963 noch unter Mitwirkung des inzwischen verstorbenen Professors Dr. *Richard Finsterwalder*. Zunächst war daran gedacht, bereits vorhandene Luftaufnahmen des Bundesamtes für Eich- und Vermessungswesen in Wien für die Auswertung heranzuziehen. Diese für andere Zwecke erfolgten Normalwinkelaufnahmen mit dem Bildmaßstab von rund 1 : 15.000 erwiesen sich jedoch als wenig geeignet, da eine Aufnahme (Bildformat 18 × 18 Zentimeter) nur eine Geländefläche von 2,7 × 2,7 Kilometer erfaßte und deshalb eine sehr große Anzahl von Bildern hätte ausgewertet werden müssen. Die für eine Karte 1 : 25.000 notwendige Genauigkeit wäre zudem auch aus Bildern von wesentlich kleinerem Maßstab zu erreichen gewesen. Es wurde daher beschlossen, einen eigenen Bildflug durchzuführen zu lassen, der den Erfordernissen des Projekts angepaßt werden konnte. Entsprechend der aufgeschlossenen Einstellung, die in der Alpenvereinskartographie dem technischen Fortschritt immer entgegengebracht wurde, wagte man auch bei der Befliegung den nicht ganz risikolosen Versuch, sogenannte Überweitwinkelaufnahmen mit einem Öffnungswinkel von 120 Grad im Hochgebirge erstmals einzusetzen³. Derartige Aufnahmen erfassen zwar wegen des weiten Öffnungswinkels wesentlich größere Flächen als Normalwinkelaufnahmen gleicher Flughöhe, ihre Verwendung im Hochgebirge birgt jedoch die Gefahr in sich, daß einmal wegen des schrägen Einfalls der Randstrahlen an ungünstig gelegenen Geländestellen, ähnlich wie bei der terrestrischen Photogrammetrie, nicht eingesehene Winkel entstehen und zum anderen, daß wegen des großen Basisverhältnisses der Überweitwinkelaufnahmen bei der stereoskopischen Betrachtung der Bilder Schwierigkeiten auftreten. Diesen Gefahren mußte durch eine entsprechende Befliegungsanordnung und Auswertungstechnik begegnet werden.

Den Bildflug führte das Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen in Wien mit einer Wild-RC-9-Kamera aus einer Flughöhe von 5600 Meter über dem Meer am 20. Oktober 1963 durch. Der Zeitpunkt des Flugs vom 20. Oktober war wegen des tiefen Sonnenstandes und der dadurch bedingten langen Schatten an den nordseitigen Hängen zwar recht ungünstig, mußte aber wegen des schlechten Sommerwetters in diesem Jahr und anderer Flugtermine des Bundesamtes in Kauf genommen werden. Bei einer durchschnittlichen Geländehöhe von 1600 Metern ergibt sich ein mittlerer Bildmaßstab von 1 : 45.000, und die von einem Einzelbild überdeckte Fläche beträgt bei dem Bildformat von 23 × 23 Zentimeter rund 10 × 10 Kilometer. Die Flächenleistung ist damit rund vierzehnmal größer als bei den eingangs erwähnten Normalwinkelaufnahmen.

Zur Vermeidung „sichttoter Räume“ und zur Ausschaltung stereoskopischer Schwierigkeiten bei der Bildbetrachtung wurden die Aufnahmen vorsorglich mit sehr großer Längs- und Querüberdeckung geflogen. Statt der sonst üblichen 60 Prozent Längs- und 20 Prozent Querüberdeckung überlappten sich die Bilder im Streifen bis zu 90 Prozent und die einzelnen Streifen bis zu 55 Prozent. Verwendet man im Streifen nur jedes dritte Bild und läßt man jeden zweiten Streifen weg, so ist das ganze Kartengebiet

immer noch mit stereoskopisch zu verwertenden Bildern bedeckt. Diese Bilder können vorteilhaft für eine Aerotriangulation verwendet werden, um für die topographische Auswertung der Einzelmodelle genügend Paßpunkte zu erhalten. Sichttote Räume und Betrachtungsschwierigkeiten spielen bei der Aerotriangulation keine entscheidende Rolle, da hier nur punktweise in den Bildern gemessen werden muß und die Paßpunkte jeweils an solche Bildstellen gelegt werden können, wo diese Schwierigkeiten nicht auftreten. Für die topographische Auswertung, die linienweise durch Abtasten des optischen Geländemodells erfolgt, werden Bilder mit 90 Prozent Überdeckung verwendet, die so auszuwählen sind, daß in ihnen das Gelände möglichst gut einzusehen ist. Infolge der großen Anzahl der bei dem Bildflug anfallenden Aufnahmen lassen sich die Bilder stets so auswählen, daß eine lückenlose Kartierung möglich ist. Die Anordnung der Flugstreifen zeigt Abbildung 1.

b) Paßpunktbestimmung

Auch die Luftphotogrammetrie kommt nicht ganz ohne terrestrische Messungen aus. Um die Aerotriangulationsstreifen in das Landeskoordinatensystem einpassen zu können, benötigt man zumindest am Anfang und am Ende jedes Flugstreifens luftsichtbare Punkte, deren Landeskoordinaten (Lage und Höhe) bekannt sind. Festpunkte waren in Form der österreichischen Katastertriangulationspunkte zwar vorhanden, sie waren aber nicht luftsichtbar. Es bestand zunächst die Aufgabe, in der Nähe der Katastertriangulationspunkte in den Bildern geeignete Paßpunkte auszuwählen, diese in der Natur zu identifizieren und einzumessen. Die dazu notwendigen Geländearbeiten konnten von zwei Arbeitsgruppen in etwa 14 Tagen bewältigt werden. Diese kurze Arbeitszeit ergab sich dadurch, daß die meisten Triangulationspunkte in den Tälern mit dem Auto erreichbar waren und das eigentliche Hochplateau zur Paßpunktbestimmung nicht betreten werden mußte. Um die Triangulationsstreifen auch in diesem Bereich genügend stützen zu können, wurden verschiedene Berggipfel, deren Höhen aus der Landestriangulation bekannt waren, unmittelbar als Höhenpaßpunkte verwendet. Insgesamt standen 46 Lagepaßpunkte und 64 Höhenpaßpunkte, meist in Form von Paßpunktneuern, zur Verfügung.

Die weitere Verdichtung des Paßpunktfeldes erfolgte allein aus den Bildern mittels Aerotriangulation. Hierbei bediente man sich wieder eines modernen Verfahrens, nämlich der sogenannten analytischen Photogrammetrie. Mittels eines Stereokomparators (PSK von Zeiss der TH Stuttgart) wurden von den ausgewählten Punkten die Bildkoordinaten gemessen und diese mittels einer Rechenanlage (TR 4 von Telefunken) in Landeskoordinaten transformiert. Auf diese Weise wurden drei Flugstreifen mit je elf Bildern bearbeitet. Aus einer Blockausgleichung, die für Lage und Höhe getrennt durchgeführt wurde, ergab sich aus 64 Kontrollpunkten ein mittlerer Höhenfehler von $\pm 1,7$ Metern und ein mittlerer Lagefehler (Koordinatenfehler) von $\pm 2,8$ Metern, berechnet aus 46 Kontrollpunkten. Letzterer Wert gibt, auf den Kartenmaßstab 1:25.000 reduziert, einen Betrag von 0,11 Millimeter, der bereits innerhalb der Zeichengenauigkeit liegt. Insgesamt muß festgestellt werden, daß durch Verwendung modernster Verfahren in kurzer Zeit ein hinreichend genaues Ergebnis erzielt werden konnte.

c) Detailauswertung

Nach Vorliegen der Paßpunkte konnte mit der topographischen Auswertung des Bildinhalts begonnen werden. Der Arbeitsabschnitt umfaßte das Ziehen der Schichtlinien, das Setzen von Höhenkoten, das Zeichnen der Situation (Siedlungen, Verkehrsnetz usw.), des Gewässernetzes, die Abgrenzung der Vegetation und die Kennzeichnung

des Ödlands (Felsgebiet mit seinen Strukturen und Geröll). Dazu wurden, wie bereits erwähnt, Bilder verwendet, die sich zu 90 Prozent überdeckten. Als Auswertegerät stand ein Wild-Aviograph B 8 der Technischen Hochschule München zur Verfügung. Da diese stark überdeckten Bilder Stereomodelle mit sehr großer Fläche lieferten, genügte es, für die beiden ganzen Blätter „Schönberg“ und „Hoher Priel“ sowie für die westliche Hälfte des Blattes „Warscheneck“ bei insgesamt 149 aufgenommenen Bildern 31 Stereomodelle auszuwerten. Diese 31 Modelle wurden nicht nur aus den triangulierten Flugstreifen, sondern auch aus den Zwischenstreifen ausgewählt, je nach Einsicht in das Gelände. Dank der sorgfältigen Auswahl der Stereomodelle war es möglich, eine lückenlose Kartierung zu erreichen.

Der Schichtlinienplan wurde auf aluminiumkaschiertem Zeichenkarton im Maßstab 1 : 10.000 ausgeführt. Der im Vergleich zum endgültigen Kartenmaßstab zweieinhalbfach größere Auswertemaßstab hatte den Vorteil, daß von den zeichnerisch nicht so geschulten Auswertern das Auswertemanuskript in farbiger Tuschzeichnung noch ohne große Mühe hergestellt werden konnte. Als Schichtlinienintervall wurden einheitlich 20 Meter gewählt, damit das Schichtlinienbild die Neigungsverhältnisse des Geländes klar zum Ausdruck bringt. Allerdings konnten bei dem Schichtlinienintervall von 20 Metern nicht alle Formen des Karstes, insbesondere auch die topographisch wichtigen Dolinen, erfaßt werden, da deren vertikale Ausdehnung vielfach unter 20 Meter blieb. Zu ihrer Kennzeichnung wurde daher ausgiebig von der Schraffenzeichnung Gebrauch gemacht, wie es der beiliegende Ausschnitt aus dem Schichtlinienplan der Umgebung des Schönbergs zeigt (Abbildung 2).

Im Karstgebiet ist ein Schichtlinienplan überhaupt schwer lesbar, da das Gewässernetz fehlt und der Verlauf der Kamm- und Tallinien meist sehr verwickelt ist. Auch das Unterscheiden von Kuppen und Mulden, die beide in großer Zahl auftreten, erfordert ein eingehendes Studieren des Schichtlinienverlaufs. So erwies es sich als unbedingt notwendig, zur Vermeidung von Verwechslungen alle Hohlformen im Schichtlinienplan als solche zu kennzeichnen. Auch das Setzen zahlreicher Höhenkoten trug zur besseren Orientierung wesentlich bei. Vom Auswerter erforderte das Ziehen der Schichtlinien bei einem solch bewegten Relief große Sorgfalt, damit er keine der so zahlreichen geschlossenen Formen übersah.

Schichtlinien und Schraffen allein charakterisieren und gliedern ein Karstgebiet natürlich noch in keiner Weise. Es bedarf dazu unbedingt noch einer Gefügezeichnung. Um hierfür einen gewissen Anhalt zu geben, wurden zu den Schichtlinien und Schraffen noch die wichtigsten Strukturlinien, wie Karstgassen und größere Klüfte, lagerichtig eingezeichnet. Dadurch ist erst ein Vergleich des Schichtlinienplans mit dem Luftbild möglich, der für den Entwurf der Gefügezeichnung durch den Kartographen erforderlich ist.

Gewisse Schwierigkeiten bereitete schließlich auch die Abgrenzung des Vegetationsgebietes vom Ödland sowie innerhalb des Ödlands die Unterscheidung von Schutt und Fels. Gerade auf einem verkarsteten Hochplateau sind diese Grenzen äußerst fließend und nur selten stark ausgeprägt. Der Auswerter am Gerät muß hier bereits sehr stark generalisieren. Er hat immerhin im Luftbild eine wesentlich bessere Übersicht als der klassische Topograph, der in einem so unübersichtlichen Gelände schier verzweifeln möchte. Trotzdem fällt es auch dem photogrammetrischen Auswerter oft schwer, sich für eine bestimmte Grenzlinie zu entscheiden. Vielfach wurde daher versucht, durch mehr oder weniger eng gesetzte Signaturen die unterschiedliche Bewuchsdichte zum Ausdruck zu bringen. Die feinen Übergänge, wie sie zum Beispiel in felsdurchsetzten Grashängen, dem sogenannten Schrofengelände, vorkommen, konnten im Auswertegerät allerdings nicht mehr gezeichnet werden. Ihre Herausarbeitung ist Aufgabe des Kartographen, der dazu feinere graphische Ausdrucksmittel zur Verfügung hat.

Mit der Luftbildauswertung allein ist der topographische Inhalt des Schichtlinienplans noch nicht vollständig. Vieles ist im Luftbild verdeckt und kann nicht gesehen oder richtig interpretiert werden. So fehlt mancher Weg im Waldgebiet oder in der Felsregion, die Wasserführung eines Grabens ist unsicher, und manches Haus ist nicht erkennbar, da es, am Waldrand stehend, von den Bäumen verdeckt wird. Eine besondere Aufgabe ist ferner die Klassifizierung des Wegenetzes. Die gewissenhafte Erhebung all dieser Details ist gerade bei einem durch Luftbildmessung erstellten Schichtlinienplan von besonderer Bedeutung, da der Auswerter das Gelände in der Regel nicht in der Natur kennt und deshalb Fehlinterpretationen leichter ausgesetzt ist. Liegen im Fall der terrestrischen Photogrammetrie die Aufnahme und die Auswertung in einer Hand, so kann sich der Topograph während der Aufnahmezeit eine wertvolle Geländekenntnis aneignen, die ihm bei der Auswertung wieder zu Nutzen kommt. Um auch den luftphotogrammetrisch erstellten Plan möglichst wirkungsvoll zu kontrollieren, wurde mit der Aufnahme der Wege der photogrammetrische Auswerter betreut, der das ganze Gelände in den Luftbildern bereits eingesehen hatte und die kritischen Stellen des Schichtlinienplans, bedingt zum Beispiel durch schlechte Durchzeichnung der Bilder infolge von Schlagschatten, genau wußte. Auf diese Weise kann die Gewähr dafür gegeben werden, daß Schichtlinienplan und Gelände in allen Teilen übereinstimmen.

Erst nach diesem Feldvergleich beginnt die eigentliche Aufgabe des Kartographen, der das geometrische Gerüst des Schichtlinienplans in das ausdrucksvolle, anschauliche Kartenbild umformt. Auf diesen Arbeitsabschnitt soll hier nicht näher eingegangen werden. Es soll nur darauf hingewiesen werden, daß auch hier neue Probleme zu lösen waren, insbesondere was die Karstdarstellung betrifft. Außer der Dachsteinkarte und eventuell auch der Karte der Palagruppe hat noch keine neuere Alpenvereinskarte derartig große verkarstete Hochflächen aufgewiesen. Diese Karten zeigten die Karstflächen noch in der Manier der klassischen Felszeichnung. In der Kombination Schichtlinien mit Felszeichnung wurden bisher nur kleinere Hochflächen, wie zum Beispiel das Zugspitzplatt auf der Wettersteinkarte, bearbeitet. Das erste moderne Alpenvereinskartenwerk, das in größerem Umfang diesen kartographisch schwer zu meisternden Geländetyp wiedergibt, liegt nunmehr vor.

Den Wert der fertigen Karte kann der Benutzer am besten selbst feststellen, wenn er als Bergsteiger offenen Auges das Gelände durchstreift und es mit der Karte vergleicht. Mit der Karte des Toten Gebirges wurde ein bisher kartographisch zwar etwas stiefmütterlich behandeltes, touristisch aber nichtsdestoweniger lohnendes Gebiet weiter erschlossen. Möge die Karte den Besuchern dieses Gebirges ein zuverlässiger Führer auf ihren Wanderungen und Hochtouren sein und als ausdrucksvolles Bild der Landschaft zu ihrem Besuch einladen.

Literatur:

- 1 Aegerter, L.: Begleitworte zur Karte der Brentagruppe. — Zeitschrift des DuOeAV, 1908.
- 2 Aurada, F.: 100 Jahre Alpenvereinskartographie. Wien, 1962.
- 3 Finsterwalder, Rüd.: Erfahrungen mit Überweitwinkelaufnahmen im Hochgebirge. — Zeitschrift für Vermessungswesen, 1966.
- 4 Kinzl, H.: Die Alpenvereinskartographie nach dem zweiten Weltkrieg. Südwestillustrierte, 6. Jahrgang, 1965.
- 5 Derselbe: Zur Neuauflage der Karte der Dachsteingruppe. — Jahrbuch d. DAV und d. ÖAV, 1958.
- 6 Lindig, G.: Neue Glöcknerkarte — diesmal aus Luftbildern. — Jahrbuch d. DAV und d. ÖAV, 1956.

Salzbergbau im Toten Gebirge

HANS HANKE

Im Rahmen der Beiträge, die einer monographischen Erfassung des Toten Gebirges dienen, darf auch ein Hinweis auf den Salzbergbau nicht fehlen. Zwei Orte sind hier zu nennen, die, am Fuße dieser Gebirgsgruppe gelegen, eine wichtige Rolle in der Vergangenheit des Salzbergbaues gespielt haben und sie auch heute noch spielen: Bad Ischl und Bad Aussee, das erste zu Oberösterreich gehörig, das zweite in der Steiermark gelegen. Beide Salzvorkommen liegen auf der Linie jener Kette von Salzlagern, die sich von Hall in Tirol im Westen bis in die Gegend von Mariazell im Osten hinzieht. Sie stellt den Rest eines ausgedehnten Steinsalzlagers dar, dessen Zusammenhang durch tektonische Einflüsse im Rahmen der Gebirgsbildung einschneidend gestört wurde, so daß nur Einzellagerstätten übrigblieben.

Das Salz gehört zu jenen Schätzen unserer Erde, denen der Mensch schon frühzeitig nachging. Es ist daher nicht verwunderlich, daß auch in den Bergen des Salzkammergutes in prähistorischer Zeit menschliche Siedlungen entstanden, deren Spuren noch heute sichtbar sind. Selbstverständlich spielte der Salzbergbau im Salzkammergut auch in jenen Zeiträumen eine Rolle, für die wir heute klare, auf kulturgeschichtlichen Gegebenheiten beruhende Zeitgrenzen haben. So hat Hallstatt am Fuße des Dachsteins einer ganzen kulturgeschichtlichen Epoche den Namen gegeben: Hallstattzeit.

Schriftliche Urkunden sind natürlich aus so früher Zeit nicht vorhanden, aber die Zeugen in Form von Funden sind überreichlich da. Allerdings beschränken sie sich fast ganz auf Hallstatt, das dank seiner geschützten Lage und schweren Zugänglichkeit von den Folgen zerstörender Einflüsse (Kriege, Völkerwanderung und anderes) verschont wurde. Bad Ischl und Bad Aussee hingegen blieben von diesen Ereignissen nicht unberührt. Vor allem aber verschwanden in unruhigen Zeiten immer wieder archivalische Unterlagen, die sich meistens in Klöstern befanden, wenn diese selbst zerstört wurden. Auch hatten die Chronisten im Krieg wenig Zeit, sich der Geschichtsschreibung zu widmen, da sie den Federkiel mit dem Schwert vertauschen mußten. Und kriegerische Verwicklungen oder unruhige Zeiten an sich gab es im Bereich des oberösterreichisch-steirischen Salzbergbaues zur Genüge während der ersten eineinhalb Jahrtausende nach Christus. Schon um das Jahr 170 des ersten Jahrtausends waren es die Markomannen, die durch ihr Eindringen eine friedliche Entwicklung des Salzbergbaues in diesem Gebiet verhinderten. Mit dem Zerfall des weströmischen Reiches im Jahre 476 ging die Völkerwanderung Hand in Hand, die in den von ihr betroffenen Ländern nicht nur zerstörerische Unruhe auslöste, sondern auch die wirtschaftlichen Verhältnisse äußerst nachteilig beeinflusste. Es folgten das Vordringen der Bajuwaren, der Awarensturm um das Jahr 700 und schließlich der Einfall der Magyaren in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts. Auch die Türkenkriege, die Glaubensspaltung und die Franzosenkriege hinterließen ihre Spuren in der wirtschaftlichen Entwicklung des österreichischen Salinenwesens.

Trotzdem wird schon im Stiftsbrief von Kremsmünster aus dem Jahre 777 das Salzsieden „am Sulzbach“, das ist in Bad Hall, erwähnt, und die Urkunden des Nonnenklosters Traunkirchen, die bis ins 11. Jahrhundert zurückreichen, sprechen von einem „Pfännlein im Ischelland“ als der Traunkirchner Klostersaline. Allerdings ist mit dem Begriff „Ischelland“ nicht Bad Ischl gemeint, sondern das ganze obere Salzkammergut

wurde unter diesem Begriff zusammengefaßt. Auch die Ortschaft Lauffen wird im Jahre 807 genannt, was nur mit der Bedeutung dieses Ortes im Zuge der Salzschiifahrt zu erklären ist, da sich dort ein Stromhindernis befand. Ein Jahrhundert später werden in der Zollordnung von Raffelstetten Schiffe aus dem Traungau erwähnt, die vermutlich mit Salz beladen waren, zumal an anderer Stelle dieser Zollordnung Salzschiiffe ausdrücklich genannt werden. Sicher ist, daß von dem um das Jahr 1020 gegründeten Nonnenkloster Traunkirchen Salzbergbau betrieben wurde.

Bald waren aber auch die österreichischen Landesherren am Salzbergbau interessiert. Albrecht I. und seine Gattin, Königin Elisabeth, die nach seinem Tod regierte, und deren Vorgänger müssen sich schon mit der Salzgewinnung befaßt haben, da bereits unter König Ottokar von Böhmen ein „Salzmeier“ (Salzamtman) im Kammergut erwähnt wird. Daß die Salzgewinnung schon frühzeitig einen beträchtlichen Umfang erreicht haben muß, geht aus dem sehr hohen Erträgnis der Gmundener Maut um das Jahr 1280 hervor, die 1400 Talente betrug. Zur gleichen Zeit etwa verlieh Rudolf I. den Bürgern von Lauffen die gleichen Rechte und Handelsfreiheiten, wie sie die Gmundener schon besaßen, was auf einen ausgedehnten Salzhandel schließen läßt.

Die im Bereich des Toten Gebirges gelegenen Salzlagerstätten sind Bad Aussee und Bad Ischl. Während der Ischler Salzberg erst im Jahre 1563 angefahren wurde, wird der Ausseer Salzberg schon im Jahre 1147 urkundlich genannt, was allerdings nicht heißt, daß erst seit diesem Zeitpunkt dort Salz gewonnen worden wäre. Denn die bergmännische Überlieferung besagt, daß schon um das Jahr 800 im Michlhallberg Sole gewonnen und in einer Sudpfanne in Sankt Agatha versotten worden sei. Im Jahre 1147 nun schenkte Markgraf Ottokar III. aus dem Geschlecht der Traungauer dem Stift Rein bei Graz zwei Pfandln am Ahornsberg. Der Ahornsberg ist einer der Vorberge des Sandling, des auch durch einen Bergsturz bekannten Berges nördlich der Pötschenhöhe, in dessen Innern die Ausseer Salzlager liegen. Dem Ahornsberg südwestlich benachbart ist der schon genannte Michlhallberg. Am Fuß des Sandling liegt Altaussee am gleichnamigen See. Im Zuge der oben genannten Schenkung zeigte sich das steirische Zisterzienserstift Rein dadurch erkenntlich, daß es dem Überbringer des Salzes jährlich einen Hirsch, ein Paar Fausthandschuhe und ein Schwert übergab. Der Brauch erhielt sich bis in unser Jahrhundert. Nur änderten sich die Gaben. Den Beamten der Saline Aussee wurden noch bis zum Jahre 1926 sechs Federmesser und sechs Paar Lederhandschuhe überreicht.

Das Stift Rein blieb nur etwa sechs Jahrzehnte im ungestörten Genuß des Ausseer Salzbergbaues. Dann fand auch der steirische Landesherr, Herzog Leopold IV., Interesse daran, holte sich zuerst mit Gewalt die Werksanlagen des Stiftes Rein, schloß aber dann einen Vergleich, nach welchem dem Stift ein jährliches Salzdeputat zustand. Als Erschließer der Ausseer Saline gilt Abt Gerlach von Rein, während Leopold IV. als Begründer der Kammersaline Aussee zu bezeichnen ist. Im weiteren Verlauf ging die Nutznießung des Ausseer Salzberges immer wieder in andere Hände über. Oft waren die Besitzer weit entfernt und darauf angewiesen, zur Bedienung der Salzpflanzen geschulte Kräfte anzuwerben, die ihrerseits entsprechende Rechte für sich beanspruchten. Diese Fachleute waren die „Hallinger“, die ihre Rechte immer mehr ausbauten und sich schließlich zu einer Gewerkschaft zusammenschlossen, die einen Hallgrafen zum Oberhaupt hatte. Allmählich wurde diese Gewerkschaft sehr vermögend und gewann so großen Einfluß auf den Salzbergbau, daß dies dem landesfürstlichen Regal zuwiderlief. Daher hob Kaiser Friedrich III. im Jahr 1449 die Gewerkschaft auf und löste die Rechte der Hallinger mit je 400 Pfund Pfennigen ein. Damit wurde das Ausseer Land zum steirischen Kammergut.

An sich gehörte das Ausseer Land schon seit 1180 zur Steiermark. Doch zog 1242 der Salzburger Erzbischof Philipp von Sponheim die „Grafschaft im Ennstal“, zu der auch Aussee gehörte, als salzburgisches Lehen ein. Zur Sicherung seiner Herrschaft errichtete er

westlich von Bad Aussee die Pflindsburg, die später Sitz des Urgerichtes Aussee und des Verweseramtes der Saline wurde, bis man sie 1775 dem Verfall überließ. Der Einfluß des Salzburger Erzbischofes ging bald wieder zurück, und schon um das Jahr 1300 scheint ein landesfürstlicher (steirischer) Richter auf. Später erfuhr das Salinenwesen in Aussee eine gründliche Änderung in der Organisation, die allen technischen und wirtschaftlichen Notwendigkeiten angeglichen war. Es würde im Rahmen dieses Beitrages zu weit führen, die Geschichte des Ausseer Salzbergbaues durch die Jahrhunderte bis herauf in die Gegenwart weiter zu verfolgen. Wer die Umgebung von Bad Aussee durchwandert, wird immer wieder Hinweise auf den alten Salzbergbau in diesem Gebiet finden. Allen Erfordernissen der Gegenwart nachzukommen, ist auch die Hauptaufgabe der heutigen Salinenverwaltung, die sich in jeder Weise bemüht, dieser Aufgabe nach Maßgabe aller Möglichkeiten gerecht zu werden.

Kürzer als in Aussee ist die Geschichte des Ischler Salzbergbaues. Dort wurde der Salzberg, der in den westlichsten Ausläufern des Toten Gebirges zu suchen ist, erst im Jahre 1563 erschlossen. Es war zunächst eine Arbeit voller Enttäuschungen, da der Berg nicht das hielt, was man sich von ihm versprochen hatte. Es kam zu Beanstandungen seitens einer staatlichen Kommission, die Fehler in der Art des Vortriebes und in den Berechnungen feststellte, es gab Auseinandersetzungen mit den Bergmeistern von Aussee, Hallstatt und Ischl, die in noch sehr konservativen Vorstellungen dachten. Doch war man von der Wichtigkeit des Ischler Salzberges überzeugt, der als Reserve dienen sollte, falls einmal die Soleerzeugung in Hallstatt zu versagen drohte, was 1691 tatsächlich der Fall war. Auch der Berg selbst stellte zufolge seiner geologischen Beschaffenheit die Bergleute vor manche Rätsel. Doch konnten schließlich von 1563 bis 1751 zwölf Aufschlüsse eröffnet werden. Im weiteren Verlauf entwickelte sich der Ischler Salzbergbau, der ja zusammen mit Hallstatt und der Sudhütte Ebensee den oberösterreichischen Anteil des Kammergutes bildet, dank ausgezeichnete Verwalter und hervorragender Fachleute durchaus positiv.

Selbstverständlich standen die Verwaltungen des Salzbergbaues im Salzkammergut auch in steter Verbindung mit anderen Lagerstätten, wie Hallein und Hall in Tirol, mit denen oft ein umfangreicher Erfahrungsaustausch stattfand.

Die technische Seite der Sole- und Salzgewinnung, wie sie heute betrieben wird, sei kurz dargestellt.

Die im Salzberg Altaussee in Laugwerkern gewonnene Salzlösung (Rohsole) wird durch eine neun Kilometer lange Rohrleitung zur Sudhütte geleitet. In einem Hektoliter Rohsole sind etwa 30 Kilo Kochsalz (NaCl) und etwa ein Kilo Nebensalze (das sind Gips, Glaubersalz, Magnesiumchlorid usw.) gelöst. Um aus dieser Lösung den Salzanteil zu gewinnen, muß der Wasseranteil verdampft werden. Dies geschieht in den fünf Unterkesselpfannen. Die Pfannen sind 8,3 Meter breit, 23 Meter lang und fassen einschließlich Unterkessel 114 Kubikmeter Sole.

Die kalte Sole gelangt durch die Rohrleitung in den Unterkessel, erwärmt sich dort an den beiden Flammrohren auf etwa 70 bis 80 Grad Celsius, wobei der Gips in Form von Schlamm ausgeschieden wird und auf den ungeheizten Unterkesselboden absinkt. Die nunmehr vorgewärmte und vorgereinigte Sole strömt vom Unterkessel durch Schlitz in die Flachpfanne, in welcher die Sole auf 90 bis 95 Grad Celsius aufgeheizt wird. Das Lösungswasser verdunstet, und an der Oberfläche der Sole scheiden sich durch Übersättigung Salzkristalle aus, die nach kurzer Schwimmzeit auf den Pfannenboden sinken. Der Solespiegel wird durch laufende Solezufuhr immer auf gleicher Höhe gehalten. Stündlich werden in einer Sudpfanne etwa 1700 Liter Wasser verdampft und dabei etwa 600 Kilo Salz ausgeschieden. Für den Verdampfungsvorgang sind beim Pfannenbetrieb mit Ölfeuerung (sechs Schwerölbrenner pro Flamme) je Kilo Salz etwa 0,22 Kilo Heizöl erforderlich.

Das Salz wird jeweils nach Ablauf von zwei Stunden mit einer mechanischen Ausziehvorrichtung (Rakerwagen) aus der Pfanne gezogen und mit dem Langhubkratzer zu den Zentrifugen gefördert. Der Feuchtigkeitsgehalt des Salzbreies wird in den Zentrifugen auf etwa fünf Prozent reduziert. Die Nachtrocknung erfolgt dann im Heißluft-trockner. Das trockene Salz wird anschließend mittels Schüttelrinnen und einem Becherwerk zu einer Siebanlage geführt und kann unterhalb dieser in drei verschiedenen Kornklassen gesackt und zum Versand gebracht werden.

Soll das Salz mit Jodlösung versehen werden, so wird es vor der Versackung durch die Jodierschnecke gefördert. Gewerbe- und Viehsalz muß denaturiert, das heißt für den menschlichen Genuß unbrauchbar gemacht werden. Das Salz wird den Denaturieranlagen über ein Längsförderband zugeführt. Als Denaturiermittel wird Eisenoxyd und Wermut für das Viehsalz, Farblösungen, Soda und Glaubersalz für das Gewerbesalz verwendet.

Die vier Salzbunker mit einem Fassungsraum von je 250 Tonnen lose geschüttetem Salz ermöglichen einen Ausgleich zwischen der täglich anfallenden Salzerzeugung und einem meist sehr unregelmäßigen Versand. Die Einspeicherung erfolgt über das Längsförderband und Einspeicherbänder. Für die Entleerung der Bunker steht eine fahrbare Ausspeicherbrücke mit Becherwerk und Ausspeicherband zur Verfügung. Das Salz wird sowohl in Säcken als auch lose verladen zum Versand gebracht.

Der Sudbetrieb läuft ohne Unterbrechung drei bis vier Wochen. Nach einer solchen Siedeperiode werden die Pfannen und der Unterkessel entleert, gereinigt und für die neue Siedeperiode wieder mit frischer Rohsole gefüllt. Nach zehn bis zwanzig Siedeperioden müssen die Pfannen und das Feuerungsmauerwerk ausgebessert oder teilweise erneuert werden.

Es sei noch ein Hinweis auf diesen Vorgang in vorgeschichtlicher Zeit gegeben. In erster Linie dürfte man sich damals auf die Ausnützung von Quellsolen beschränkt haben. Als dann die Bergleute der Vorzeit ins Innere des Berges eindrangen, werden sie sicher das anfallende salzhaltige Hauwerk außerhalb der Stollen bearbeitet beziehungsweise aufgelöst haben. Später ging man daran, das Auslaugen des Gesteins im Berg selbst vorzunehmen. Zu diesem Zweck trieb man einen Schacht mit einem Durchmesser von 20 bis 25 Quadratmetern in die Tiefe, füllte diesen mit Süßwasser, welches man so lange darin beließ, bis es mit Salz gesättigt war. Dann trat ein Schöpfwerk in Arbeit. Dieses bestand aus einer Haspel, mit deren Hilfe die sogenannten „Bulgen“ (Ledersäcke, die an Hanf- oder Lederseilen befestigt waren) in den Schacht gelassen wurden, um, gefüllt mit Sole, hoch zu kommen und die Sole in die zu den Pfannen führenden Holzleitungen zu leeren. Die Gewinnung des Salzes soll in vorgeschichtlicher Zeit durch Übergießen heißer Steine oder von glühenden Kohlen erfolgt sein. Erst später wurde die Sole in eisernen Gefäßen verdampft. Damit hatte aber auch der Mensch der Vorzeit schon die grundlegenden Vorgänge bei der Salzgewinnung erkannt.

Literatur:

- Srbik, R. v.*: Studien zur Geschichte des österreichischen Salzwesens. In: Forschungen zur inneren Geschichte Österreichs, Wagner'scher Universitätsverlag, Innsbruck 1917.
- Schraml, C.*: Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginn des 16. Jahrhunderts bis zur Auflösung des Salzamtes 1850. Verlag der Generaldirektion der österreichischen Salinen, Wien 1932.

Volkskundliches aus dem Toten Gebirge

FRANZ LIPP

Totes Gebirge — schon im Namen ist die große Steinwüste beschworen, die allem Leben feindlich gesinnt ist und der Dauerbesiedelung ein Halt entgegenruft. Tatsächlich ist diese größte Hochfläche der Nördlichen Kalkalpen mit ihren 1130 Quadratkilometern nur an den Rändern, das heißt den umgebenden Tälern, ständig besiedelt und von hier aus erschlossen worden. Dabei ist die Entfernung zwischen dem Trauntal im Westen und dem Steyr- beziehungsweise Stodertal im Osten, die beide das Gebirge begrenzen, so groß, daß es zwischen ihren Bewohnern über das Gebirge hinweg keinerlei Querverbindung und Berührungspunkte gibt. Das Stodertal ist im Bewußtsein des eingeborenen „Salzkammerers“ so weit von der Traun entfernt wie das Zillertal oder das Lesachtal — er kommt weder dort noch da hin. Wenn man von einem höheren Berggipfel, wie dem Dachstein, oder gar von einem Flugzeug auf das oder über das Tote Gebirge hinblickt, gewinnt man den Eindruck, als steige aus dem düsteren Meer der Wälder, die sie rings umgeben, eine abweisende, schreckliche Felsenwelt inselgleich empor. Ähnlich hat sie auch der baltendeutsche Schriftsteller Frank Thiess gesehen, der seit Jahrzehnten im Ausseer Land eine zweite Heimat gefunden hat.

„Die Landschaft zwischen Loserhütte und Appelhaus oder in den Steinöden des Trisselwandmassivs oder in der Wüste des Toten Gebirges ist keine Landschaft im ästhetischen Sinne mehr. Sie könnte . . . ebenso in der iranischen Hochsteppe wie in den armenischen Hängen des Kaukasus zu finden sein. Sie ist ein Teil der noch unzivilisierten, un bebauten Natur, wie sie vor Jahrmillionen entstand, wie sie schon zur Römerzeit so war und wie sie in Jahrtausenden noch sein wird, weil die menschlichen Mordinstrumente wohl Städte, aber nicht Gebirge fortsprengen können. In dieser ihrer Ursprünglichkeit ruht ihre Wirkung auf die menschliche Seele, die in der Enge der Zivilisation zur Stummheit verdammt ist — und in der Weite der Bergwelt wieder Worte der Andacht und der Ehrfurcht findet.“

Wenn wir heute das Tote Gebirge als das empfinden, was sein Name ausdrückt, so war es nicht immer so, und es gehört zu den größten Ungereimtheiten der Besiedlungs- und Erschließungsgeschichte unserer Alpen, daß die frühesten Anzeichen menschlicher Kultur und Gesittung in den Ländern, deren Grenze das Tote Gebirge bildet, Oberösterreich und Steiermark, aus diesem kommt. In eiszeitlichen Schichten der über 2000 Meter hoch gelegenen Salzofenhöhle fanden die Forscher Körper und Ehrenberg durchlochete Knochen, die als Signalpfeifen gedeutet wurden, eine Herdstelle mit zer Schlagenen Knochen, ja ganze Depots von Schädeln der Höhlenlöwen, -bären, -tiger und -wölfe, die sie als höchstgelegene eiszeitliche Jagdstation Österreichs deuteten. Das einzige Radiokarbondatum hilft uns, die Zeit auf etwa 35.000 Jahre bestimmen, das wäre Würm I/II Interstadial. Auch in einer Höhle oberhalb des Gleinkersees in der „Gamsulzen“ im Seestein (Warscheneckgruppe) wurden von Menschenhand bearbeitete Höhlenbärenknochen gefunden, die möglicherweise derselben „protolithischen“ Zeit- und Kulturstufe angehören.

Der Mensch war nach dem Ende der Eiszeit wieder in die Täler heruntergestiegen und hat in den folgenden Jahrtausenden nur mehr mit Grauen zu den bleichen Gipfeln emporgeblickt. Kein Fund, der auf der Hochfläche gemacht wurde, läßt auch nur auf eine Bewanderung schließen. Erst die Namen der Gipfel gewähren einen Rückschluß auf die Dauersiedlungen am Fuß des Gebirges. Viele davon, besonders im Osten des Gebirgsstockes, sind slawisch, so die der höchsten Erhebung, des Priel, der Ostrawitz,

der Siniweler oder der Labien, sprich „Lăwéa“ (2. Silbe nasaliert). Diesen Gipfeln entsprechen die slawisch benannten Siedlungen im Stodertal und in der Tauplitz bis hinüber nach Aussee. Zahlreicher noch als die wenigen Bergnamen sind die slawischen Namen im Tal (Schneslitz, Gaislitz, Göritz, Glassitz, Kumitz usw.), das nach dem Ausweis der Funde in karolingischer Zeit, dem 9. und 10. Jahrhundert, von dem damals slowenischen Karantanien her besiedelt wurde. Die karantanischen Gräberfelder von Aigen im Ennstal, Stainach, Krungl bei Mitterndorf und Bad Goisern erweisen klar auch den Weg der Slawen von Südosten nach Nordwesten. Ob sie von der Klachau über den Salzsteig wanderten, oder ob die Erschließung des Stodertales vom Norden her erfolgt ist, wird man kaum mehr nachweisen können. Bis jetzt blieb die Erwähnung slawischer „Stodoranci“ am Fluß Stir (= Steyr?) für das Ende des 6. Jahrhunderts unbeachtet. Aber schon bevor die Slawen das Tote Gebirge vom Süden und Osten her umklammerten, lag es im Herrschaftsbereich der Baiern, die bereits vor der Mitte des 6. Jahrhunderts an der Donau und am Inn sesshaft wurden und ihre Siedlungen bis zum nördlichen Gebirgsrand vorschoben. Die siedlungsmäßige und wirtschaftliche Erschließung der Slawengemeinden rund um das Tote Gebirge lag ab dem 9. Jahrhundert in den Händen der Stifte, die auch als Grundherrschaften auftraten: des Stiftes Kremsmünster im Norden des Gebirgsstockes bereits ab 777, des Frauenstiftes Traunkirchen im Westen ab dem 11. Jahrhundert, des steiermärkischen Stiftes Rein im Süden und des Stiftes Spital am Pyhrn, das seinerseits zum Hochstift Bamberg gehörte, im Osten ab dem 12. Jahrhundert. Die benachbarten Stifte Admont, Gleink und Garsten sind ebenfalls mit einzelnen Besitzungen an der Aufschließung der Talgründe des Toten Gebirges beteiligt. Wenn Gelände- und Flurnamen Rückschlüsse über die Siedlungstätigkeit ermöglichen, dann verhält es sich so, daß vom Osten nach dem Westen in Tal und Höhen des Toten Gebirges der Anteil der slawischen Orts- und Flurbezeichnungen merklich abnimmt, ein Anteil, der übrigens auch im Osten nur einen Bruchteil der gesamten Namensgebung ausmacht.

Ob zuerst Jäger und dann Bauern oder umgekehrt nach dem Ausbau der Binnen- und Innenbesiedlung vom 11. bis 14. Jahrhundert den Weg vom Tal zur Höhe nahmen, um neue Weidegründe für das Vich oder neue Jagdgründe zu erschließen, bleibe dahingestellt. Der Bauer war damals noch Jäger und der Jäger Bauer — gleichgültig, ob er die Jagd im eigenen oder im Namen eines Herrn ausübte.

Von den Berg- und Flurbezeichnungen seien einige Besonderheiten herausgehoben. Die Felsen heißen im Toten Gebirge landesüblich „Mäun“, das heißt Mauern, vgl. zum Beispiel „Spitzmauer“ — eine ausgesprochene Felsenerscheinung. Die Höhlen heißen „Ofen“, vgl. „Gamsofen“, „Salzofen“, „Ofenkogel“ und „Ofenlochkogel“. Nicht selten sind Doppelnamen, wie Wildenkogel (2093 m, von der Ischler Seite) und Schönberg (von der Ausseer Seite), der ausgesprochen wird, wie man ihn schreibt, und der eben deshalb nicht von „schön“, sondern von „Schellen“ abzuleiten ist, was nicht nur die Herdenglocke, sondern auch den Schelch (Urhirsch) bedeuten kann. Andere Namen besitzen mythischen Klang, wie Wildensee, Dreibrüdersee, Dreibrüderkogel (1919 m), Feuertal, Redender Stein (1900 m), Stierkopf (1877 m), Kalte Herberg, Teufelsmauer (2186 m) oder Wilder Gößl (2030 m). Viele Bezeichnungen lassen sich einfach durch die Almwirtschaft (zum Beispiel Schafbühel, Breitwiesen, Augstwiesen, Brunnwiesen) und die Jagd (Hirschkar, Geiernest usw.) erklären.

Almleute und Jäger gehören im Gebirge zusammen, sie sind bis zu einem gewissen Grad aufeinander angewiesen. Ihrer Verbundenheit wird im Volkslied immer wieder Ausdruck verliehen.

„Wann koa Almhitn wa(r)
 Und koa stoanas Wantl,
 Wo hett denn da Jaga (oder, je nachdem, „der Wildschütz“)
 Sei Unterstantl.“

(Das „d“ in Wand und Unterstand wird wie „r“ ausgesprochen, die Versbetonung liegt auf dem letzten „l“).

Diese Almhütten sind von West nach Ost erscheinungsweise verschieden. In der Rettenbachalm, im Tale des Rettenbaches, der bei Bad Ischl in die Traun mündet, haben die älteren Hütten noch das flache Dach über dem Rundholzblockbau, ganz so wie auf der „Postalm“ im Süden des Wolfgangsees. Das Flachdach reichte hier mit seinen östlichsten Vorposten in das Massiv des Toten Gebirges herein. Schon die nächste, bereits auf steirischem Boden gelegene Blaa-Alm hat ein anderes Gesicht. Die zahlreichen Hütten dieser Alm haben ein steiles Dach und sind mit vertikalen Brettern verschalt. Diese wärme- und erhaltungstechnisch fortschrittlichere Bauweise gibt den Almdörfern des ganzen Toten Gebirges das Gesicht.

Was diesem ungeheuren, noch so wenig bekannten Gebirgsstock¹ einen eigenen Reiz verleiht, sind die schönen Alpen, welche sich darauf befinden. Mehrere bilden ganze Dörfer in dieser Steinwüste und gewähren einen eigenen Eindruck. Sie sind reinlich und gut, die schönsten in Steyermark. Es sind deren 24 mit 304 Hütten, nämlich:

Vordernbachalpe	32 Hütten	Bräuningalpe	12 Hütten
Gösselwandalpe	30 Hütten	Blanalpe (soll wahr-	
Henareralpe	24 Hütten	scheinlich heißen	
Augstwiesenalpe	23 Hütten	„Blaa“-Alpe, d. Verf.)	8 Hütten
Rettenbachalpe	21 Hütten	Fludergrabenalpe	6 Hütten
Wildenseetalpe	21 Hütten	Krillalpe	5 Hütten
Sandlingalpe	18 Hütten	Pitzingalpe	5 Hütten
Augstalpe	16 Hütten	Linigalpe	5 Hütten
Schwarzenbergalpe	16 Hütten	Oberwasserlpe	5 Hütten
Schoberwiesenalpe	14 Hütten	Steinerlpe	4 Hütten
Brunnwiesenalpe (die		Egelgruberalpe	3 Hütten
schönste aus allen)	14 Hütten	Lahngangalpe	2 Hütten
Breitwiesenalpe	9 Hütten	Neusteinalpe	2 Hütten
Vorderalpe	9 Hütten		

Diese Aufstellung ist jedoch unvollständig und bezieht sich nur auf Almen, die von Altaussee, Bad Aussee und Grundlsee aufgetrieben wurden. So fehlen die aus dem Ischl- und Trauntal beschickten, wie die Hohenaualm, Halbwegalm, Mitteralm, die Hinteralm, die Karalm, ferner die von Ebensee versorgten Gimbachalmen, die Mitterkaralm usw. Dieselbe Unvollständigkeit ergibt sich auf der Seite des Stodertales, des Almtales und der Tauplitz. Die vom Stodertal aus beschickten Almen hießen noch vielfach „Schwoag“ (Schwaige), die Niederalmen führen dort allgemein die Bezeichnung „Reut“ (zum Beispiel „Baumschlagerreut“). Das Weiden des Viehs auf der Alm wird noch immer als „Bloambsuah“ (Blumensuche), die Almen selbst werden als „Böden“ bezeichnet.

Uppig grünende Almsommer müssen das gewesen sein vor etwa hundert Jahren — heute sind die Almdörfer von einst verödet, und nur mehr die Erinnerung hält das nicht weniger gedeihende Volksleben dieser Glanzzeit, die in allerletzten Ausläufern ja immerhin noch bis zur Gegenwart andauert, wach.

So viel steht fest: wenn vom Volksleben aus dem Toten Gebirge berichtet werden soll, steht die Alm im Vordergrund, das Stelldichein jener Bauern, Holzknecchte und Jäger, die als menschliches Gegenstück zur Bergwelt gelten können.

¹ F. C. Weidmann, Führer nach und um Ischl, Wien 1849.

Zuvor aber noch etwas über die Almhütten selbst. Außer den „einhöihigen“, das heißt nur ebenerdigen Almhütten vom Rettenbachtypus gibt es die „zweihöihigen“ Hütten. Bei diesen befinden sich Herd und Schlafraum im „ersten Stock“, im Erdgeschoß ist der Viehstall, auch „Tret“ genannt. Die zweihöihigen Hütten entsprechen annähernd den Zwiehöfen im Tal, die ebenfalls auf die reinliche Trennung von Vieh und Mensch bedacht sind, während die hintereinandergeschalteten niederen, einhöihigen Hütten dem Einhaus zuzuordnen wären. Konstruktiv ist bei den älteren Hütten, zumal des zweihöihigen Typs, das *Ans d a c h* hervorzuheben, bei dem auch die Dachhaut aus „Block“ oder „Prügel“, das heißt aus unbehauenen Rundholz oder schon behauenen Pfosten, gebildet wird.

Über die ursprüngliche Ausstattung der Almhütten sind wir gut unterrichtet. F. v. *Andrian*² führt den „Mölistuhl“ (Melkstuhl) und das „Gazl“ an, das hier noch als „kurzer gestielter Sechter zum Austeilen des ‚Brottes‘ (Nährtrank) an das Vieh“ geschildert wird — zweifellos eine ältere Form des aus ahd. *gebiza* abzuleitenden italienischen *gazza*. Die „Gazln“ Tirols sind bereits Wasser- oder Milchschöpfer aus Kupfer, Messing, Eisen, aber auch Zinn, diese hier sind aus Holz³. Weitere Geräte sind der „Pframsweg“ (= Rahmzweck), ein halbmondförmiges Holzgerät zum Abschöpfen des Rahms, der „Grasbär“, ein sackförmiges Gerät aus Stricken, in welchen Gras gestopft wird, welches an den Steilhängen gemäht wurde und von dort heruntergeworfen wird. Selbstverständlich gibt es hier auch einen Tisch, verschiedene der Reinlichkeit dienende Geräte, wie „Schaartragl“, -schaufel und -besen, dann den Schüssel- und Löffelrem, verschiedene „Mülifaßln“, Kochgeschirr und Häfen. Das Bett befindet sich bei den niederen Hütten im Dachraum, bei den hohen in einer abgesonderten Kammer neben der Küche. Es heißt „Hüllern“ oder „Rauschn“.

Bis zur Einführung eines Sparherdes hatte die Almhütte den offenen Herd, der aus Steinen aufgemauert und schön verputzt war. Zum Weißen des Herdes wurde Gletscherkreide aus dem kleinen Augstwiesensee verwendet.

Beachtung verdienen die soziologischen Verhältnisse des Almdorfes. Dasselbst wird (wurde) für drei Jahre als Anschaffer und Oberaufseher ein so benannter „Almherr“ gewählt. Auf den Huttererböden gibt es den jährlich gewählten „Bödenherrn“. „Er bestimmt die Tage der Auffahrt und der Abfahrt, hat auch sonst eigennütziges Treiben . . . abzuweisen, wie zum Beispiel das Füttern des Viehs mit Meisterwurzeln, wodurch dessen Fährte einen dem andern Vieh widerlichen Geruch bekommen soll. Er bestimmt nach einer festen Reihenfolge den Bauern, welcher den Almstier aufzutreiben hat, veranlaßt die nötigen Zäunungen, sammelt auch für das Almant . . .“⁴ Die Frau des Almherrn oder eine andere erfahrene Schwaigerin hat sich um die „innenpolitischen“ Zustände auf der Alm zu kümmern, so, welche Almdirn am Vor- oder Nachmittag zu hüten hat und in welcher Reihenfolge das Vieh auszutreiben ist. Fritz Weisse berichtet in seinem köstlichen Bergsteigerbuch „Himmelsleitern“⁵ von der gut siebzig Jahre alten „Almfrau“ Mirl, die unentwegt wie in ihrer Jugend auf die Wildenseealm fuhr und dort ihres Aufsichtsamtes waltete. Der Almfrau oblag es auch, zu den „Betnachten“ (Dienstag, Donnerstag, Samstag) allen Almdirndln (der Ausdruck „Sennerin“ ist im Salzkammergut ein aus Tirol eingeführtes Fremdwort) und Halterbuben den Rosenkranz vorzubeten.

2 F. v. *Andrian*, Die Altaussee, Wien 1905.

3 Bekanntlich wird der Ortsname Goisern von ahd. *gebiza* (= Holzschüssel) abgeleitet. Mhd. *Gewsarn* für Goisern, im Dativ mit *g = ze* den *Gewsarn* = bei den Gebenmachern = Gazzelmachern.

4 F. v. *Andrian*, Die Altaussee, Wien 1905, S. 72.

5 F. *Weisse*, Himmelsleitern, Wanderbilder aus den Ausseer Bergen, Graz 1926.

Bei der Auffahrt auf die Hochalm wurden merkwürdige Initiationsriten befolgt: das Umhalsen und Küssen einer Fichte mit kropfähnlichen Auswüchsen, das Anbeißen eines Steines im „Lekinkabr“ (Löckernkar, „Löckern“ = Latschen), der wegen seiner Form „die Truhe“ heißt, oder — dies trifft aber nur die männlichen „Halter“, sofern sie das erste Mal vorbeitreiben — die Taufe am „Jungfernbründl“. Ein älterer Halter setzt dem Neuling einen mit Wasser gefüllten Hut auf und gibt ihm als „Göd“ sogar einen neuen Namen.

So streng hier die Bräuche gehandhabt wurden, so fröhlich und unbeschwert — scheint es — ging es auf der Alm selber zu. Die meiste Arbeit entstand durch die Butter- und Schottenbereitung, aber auch durch das mühsame „Dleck“-Schneiden des an den steilsten Hängen wuchernden Grünfutters. Dieser gefährlichen Arbeit ging das Beten eines Rosenkranzes voraus. Nachdem jeder der Almerinnen von der Almfrau ein geeigneter Platz zugewiesen worden war — oft kilometerweit auseinander —, begann das „Johizn“, „Juhizn“ oder „Ihrizn“ — alles lautmalende Wörter für diese Urform des Jodlers, der mit einem richtigen „Almschroa“ oder „Birigschroa“ eingeleitet wurde. Für den, der nie das Glück hatte, diese Urlaute in „freier Wildbahn“ zu hören, ist die gleich einem Berg- und Talsprung in auf- und absteigenden Kadenzten gehende Melodie des einleitenden „Schroa's“ schwer zu beschreiben. Ihm folgt eine Behauptung, die von der Gegenseite — am gegenüberliegenden Berghang — ebenfalls wieder nach einem Almschrei, reim- und liedweise übertrumpft wird. Ruf und Gegenruf, Schrei und Widerschrei wechselten so stundenlang in der Runde, bis eine das letzte Wort behielt.

Dieses „Ihrizn“ darf nicht verwechselt werden mit dem eigentlichen Ludeln („Lu'ln“, die Bezeichnung „Jodeln“ kommt ebenfalls aus der Sprache der Sommerfrischler, die es von Tirol oder der Schweiz mitbrachten), bei dem die Melodie, die im „Zuawi“- und „Drübersingen“ zwei-, drei-, vier- ja sogar fünfstimmig werden kann (dieses im Unterschied zu Kärnten jedoch als große Ausnahme), zum Selbstzweck wird.

Der Ruf- und Verständigungsfunktion des Almschreis wächst das musikalische Wortgeplänkel des „Ihrizens“, diesem die reine Weise des Ludelns zu. Die Ludler des Toten Gebirges sind nach den Almen oder auch den Sängern und Sängerinnen benannt, zum Beispiel „Der Augster“, „die drei Juchizer der Anerl Mirl“, der „Jugitza von der Eggin“ . . . (siehe K. M a u t n e r : Steyrisches Rasperwerk).

Auch auf der Alm gab es so etwas wie einen „Heimgarten“ — Anlässe zum Feiern und zur Unterhaltung in den abgelegenen Einöden ließen sich ja unschwer finden.

Da wurde nicht nur gesungen, getanzt und gepascht (rhythmisch in die Hände geklatscht), da lebten auch die alten Geschichten auf, die beim Schein des fleißig genährten Herdfeuers erzählt wurden. Lustige und schaurige Geschichten, solche, die enger zusammenrücken ließen oder die von den Almerinnen mit sich überschlagender Stimme be„kirscht“ wurden. („Kirren“ heißt mit Fistelstimme schreien bzw. lachen.)

Meisterhafte Erzählerinnen ließen Schauer über die Haut ihrer Zuhörerinnen laufen, wenn sie von der „Oniweig“ berichteten, einer geisterhaften Erscheinung, die „umgeht“ und Mißgeschick, Krankheit oder Tod ankündigt, oder von den „Wildfrauen“, in die man sich nicht verlieben darf, sonst könnte einem ihr Gürtel in tausend Stücke zerreißen, oder gar vom „Wöla“, der in den verlassenen Almhütten rumort, als würden die Mistkübel drunter und drüber kollern — aber noch nie wurde man seiner ansichtig. Oft wurden alte Wildschützen, wie der alte Gaisberger, der 1902 siebenundachtzigjährig verstarb, in einen „Wöla“ verwandelt. Auf den Almen, die vom Stodertal befahren wurden, wußte man viele Geschichten von den Bergmannln und vom „Alperl“, der es ganz ähnlich treibt wie die Ausseer „Wöla“. Wenn die Schwaigerinnen von der Alm abfahren, lassen sie dem Alperl eine gute Mehlspeise auf dem Tisch zurück. Wenn es um die Almhütte stürmt und tobt, sagten die stoderischen Schwaigdirnen: „Jetzt weint die Melessin (Melusine). In schwarzen Gewändern und mit flatterndem Haar fliegt sie herum und weint über ihr verfluchtes Schicksal. Sie ist nämlich von den Frauen, die sie

wegen ihres Kinderreichtums gehöhnt hatte, während sie selbst kinderlos blieb, verwunschen worden.“⁶ Man stellt Teller mit Salz, Brot und Asche ins Fenster, um die Melessin (Betonung auf der letzten Silbe) zu besänftigen.

Im Toten Gebirge lebt auch der „Birgstutz“, wie er im westlichen, die „Büffelnatter“ wie sie im östlichen Teile heißt. Die Büffelnatter, oder auch einfach nur „Büffel“ genannt, bewegt sich durch Sprünge fort, indem sie ihren kurzgestutzten Hinterleib zwischen die Vorderfüße setzt und sich dann vorwärtsschnellt. Wem sie beim Sprunge trifft, den durchbohrt sie.

Hat es sich herumgesprochen, daß in einer Alm, gemeint ist eine bestimmte Hütte, eine besonders sangesfreudige oder tanzlustige Schwaigerin regiert, geben sich dort auch die „Buam“ der jungen Hirtinnen ein Stelldichein, seien es Holzknechte aus dem tiefer gelegenen Schlag, oder Jäger, die das Revier ihrer meist adeligen Jagdherren — berühmt waren im Toten Gebirge Graf Kesselstatt, Graf Schönborn, Fürst Hohenlohe, Graf Dürkheim und Herzog Philipp von Württemberg — verwalteten.

Brauchtümlich wußte man da sehr wohl zwischen dem geselligen Beisammensein, dem Almtanz und dem Einzelbesuch eines Burschen zu unterscheiden. Hier wurden sehr verschiedene Maßstäbe angelegt, und als wichtigste Regel galt, nicht erwischt zu werden. Andererseits war es für eine Almdirn eine Schmach, ohne Burschenbesuch zu bleiben. Eine unbesuchte Almerin hatte den „Widder“, ein imaginäres Tier, das vom Burschen erst „heimgetrieben“ werden mußte. Wenn eine Almerin den „Widder“ nicht anbrachte, wurde sie grausam gehänselt. Sie durfte keine Eierschalen vor die Hütte werfen, sondern mußte sie verbrennen. Wenn es einem Burschen aber gelang, unbemerkt in die Hütte zu schlüpfen, bekam er süßen Rahm und ein Almkoch mit Weinbeerln. Seinen Erfolg feierte er in der Früh beim Weggehen durch lautes „Juhizen“. Nun wußten alle Kameradinnen, „daß der Widder heimgetrieben“ ist. Wenn der Bursche auch hinfort unangefochten zu seiner Liebsten gehen konnte, Zeugen seines Besuches waren dennoch unerwünscht. Wer erwischt wurde, dem drohte das „Ausbauen“. An diesem Rügebrauch konnten sich sowohl die Schwaigerinnen der umliegenden Almhütten als auch — und das kam öfters vor — die Arbeitskameraden des „Gaßlbuam“ beteiligen.

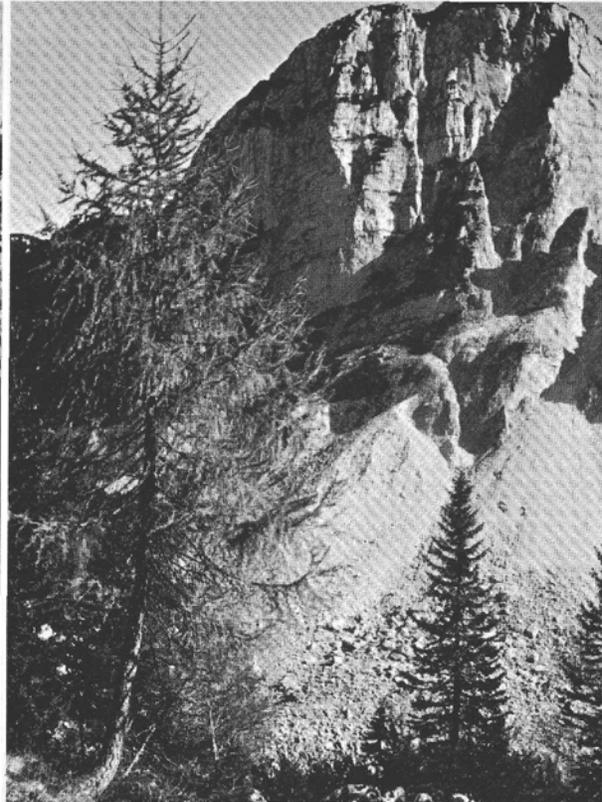
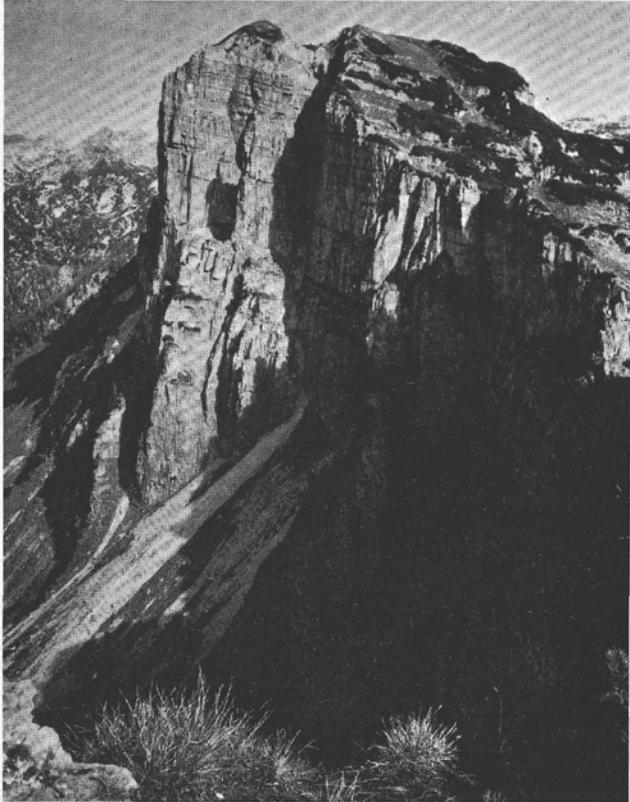
Mitten in der Nacht wurde dann die Hütte des Paares umstellt. Auf ein Kommando begannen die Rächer mit Peitschen zu knallen, Kuhglocken zu läuten oder mit Stecken auf das Dach zu schlagen. Erst auf die Zusicherung, daß es einen Branntwein oder ein „Koch“ gibt, legte sich der Lärm. Es konnte aber auch vorkommen, daß bei hartnäckigem Schweigen die Dachschildeln aufgerissen wurden. Das gemeinsame Mahl mit dem verlangten Lösegeld, Koch und Branntwein, fand meist erst ein paar Tage später statt. Die Almbesuche des Burschen wurden fortan geduldet.

Allerdings verlief das Gasselgehen im Sinne des Brauchtums nicht immer so geordnet. Julius von der Traun, ein vormärzlicher Schriftsteller, hält in seinem oberösterreichischen „Skizzenbuch“ die Schilderung eines Besuches der Wildenseealm fest, den er mit zwei „soit disant Paradiesvögeln“ (heute würde man sie als „playboys“ bezeichnen) unternahm. Er muß sich vor 1848 zugetragen haben. Geben wir dem Schilderer selbst das Wort:

„Auf der Wildseealm sind 22 Hütten, die wir alle verschlossen fanden. Nirgends ein menschlicher Laut — ein menschliches Wesen. Wir aber wußten, was wir von diesem Stillschweigen zu halten hatten. Es ist nichts weiter, als ein Versteckenspielen, eine Koketterie, ein Vorspiel der verliebten Neckereien, welche gergesehene Gäste zu erwarten haben. Wir pochten an alle Thüren, schimpften, schrieten, schossen unsere Stutzen ab, warfen Steine durch die offenen Fensterchen — und das gefiel. Eine Schwaigerin öffnete ihre Hütte und trat heraus.

Die Schönste war es, die wohl wußte, daß sie die Schönste sei, und warum wir gekommen.

6 J. Angerhofer, Führer durch das Stodergebiet, Kirchdorf 1897.



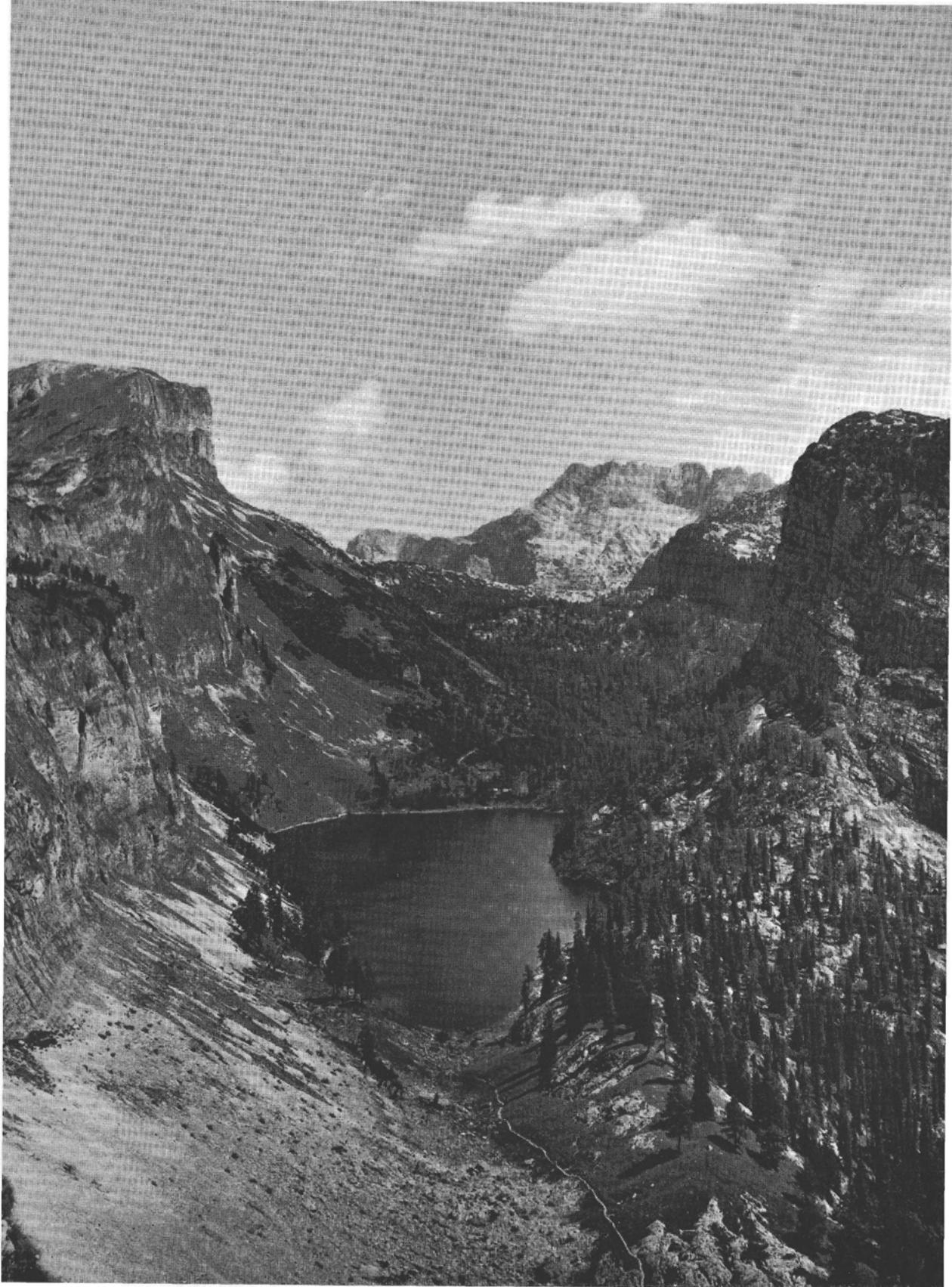
Oben links: Bräuningzinken (Aufn. Alb. Rastl, Bad Aussee)

Oben rechts: Sandling (Bergsturz) (Aufn. Sepp Stahrl, Gmunden)

Tafel V

Unten: Trisselwand über dem Altausseer See (Aufn. Sepp Stahrl, Gmunden)





Großer Lahngangsee, darüber Rotgschirr, links Salzofen, rechts Neustein, davon z. T. verdeckt Elmkogel
(Aufn. Alb. Rastl, Bad Aussee)

„Ah, seid Ihr es“, sagte sie mit Gleichgültigkeit, „was wollt Ihr denn noch so spät am Abende?“

„Über Nacht bleiben“, gaben wir zur Antwort.

„Was fällt Euch ein, ich kann Euch nicht behalten“, sprach die Schöne scheinbar entrüstet, wie sie es noch immer gesagt hatte, wenn sie einen von uns über Nacht behielt.

„Ins Thal können wir nicht mehr, du siehst, es wird finster“, versetzte einer meiner Gefährten.

„Da müßt Ihr Euch mit einem Bunde Heu begnügen, ich habe nur ein Bett.“ Da nahm sie einer der Paradiesvögel, der durch diese unschuldig vorgebrachte Rede ganz entzückt war, beim Kopfe, und küßte sie zu wiederholten Malen. Sie lachte. — „O du Hauptnarr!“ Der andere Paradiesvogel folgte nun dem Beispiele des erstern. — Ein Kuß hat schon manche Thüre geöffnet, und wir hatten vermuthlich 22 Küsse geküßt, da jetzt alle 22 verschlossenen Hüttenthüren sich öffneten, und freundliche Mädchen heraustraten, große und kleine von verschiedener Schönheit, wie nun die Kinder der Menschen eben sind.

Wir hatten durch unser Küssen das zurückhaltende Schweigen gebrochen, und alle eilten uns zu bewillkommen, zu bewirthen. Alle brachten ihr Bestes, ein hübsches Alpenmahl stand bald vor uns. Die untergehende Sonne röthete die Felsenhäupter, während es im Thale gewiß schon Nacht war.

Mond und Sterne traten aus dem Hintergrunde des Himmelszeltes, wo wir sie schon lange wahrgenommen hatten, lichter hervor. Unsere Wirthin und zwei fast eben so schöne Gefährtinnen leisteten uns fröhliche Gesellschaft, und so saßen wir bei schwatzenden Mädchen im Angesichte stummer Alpenriesen. Wie aber hübsche Frauenzimmer, wenn sie einmal lustig sind, die Stimmung ihrer ganzen Umgebung mittheilen, so konnten auch, als einige Mädchen vor unserer Hütte ihre Almweisen zu singen begannen, die benachbarten Felsen nicht länger schweigen; aus ihrer Brust hallten die süßesten Töne wider.

Wir durften nicht auf dem Heu schlafen. Als wir am andern Tage aufstanden, war Sonntag, wir merkten es aber nicht; da oben ist es alle Tage Sonntag, wenn sich auch nicht alle Tage am Herde der Spieß dreht.

Die Schwaigerinnen lieben, wie alle Gebirgsbewohner, geistige Getränke; Jäger und Wildschützen kommen nie ohne ein Fläschchen Brantwein in eine Almhütte; auch der Bauernbursche trägt seinem Schatze nebst dem treuen Bauernherzen starkes Kirschenwasser ins Gebirg hinauf.

Die Kleidung unserer Gastfreundinnen war allerliebste. Sie trugen schafwollene Strümpfe, die unter dem Knie, ich kann es der Welt nicht verschweigen, unter dem schönen weißen Knie anfangen, und über dem Knöchel endigten, so daß der ganze Vorderfuß nackt blieb, einen blaukattunen Rock mit Achselbändern, ein Schnürleibchen, ein seidenes Busentuch, ein schwarzes Kopftuch vom gleichen Stoff; um den Hals an einem Sammtbande silberne Zierrathen, die Arme waren voll und bloß.

Gegen Abend zogen wir über die Auxtwiese zum alten Aussee hinab.

Links, von unserem Wege durch eine breite Trift geschieden, erhob sich Felsgebirge, auf dessen grün bewachsenen Abstufungen wir mit scharfen Augen Alpenhütten entdeckten; auch saßen am Rande Schwaigerinnen, deren bunte Kleider wir unterschieden. Als sie unser ansichtig wurden, jauchzten sie herab, dann stimmten sie eine Alpenweise an, und obschon wir Dreiviertelstunden bis zu ihnen zu klettern gehabt hätten, vernahm unser Ohr dennoch jeden Ton ihrer kräftigen Brust. Die Mädchen, die uns begleitet hatten, antworteten.“

Nach dieser Schilderung scheint es tatsächlich mit der vielbesungenen sündenlosen Almenliebe seine Bewandnis gehabt zu haben.

Wir erfahren aus ihr aber auch ein anderes, die Tracht der Schwaigerinnen. Aus dem „blaukattunen Rock“ wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts jener rosenrote „Almakittel“, der heute noch ein Grundbestandteil der umliegenden Taltrachten des Toten Gebirges ist.

Gewissermaßen zur Tracht der Scandin gehört auch das „Almfahrtl“, ein mit kunstvollen Kreuzstichstickereien und Borten in altrosa oder kräftig roten Farben gehaltenes Linnen, mit dem das Butterschaffel der zu Tal schreitenden Almerin eingebunden wurde. Das Schaffel wurde auf dem Kopfriedel getragen, der seinerseits wieder kunstvoll bestickt sein konnte.

Weniger von der Phantasie umblühte, aber nicht geringere Repräsentanten des Volkslebens im Toten Gebirge als die Almerinnen waren die Holzknächte. Frei-

lich waren auch sie ob ihrer Kraft und Urwüchsigkeit bei den Weibsleuten meist mehr geschätzt als die Städter, Marktbürger und Bauern.

Da Bua is a Holzknecht	Da Holzknecht in Wäld
A Schoatnpecka	Der häckt, daß älls knällt
Und er is ma vü liawa	und da Baur hockt in der Tenn
Wia a Tintniecka.	Wia a legerte Henn.

Die Holzknechte sind das „männerbündische“ Gegenstück der hiezulande fast ausschließlich von Weibspersonen betriebenen Almwirtschaft. In „Rotten“ oder „Passen“ lebten sie unter Anführung eines „Meisterknechtes“ in der Holzstube, wie höchst aufschlußreich die aus rundem Blockholz errichtete Unterkunft heißt. Keine andere Art von Menschenwohnung hat in den Ostalpen die Urform des Hauses so treu bewahrt wie die Holzknechtstuben, nicht einmal die Almhütten. Denn hier steht der offene Herd noch mitten im Raum. Meist zu beiden Seiten des Herdes sind die Schlafstätten, die, als wahrscheinlich einziges slawisches Wort, das sich bis zum heutigen Tage gehalten hat, „Grad“ oder „Pograd“ genannt werden. Es sind einfache „Pritschen“, die ein Schlafen nebeneinander erlauben. Die nur behelfsmäßigen, vorübergehend für die Schlagzeit errichteten Rindenhütten werden im Ausseer Land als „Sülln“ (Sölden) bezeichnet. Ihr Dach ruht unmittelbar am Boden auf („Dachhäuser“), aber auch sie wußte sich der Holzknecht ganz behaglich einzurichten. Die kraftvollen „Holzknechtspiele“ allerdings, die der Veit Sepp, später bekannt als der „ält Veit“, dem *Konrad Mautner*⁷ mitgeteilt hat, haben sich wohl schon aus Gründen der Raumentfaltung meist in den Holzstuben selber abgespielt. Es handelt sich bei diesen Unterhaltungen um Kraft- und Geschicklichkeitsübungen, bei denen es vielfach darauf ankommt, einem uneingeweihten Neuling einen Streich zu spielen.

Manche dieser Spiele sind direkt der Holzknecht- oder Bauernarbeit entnommen. Im urigen Dialekt von Gößl lautet die Spielanweisung für das „Sogschneidn“ etwa so: „Oana leit aufn Hruckn aufm Bobm, dos is da Lodn. Zween hagnt si hrechts und links mit Hendt und Fiaß ein und liegn nebn seiner, dar a nit ausmog, und zween onari hreisnt oan mit den Nockatn auf und o. Der is d Sog.“ Andere Spiele erklären sich schon halb durch den Namen wie „Hoaschleglschloha“ (= Pilotenramme), „Aa lempern“ („Aa“ ist das Mutterschaf, lempern bedeutet „lämmern“ so wie „kalben“ von Kalb). „Bärn aushreitn“, „Bärn aus Lo stern“, „Faustschiam“, „Mölschiam“ (Mözl ist der hölzerne Schürhaken), „Mühlfoahrn“, „Stockschloha“ und dergleichen. Diese Spiele erfordern sowohl Kraft als Gewandtheit, zum Beispiel „Üwar a Buchl (= Spanholz) springa, nit auslossn und wida zhruck“.

Noch höher als die Holzknechte standen und stehen die „Jaga“ bei den Almleuten im Kurs. Die Hirschenreviere um Offensee und Almsee und die fast sagenhaft reichen Gamsböden auf der gesamten Hochfläche bedingen diesen Stand, der sich schon allein dadurch auszeichnet, daß hier in der Regel ein einzelner, in seinem Reiche Unabhängiger und durch seine Waffe Unangreifbarer dem Berg und seinen Bewohnern gegenübertritt, wobei es völlig gleichgültig ist, ob es sich um einen „ärarischen“, das heißt vom Staate angestellten, oder um einen „Herrschaftsjäger“, das heißt um einen privat in Auftrag gestellten Mann handelt. Zwar gibt es nicht wenige Jagdstuben im Bereich des Toten Gebirges, doch werden sie für noch kürzere Zeit benützt als die Holzstuben und Almhütten. Der Jäger kommt meist aus dem Tal und geht wieder dahin. Das Vorübergehende seiner Erscheinung gehört mit zu seinem Wesen, das in unzähligen Liedern, Gstanzn und Vierzeilern besungen, glorifiziert, aber auch verunglimpft wurde. Nament-

⁷ *K. Mautner*, Unterhaltungen der Gößler Holzknechte, in *Zeitschrift f. ö. Volkskunde*, Wien 1909, XV. Jg., S. 161 ff.

lich ist die Beziehung des „Jagersbuam“ zur Sennerin wie geschaffen, den Vorder-, Mittel- und Hintergrund eines entsprechenden Volksliedtextes abzugeben.

So spricht der Jäger und so antwortet darauf die Sennerin:

Erlaub mir schöne Senderin
Zu sein heint Nacht bei dir,
Die Nacht hat überfallen mich,
Sonst weiß ich kein Quartier.
Geh laß mi in dei Hüttn ein
Und laß mi heint Nacht bei dir sein.
Ich bin mein Lebn nia gwest allhier,
Sonst weiß ich kein Quartier.

O Jaga was valangst denn du,
Das kann bei mir nicht sein.
Ich hab ein viel zu schlechtes Bett,
Ist alles viel zu klein.

Ich brauch kein Bett zum Schlaffen nicht
Wenn ich nur hab ein Ort,
Frühmorgens, wenn der Tag anbricht,
Geh ich schon wiederum fort.
Da zündt ich mir a Feuerl an,
Damit bin ich vergnüget schon.
O Senderin, o fürcht dich nit,
Von mir hast schon an Fried.

O Jaga, wann du bist allein,
So mach ich dir schon auf.
Du muafst di halt schen stilla habn,
Sist that uns glei da Küahbua gwahrn,
Sist that uns glei da Küahbua gwahrn,
Er mechts in Bauer sagn.

Der Jaga und die Senderin,
Die wurden gleich bekannt,
Sie lagen so die ganze Nacht
Wie Mann und Weib heinand.
Und wie sie so die ganze Nacht
In schensta Still habn zugebracht,
Kochts eahm a Ko mit Zucka dran,
Das war dafür sein Lohn.

Bfiati Gott, mei liawi Senderin,
Mit dir bin ich heint pfridn
Und hab ich dir zuviel gethan,
So sags an andern an.

Man kann natürlich heute nicht mehr feststellen, wo jemals jene schier zahllosen Jaga- und Sennerinnenlieder entstanden sind, die auf den Almen des Toten Gebirges gesungen wurden. Daß mehr als ein ganzes Schock hier auch entstanden ist, darf man annehmen, denn die Voraussetzungen dazu waren, von Begabung, Gestaltungslust, Temperament und Lebensfreude her, jederzeit vorhanden. Natürlich gibt es da auch die „Wildpratschützenlieder“, die den von der Romantik womöglich noch mehr verklärten Freibeuter des Gebirges zum Gegenstand haben. Das bekannteste dieser Schützenlieder dürfte wohl „An einem Sonntagmorgen“ sein, übrigens das einzige Lied, in dem im gern gesungenen Nachhall das Wort „Salzkammergut“ vorkommt. In einem anderen dieser Lieder, dem überaus frischen und ins Gehör gehenden „Das Gamslan Schiaßn is mei Freid . . .“ wird der „Wüdbratschitz“ geradezu von der höchsten Instanz steirischer Jägerei, von Prinz Johann, sanktioniert, wenn es da heißt (Prinz Johann sagt zu den Wildpratschützen): „Schiaßts ma nu amol oan (eine Gams), meine Jaga treffen koan . . .“ Zurückgeführt auf die Alltagswirklichkeit ist der Beruf eines Jägers im Toten Gebirge im Wechsel der Jahres- und Lebenszeiten jedoch gewiß kein Ausruhposten, und es ist auf der anderen Seite auch kein Wunder, daß dieser Beruf typenbildend und für das ganze Volkstum vorbildgebend wirken mußte.

„Volkskundliches aus dem Toten Gebirge“ wäre unzureichend geschildert, wollte man nicht auch des Brauchtums der Talorte gedenken, die sich wie ein Kranz um das gewaltige Massiv reihen. Da ist — um im Nordosten zu beginnen — das Stodertal mit seinen heute schon selten gewordenen Nikolausbräuchen — den verlarvten Gestalten wie „Leutfresser“, „Hirsch“, „Eber“, „Bär“, „Riese“ und „Zwerg“, „Habergeiß“ und dem Doppelgespann „Nikolausfrau und Nikolausherr“. Seine Entsprechungen sind unmittelbar nicht etwa im übrigen Oberösterreich zu suchen, sondern jenseits des Gebirges, in Mitterndorf und Tauplitz. Dann ist da Grünau mit seinem inzwischen verklungenen „Fletzerball“, einem Floßumzug der Holzknechte, der an das „Blochziehen“ in der Oststeiermark und im Burgenland und an den „carrus navalis“ erinnerte. Ebensee, am Ausgang des Rindbach- und Offenseebachtales gelegen, ist berühmt wegen seines „Glöcklerlaufens“ —

einer der lebendigsten Brauchtumserscheinungen in Österreich, seiner Faschingsumzüge und wegen seiner blühenden Krippenpflege. Bad Ischl, am Westabhang des Toten Gebirges, pflegt nicht nur den „Glöcklerlauf“, sondern auch die Volksmusik. Die berühmten Schwegelpfeifertage haben von hier ihren Ausgang genommen. Bezeichnenderweise war der erste Treffpunkt dieser Volksmusikanten die Blaa-Alm. Damit kommen wir nach Altaussee, ja überhaupt ins Ausseer Land. Noch heute wird dort sehr viel Volkstümliches bewahrt und bewußt gepflegt. Mit besonderer Liebe, ja geradezu mit künstlerischem Geschick werden hier noch Trachten getragen. Von Nikolaus bis zum Almabtrieb gilt hier noch das Brauchtum mit seinen Höhepunkten, den „Perigl“ (Perchten) zu Dreikönig und den „Pleiß“, „Trommelweibern“ und den „venetianischen Flinserln“ zum Fasching. Von Ebensee bis Aussee erstreckt sich auch die Heimat des für das Salzkammergut so typischen Armbrustschießens, das neben dem „Scheibenschießen“ mit dem Gewehr als ein von buntem Brauchtum umrankter Volkssport betrieben wird. Mitterndorf und Tauplitz haben den seltsamen Mittwinterbrauch der „Strohschab“ und des Spiels von der Bettlerbeichte bewahrt, ein christliches Jedermannspiel im Gefolge höllischer und urweltlicher Gestalten. Dieses Nikolausgefolge ist stark identisch mit dem vielköpfigen Umzug der „Nigl“ des Stodertales. Die Percht des steirischen Salzkammergutes und Ennstales entspricht der Niglâfrau des Stodertales. Die beiden Landschaften gemeinsame „Habergeiß“ meckert aber auch zu den Faschingstagen in Gößl am Grundlsee. Dieses Gößl, im innersten Winkel des steirischen Salzkammergutes gelegen, hat am längsten und am getreuesten bewahrt, was in den Almhütten, Holzknachtsölden und Jagdstuben des Toten Gebirges gespielt, getanzt, gesungen und erzählt wurde. Hier saßen die Freunde des unvergeßlichen Konrad Mautner, der in seinem „Steyrischen Hraschplweri“ — ohne Übertreibung — Tausende von Strophen und Versen echtster Volksdichtung der Alm- und Waldleute rund um den Grundlsee gesammelt hat. Heute sind diese Almen zum großen Teil verfallen und die Holzknachtsstuben aufgelassen. Nur mehr die Jagdhütten erfreuen sich des Zuspruchs, aber es fehlt das spannungsreiche Gegenüber von Jäger und Sennerin, das dem Volkslied so viel Anregung geboten hat.

Wenn so auch heute über dem Toten Gebirge schon der Schatten wehmütiger Erinnerungen an die Glanzzeiten alpenländischen Volkstums liegt, so dürfen wir wenigstens die Gewißheit haben, daß es gerade noch rechtzeitig eingefangen, gesammelt und aufbewahrt wurde. Sicher ist dieser Erinnerungsschatz die Voraussetzung für künftige Urständ.

Lebendes und erloschenes Volkstum in den Namen des Toten Gebirges

KARL FINSTERWALDER

Ein die Namen der Karte des Toten Gebirges begleitender Aufsatz kann das Namenbild eines nach verschiedenen Richtungen hin verzweigten Raumes, wie es die Randlandschaften der Gruppe sind, nicht wie bei anderen Aufsätzen im Jahrbuch aus der mittelalterlichen territorialen Geschichte entwickeln. Eine Gliederung des Stoffes drängt sich freilich von selber auf nach den großen Epochen, Völker- und Sprachwellen, die in dem Gebiet ihre Ablagerungen hinterlassen haben. Außer diesem Längsschnitt durch Jahrtausende sei ein Kapitel den früh belegbaren Zeugnissen für Kenntnis des Hochgebirges, besonders seiner Höhepunkte, gewidmet; ein letzter Abschnitt soll etwas über die Grundsätze der Namensaufzeichnung in diesem Kartenwerk mitteilen.

I. Die historischen Namensschichten

Die älteste von den vielen Kopien der Weltkarte des Ptolemäus von Pelusium, 169 n. Chr., deren Original verlorengegangen, ist griechisch beschriftet; sie verzeichnet in unserem Abschnitt des Ostalpenraums, dem westlichen Norikum (Nwrikón), innerhalb eines geräumigen von „Ainos“ (Inn) und „Danoubios“ (Donau) gebildeten rechten Winkels in städteleeren Räumen zwei Völker: im Süden die Ambisontioi, die wir sicher mit den „Isonta-Umwohnern = Salzachumwohnern“ gleichsetzen können, da Zell am See noch 788 Cella in Pisoncio heißt (d. i. „Zelle, im Bisontium gelegen“; „Igonta“ wird noch 788 für Salzach geschrieben). In beträchtlichem Abstand darüber, also anscheinend nördlich von den Ambisontioi, steht „Alaunói“. Da diese kaum im Pongau, einer Laufstrecke der Isonta, die zu „Ambisontium“ gehörte, gewohnt haben können, dürfen wir Alaunen außer im Salzburger und Chiemseer Alpenvorland doch wahrscheinlich auch im späteren Salzkammergut suchen, wengleich der sprachliche Zusammenhang von Alaunoi mit dem indogermanischen Wort für Salz, sal-, griechisch „hals, halós“, nicht ohne Schwierigkeiten zu erweisen ist¹. Immerhin werden wir die Bewohner des Salzkammerguts, die zum Beispiel ein prächtiges römerzeitliches Relief in Bad Aussee in eigenartiger Arbeitskleidung beim Schöpfen an Salzkufen zeigt (Gasthof Blaue Traube), als solche Alaunoi ansprechen dürfen.

Auf jenen Zeitabschnitt lassen sich aber überzeugender die wichtigsten Flußnamen unseres Gebiets zurückführen. Die Alm, im Jahre 777 mit dem mehrfach vorkommenden keltischen Namen Albina (Betonung auf dem ersten a!) beurkundet, wurde zu alb-„weiß“ gestellt („Weißbach“); dies soll jetzt aber ein allgemein „Fluß“ bedeutendes alteuropäisches Wort sein².

Der Name der Traun, ebenso häufig auf ehemals keltischem Boden, wird von E. SCHWARZ als Ableitung von der Wurzel *dreu, drou „stark(sein)“, aufgefaßt und kommt im ehemaligen Gallien als Drôme vor³. Der Ortsname Ischl wird mit keltisch isca, „Wasser“, oder mit einem Wort für „Fisch“ als ein Fischbach gedeutet⁴. In diese Zeit und Sprachschicht werden wir auch die vordeutsche Verwendung des Wortes Palfen = Fels, eigentlich Felsüberhang, setzen, das, nicht erstarrt zum Namen, sondern noch

als gebräuchlicher Volksausdruck, uns von den nördlichen und südlichen Tauerntälern, vom Berchtesgadner Land, ja vom Fuße des Kaisergebirges bei Going⁵ bis ins Ausseer Land her begleitet. Auch davon gibt es Fortsetzer auf ehemals gallischem Sprachgebiet, wie den Mt. Pelvoux, m. W. dagegen nicht eine klare Ableitung aus indogermanischem Sprachstoff.

Es folgt der slawische Abschnitt, der mit der Landnahme der Slawen in den Ostalpen Ende des 6. Jahrhunderts beginnt. Das Gebiet an der oberen Traun (bis kurz vor Ischl) und an der Alm gehört zu dem Teil Oberösterreichs, der keine slawische Namensspuren aufweist. Ob die Slawen um Ischl von Süden oder Osten her gekommen sind, ist eine noch offene Frage⁶. Da die slawischen Ortsnamen sich auf ehemals slawischem Boden vielfach wiederholen, fallen manche Namen im Toten Gebirge, für die eine besondere Untersuchung leider fehlt, mit denen anderer, schon bearbeiteter Gebiete zusammen, so daß der Verfasser, der der Slawistik nicht vorgreifen will, dort, wo die deutsche Fortentwicklung der Namen klar ist, auf verschiedene angesehene Erforscher der slawischen Namen verweisen kann. Einige der wichtigsten von ihnen, darunter jene von Aussee und Grundlsee, mögen in diesem geschichtlich angeordneten Teil ihren Platz finden, andere folgen unter den alphabetisch gereihten unter III.

Die Urkundenformen für Aussee, Oussa, Ossach, Ussach von 1150, Rossah von 1172, Eussar von 1190, auch Oussahse, dann Ousse⁷, haben noch wenig Ähnlichkeit mit dem heutigen Namen, sondern mehr mit „Ossiach“ in Kärnten; erst in der Steirischen Reimchronik Ottokars vom Jahre 1250 (1310) ist mit „Uzse“ (sprich Uuß-See) der Durchbruch zur heutigen Form entschieden, einer typischen Volksetymologie aus deutschen Worten, die den slawischen Ursprung des Namens verhüllt. Bei jener Nennung ist auch schon die wirtschaftliche Bedeutung von Aussee (und Hallstatt) für das Land in knappen Worten ausgesprochen: „... ouch diente dem fürsten rîch der Halberc unde Uzse...“ („auch diente, nützte, dem mächtigen Fürsten, dem damaligen Landesherrn, der ‚Halberg‘, das Salzbergwerk, und Aussee“. — Als Ursprung wird für Aussee schon lange das gleiche Wort wie für Ossiach am Wörther See angenommen, slawisch osoje = „Schattenseite“, osojani = „die Schattenseitigen“, dazu 3. Fall Mehrzahl: osojah = „bei denen auf der Schattseite“⁸.

Der Grundlsee heißt schon 1188 Chrungilse, bis gegen 1500 immer ähnlich, auch noch später „Grunglse“, und wird daher den zahlreichen Namen mit slawischem okroglo = „rund“ (auch bei Mitterndorf die Ortschaft Krungl) an die Seite gestellt⁹. Es muß nicht an einen Wortsinn „runder See“ gedacht werden. Auch von einem Platz oder einem Gebäude mit runder Form kann der Name ausgegangen sein, wie der Doppelname einer altersgrauen Kirchenruine in Kärnten „okrogaliza oder Sinabelkirche“ zeigte¹⁰.

Den Ortsnamen Gößl (auch in Kärnten vorkommend) führt KRANZMAYER auf einen slawischen Personennamen Kosel oder Gosel mit besitzanzeigendem j, also auf Koselj, zurück. Der Bergname „Wilde Gößl“ auf der Hochfläche kann dann nur als Übertragung des Ortsnamens auf die Almzone dieses Ortes im unbewohnten Gebirge verstanden werden. So wurde auch in der Zillertaler Gruppe, und zwar im Tuxer Tal, die Gegend von Hintertux vor Entstehung der dortigen „Schwaighöfe“ die „Wilde Tux“ — im Gegensatz zum dauernd bewohnten vorderen Tal — benannt.

Der wichtige Paßname „auf der Pötschen“, zwischen Aussee und Ischl, nimmt auf die Lage über der langgezogenen, überhängenden Wand, die die eigentliche „Pötschen“ darstellt, Bezug (vom slawischen peč „Ofen, überhängender Fels“).

Auf der Hochfläche des Toten Gebirges, die sonst jüngere Namen aufweist, scheint der slawische Name Woising von Bedeutung zu sein. Auch unsere Karte zeigt noch, daß Woising an einer Alm haftete und auf den Gipfel Woising nur übertragen worden sein kann. Er wird auf slawisch vysoku, „hoch“, zurückgeführt (s. III) und könnte die einzige slawische Alm im Hochgebirge bezeichnet haben.

Zu Stoder bringt PIRCHEGGER¹² ähnliche Namen aus slawischen Gebieten bei: Stodor in Böhmen, Volksname der Stodorjane im Havelland. Er stellt es zum slawischen studòr = „wenig tiefgründiger Ackerboden auf Felsuntergrund“.

Schon in die deutsche Zeit und in den zeitlichen Ablauf des Sprachwechsels führt Toplitz. Ursprünglich hieß nur der Abfluß des Toplitzsees so („die Toplitz“, davon wurde der See genannt). Da hier die Ableitung von toplica, „warmes Quell- oder Bachgewässer“, außer Zweifel steht¹³ und wir daneben viele identische, aber umgelautete Namen finden, Töplitz bei Radenthein, Kärnten, Töplitsch (Kellerberg, ebd.), Teplitz in Böhmen und, mit anderem Suffix, Döbling bei Wien, dürfen wir schließen, daß zur Zeit des deutschen Umlauts (bis zum 13. Jahrhundert?) die überwiegende Bevölkerung von Aussee-Grundlsee noch nicht deutsch sprach. — Nicht so einfach ist der Name der Zimitz (Zufluß des Grundlsees) zu erklären (s. Teil III).

Aus der deutschen Namenssicht lassen sich wohl nicht derart scharfe Zeitgrenzen der Sprachepochen und des Sprachwechsels ableiten. Nie gab es hier große geschichtliche Ereignisse, die ihren Namen weitreichende Resonanz verliehen hätten, sie weist auch nicht die Alterspatina frühmittelalterlicher Sprache auf, wie man sie von Namen Tirols oder Salzburgs¹⁴ kennt. Aber wie in den romanisch unterschichteten Gebieten spricht sich die erst in der deutschen Zeit erfolgte Verdichtung und Intensivierung der Siedlung in der Menge deutscher Flurnamen, auch altertümlicher, aus, die ein Vielfaches der vordeutschen betragen.

Für eine Namengebung der meisten Hauptorte in den Tälern um den Gebirgsstock aus deutschem Sprachstoff ist der Sieg der deutschen Sprache eigentlich zu spät gekommen — nur nicht in der, oben schon gestreiften, Nordhälfte des Westblatts. Hier ist der Name des aufstrebenden Ebensee (der noch 1669 nur südöstlich der Traummündung verzeichnet ist) entstanden, der eigentlich „in eben sêwes“ = „neben dem See“ bedeutet, er hat den der älteren Siedlung Lambath am gleichnamigen Bach in den Hintergrund gedrängt. Und da auch der trichterförmig spitz zulaufende Ausfluß des Almsees bis nahe an die Gegenwart heran „in der Lambath“ hieß¹⁵, erinnern wir uns, daß Langwat, Lancwat in Bayern und anderwärts öfter bis zum 12. Jahrhundert zurück bezeugt ist und das alte deutsche Wort wat beziehungsweise diu wata „Furt“ enthält, diesmal in dem Sinne „lange“ das heißt „schräge Furt“ (meines Erachtens, weil man das Gewässer auf kürzestem Wege nicht überqueren konnte)¹⁶. Eine „prugken an der Langwat“ wird im Jahre 1492 auch am Pyhrn genannt (Oberösterreichische Weistümer, S. 223). Eine deutsche sprachliche Hülle verbirgt den slawischen Ursprung bei den Namen Weißeneck- und Straneckbach (s. III.), vereinzelt Slawenresten am Ursprung der Alm.

Wenn auch nicht so alt, geben viele Flurnamen in und am Toten Gebirge doch durch die geographische Verbreitung ihres volkstümlichen Ausdrucks, sei es für Naturerscheinungen, sei es für menschliche Arbeit und ihre Stätten, manchen Einblick in die siedlungsgeschichtliche Einordnung unseres Raumes und die sprachliche Eigenstellung der dortigen Mundarten, wenn auch auf einer Karte der Namenstoff naturgemäß beschränkt werden muß, zumal der in der Nähe der Dauersiedlungen.

Sehr bodenständig berührt uns die Wortbildung von Flurnamen wie Hochgsteint am Offensee, Hochgstein in Schwarzenbach, die etwas an das „Grobstein“ am Dachstein erinnern. Es ist nicht einfach das hochdeutsche Wort „Gestein“, sondern ein im Hochdeutschen nicht mehr üblicher und verständlicher Sammelbegriff gisteinidi (Betonung auf ei), „Ansammlung von Steinen, und zwar großen Blöcken“. Die gleiche Endung liegt im Namen des Gipfels Hochglöck (b. H. Schrott; auf der Bundesmessungskarte Hochgelegt) vor, der von einer sanft abgedachten, latschenbewachsenen Hochfläche gebildet ist! In unserem Gebiet gibt es nicht „Latschen“ oder Zuntern, sondern nur die Löcka'n, davon auch das „Löckig'n Kar“ beim Wilden See. Schon auf der Dachsteinkarte findet man einen „Löckgang“ im Gosaukamm, einen Ort Löckenwald bei Filzmoos, mundartlich Löcka-

wald. Dazu der „Löckerkogel“ über Gosaukogel, „Hochleckenkogel“ im Höllengebirge. Die von uns angewandte Schreibung mit ö, einer alten bayrisch-österreichischen Schreibtradition für das geschlossene e entsprechend, ist hier zweckmäßig, weil durch sie einer Verwechslung mit dem im Gebirge häufigen Wort „Lecke, Geleck“, für die Sulzen oder Salzsteine des Jägers, vorgebeugt wird.

Auch die Bergnamen mit losen = „horchen“ beginnen schon am Dachstein, dort der Loskoppfen auf der Schönbichelalm beim Däumelkogel, der Loskogel bei der Brombergalm und vor allem die einzigartige Felskanzel des Losers bei Aussee. Gemeint ist überall eine Höhe, von der aus die Almleute am Abend dem Schellengeläut der weit verstreuten Herde lauschen, um sie sicher heimleiten zu können. Loser ist also nur ein gekürzter „Loskogel“. — Ähnlich streicht sich die Mundart im Ausseer Land sogar den Namen des Reichensteins in einen „Reicher“ zusammen, wird der Berg, auf dem Fichten wachsen, kurz „der Feichter“ genannt (nicht „Feuchterkogel“, siehe III. unter Rauher!).

An die Balkenenden, Enden der Holzblöcher, die an den Ecken von Blockbauten wie Alm- und Heuhütten vorstehen, hat man wohl gedacht, als man die Hohe Schrott benannte; altdeutsch schrôt, auch weiblich gebraucht, bedeutet etwas gerade Gekapptes, Abgehaunenes. Man verglich die auffallenden Schichtköpfe an der Hohen Schrott mit vorstehenden Balken¹⁷. Allerdings wird in den oberösterreichischen Weistümern, S. 382, auch die Tätigkeit des „Holzaufschrotens“ genannt.

Zum Verständnis unseres Namenschatzes trägt manches, außer der Kenntnis der lebenden Mundart, auch der „Steirische Wortschatz“ von Th. Unger und F. Khull bei, ein Buch, das besonders die ältere Bergmanns- und Hüttensprache berücksichtigt. Auch für den oberösterreichischen Anteil kann einiges daraus als gültig angesehen werden.

Der merkwürdige Name *Himmelsteinkogel*, südlich des Offensees, erklärt sich aus der Bezeichnung „Himmelstein“ für ein dort vorkommendes weiches Gipsgestein, das mit dem Messer zu bearbeiten ist und gewerbliche Verwertung fand. Solcher Himmelstein fand sich auch in der „Arzgrube“, einem jetzt verfallenen Stollen bei Traunkirchen. Allerdings heißt ein Berg 1620 und 1669 nur „Himmelkogel“ (s. III.). Damit kann — nach dem älteren Volksgebrauch zu schließen — das Weißhorn unserer Karte oder ein niedrigerer, aber schrofferer Nachbargipfel gemeint sein.

Eine zerbröckelte Felspartie im Ostteil der Gruppe, am Rotgschirr, heißt *s' Aufghacket* (HUBER, S. 54); sie wurde wohl mit dem Verhacket (UNGER-KHULL, S. 224) „fein aufgeschnittener Speck“ verglichen. — Nicht bei UNGER-KHULL erwähnt ist die eigenartige Bezeichnung eines Karstphänomens in der Ausseer Mundart als „Lia-ger“, s. III.

Vielleicht hängt es auch mit der nahen Steiermark zusammen, daß das für die Mundart ungewohnte Wort „Pfad“, das uns hier wie etwas Unehliches berührt, als Name des 1020 Meter hohen Übergangs von Offensee zum Almtal vorkommt, und zwar in einer unmöglich aus der Schriftsprache entlehnten Form, „s'hochpfäd“ (sächlich); ebenso wird es auch in alten deutschen Quellen gebraucht (bei Vischer 1669, Hochpfat). Gerade in der Steiermark (Vordernberg) wird in einer Knappenordnung *pfatnen*, *pfaden* für „Weg machen“ gebraucht (UNGER-KHULL, S. 73); außerdem hat „Pfad“ am Hochschwab Flurnamen gebildet (Webinger).

Einfacher ist es, dem im Kamm der Hohen Schrott stehenden Bergnamen *Bahnkogel*, „Bä*khogel“, auf die Spur zu kommen. Er erinnert an Forstbannrechte, öffentliche Rechtsbindungen. Bei UNGER-KHULL sind zahlreiche Begriffe, wie *Bannmeister*, „Amtsförster“, *Bannschachen* = „mit Gehag eingefangener Waldgrund, gebannter Wald“, belegt, außerdem wird auch in der oberösterreichischen Forstsprache „pännig“ für herrschaftlichen Wald im Gegensatz zu dem „freyen Gepürg“ der Untertanen¹⁸ gebraucht.

Von hier aus kommt man auch zu der Volksschicht, die den Namen *Sinweler* geschaffen hat. Zwar ist er neben *Sinabell* am Dachstein, *Sinawelleck* in der Glocknergruppe nichts Ungewöhnliches mit seiner Herkunft vom altdeutschen *sinwel*, „rund“,

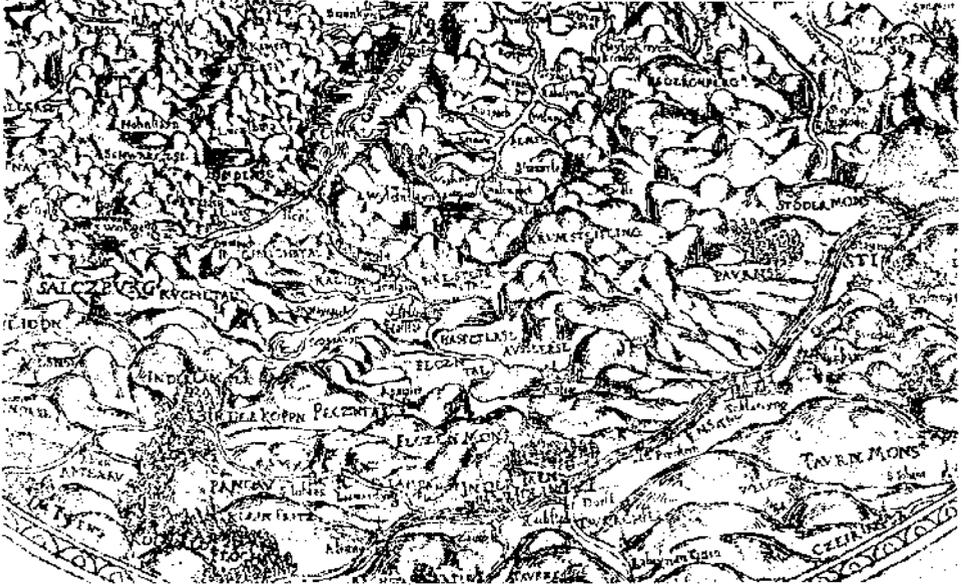
im Toten Gebirge wurzelt der Name aber in dem lebenden Sprachgebrauch der Holzhauer; die Köpfe der Holzblöcke werden gerundet, damit ihre Kante beim Triften oder Abwerfen nicht weiter einreißen kann, und diese gewölbte Rundung des Blochendes heißt heute noch „der Siniweler“. Überhaupt hat dieser wichtige Erwerbszweig einen Großteil der Namen im Gebirge geschaffen, wie die Namen der zum Holzbefördern benützten Rinnen, der „Risen“, und der Klausen, Stauvorrichtungen zum Triften, auch Klaushof = „Sammelbecken“ für das Triftholz. Der Michlhaalpach 1669 bei Vischer ist der „große Salinenbach“, der vom „Halberg“ am Sandling seinen Namen hat.

Ein bißchen Höhenflug über den Alltag hinaus zu gehobenem Ausdruck des Gefühls, das der Aufenthalt in der unbegrenzten Weite der Gipfelregion schenkt, darf man bei den Bergnamen „Himmel“ auch dem einfachen Volk zutrauen. Für hohe Lagen kommt „Himmel“ auch sonst vor (Zillertal; Nenzingtal, Vorarlberg). Hier aber ist das zu einem öfter gebrauchten Begriff geworden, der beim Feigentalhimmel am bekanntesten ist (s. III.).

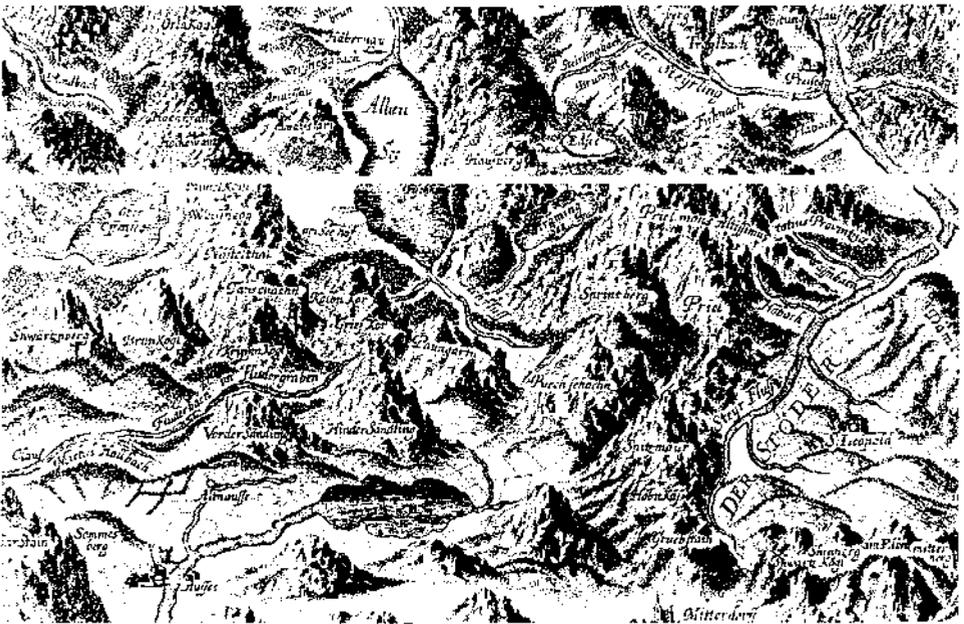
In manchen Bergflurnamen stecken einheimische Hofnamen, die, über Alm- und Weidebesitz aufsteigend, sich hier festgesetzt haben wie die Namen Dietlhöll (Dietlgut) und Poisterlucken nach dem Gehöft im Stodertal. So ist auch der Name „Klinserscharte“ von einem Anwesen heraufgewandert. Mit Staunen liest man (bei SCHIFFMANN), daß der Name des Zauberers Klingsor — aus dem Sängerkrieg auf der Wartburg — in Stoder urkundlich bezeugt und zu Klinser geworden ist¹⁹ (man vergleiche die Reckennamen Geiselher und Wolfhart aus der Nibelunge nôt als Bauernnamen, Hofnamen, die nahe beisammen in Sölden im Ötztal zu finden sind, Jahrbuch 1949). Dagegen ist ganz aus der bäuerlichen Welt der Name *H e b e n k ä s* geschöpft. Schon bei VISCHER ist er an der heutigen Stelle als „Höbenkäs“ eingetragen. Auch hier muß ein Besitzernamen hingengeblieben sein. Der Name drückt weiters keine Beziehung zur Natur des Berges aus. Der betreffende bäuerliche Besitzer trug wohl einen Namen von der Art anderer Satznamen, die aus der Bauernarbeit stammen, wie Scheibenpflug „führe, schieb den Pflug!“, Völlenklee „Fälle, mähe den Klee“, diesmal aber einen aus dem Almleben. Beim Käsen ist nämlich ein wichtiger Vorgang, wenn der Käser die Masse des Schottens, der durch den Labzusatz aus der Milch ausgefällt wurde, als triefenden Klumpen aus der grünlichen Molke heraushebt, um ihn in das Kaskar, die Käseform, zu pressen. Daraus der Bauernname „Heb den Käs“, Hebenkas!

II. Kenntnis des Hochgebirges vor Erwachen des Alpinismus

Urkundlich am frühesten, nämlich zum Jahre 1325, ist von den Gipfeln des Toten Gebirges die vom Trauntal aus weit sichtbare Hochschrott bezeugt (siehe oben). Aus der Renaissance und ihrem für Naturbeobachtung geschärften, unvoreingenommenen Blick leiten sich die Anfänge zu einer Darstellung des Hochgebirges her, das zeigt sich auch in der Art, wie das Tote Gebirge in den „Chori typographici“ des WOLFGANG LAZIUS erscheint. Der berühmte Wiener Lehrer der Medizin und Kartograph (zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts) hat auf seinem Kartenblatt von Oberösterreich sich offenbar bemüht, die wellige Hochfläche in wogenden Gipfelformen, die mächtigen Randabstürze in wandartigen Abbrüchen zu zeichnen und damit ein weites siedlungsleeres Odland zwischen Hallstätter und Traunsee einerseits und dem Tal „im Stoder“ = „Stoder mons“ andererseits auszufüllen. Ziemlich ortsgetreu setzt er im Westteil der Gruppe den Wilden Kogel östlich von „Iscol“ (Ischl) als „Wyldenstein“ ein — das ist freilich auch der einzige Gipfelname vom Toten Gebirge. Im Ostteil schreibt er nämlich über die Gebirgsmasse „Krum Steyfling“, worin man leicht den Bachnamen „Krumme Steyrling“ im Nordosten der Gruppe erkennt. Auf dem Blatt „Fränkische Ostmark“ (Titel von den Herausgebern Oberhummer-Wieser übersetzt) kehrt weit im Süden des Gebirges



Lazius 1561. Chori, Typographica archiducatus Austriae.



Georg-Matthäus Vischer (1669): Descriptio, archiducatus Austriae superioris.

dieser Bachname nochmals wieder. Im Norden findet sich an bekannten, so ziemlich richtig gesetzten Namen noch „Weysnpach“ (Weißeneckbach) und der „Oedsee“ (Kl. Oedsee in der Hetzau?). Mit topographischen Meßmethoden arbeitet schon der Kartograph des 17. Jahrhunderts Georg Matthäus VISCHER (siehe die umstehende Wiedergabe beider Kartenwerke, Ausschnitt Totes Gebirge). Vischer bezeichnet auch ausdrücklich die beherrschende Stellung des Großen Priels auf seiner Karte: „Priel summus mons totius provinciae“, „höchster Berg des ganzen Landes“. Nach Sepp Hubers Führer entspräche diesem Beiwort der volkstümliche Name Grestenberg („größten Berg“) — im Almtal für den Priel gebraucht. Andererseits wird aber doch im Urbar der Herrschaft Scharnstein im Almtal schon im Jahre 1584 der Priel erwähnt: „das Hochgepürg der Prüell genent“ (SCHIFFMANN).

Eine ergiebige Art von Quellen über relativ frühe Kenntnis des Gebirges, die auf alten Nutzungsrechten beruht, sind die *Urbar*e (Abgabenverzeichnisse) und die Markbeschreibungen der Weistümer²¹. Ein Urbar von Aussee aus dem Jahre 1568²² zählt unter Ramsau (das ist der Ort dieses Namens nördlich von Altaussee) folgende Almen auf: „Preunegkh (am Bräuningzinken), Edgruben, Augst (= dortige Augstalm), Rötenspachswandt (am Rettenbach), Swärtzenperg (Schwarzenberg), Sendling (Sandlingalm), im Röttenpach (Altausseer Rettenbachalm) haist in der Ramsau“. — In einem Urbar von 1480 gilt als Gesamtname der Hochfläche „Prustlberg“: „Wildensee, Augst-wisen, Hennas (j. Henar-A.), Prunwisen, Preutwisen, Schoberwisen haist alles am Prustl-perig“ (ZAHN, S. 73, siehe III.).

Die Beschreibung der Wälder des ehemaligen Frauenklosters Traunkirchen von zirka 1620 zieht gerade über das Tote Gebirge ihre Grenzlinien: „... von dem Aurachveldt (nächst der Mosau, am Rindtbach) ... unzt (bis) an das Gschieregg (östlich von Offensee) ... vom Hohen Gschieregg in die Prünen (wohl die Quelle „Schwarzwasser“ im Weißnecktal) ... auf den Himmelkogel (Himmelsteinkogel?) ... biß auf das Rinnach (= Hochrinner) ... in Schenperg (Schönberg), vom Schenperg ins Mößlhenn (verlesen für Mößlhorn?) ... in das Älbl (wahrscheinlich = Nestleralm) ... zu der Lann-gen Wanth (Lange Wand) ... in die Dilau ... hinein in die Prachbergalm (Brombergalm) ... in Hainrichsgraben (Hainitzgraben), unzt in Seebergfues (östlich von Lahnstein)“; dann die Wälder, die von diesem Kloster und dem Landesfürsten gemeinsam genutzt wurden: „... biß an den Prachberg (Bromberg) ... an die Schrott (Hohe Schrott) ... an Rettenpach unzt an die Spiegelwanth (vergleiche Jagling-Spiegelwand der Karte) ... auf den Schwärzenperg (Schwarzenberg) ... auf den Ausseerperg (Schafberg) ... auf den Khandl ... aufn Prenkogel (Brunnkogel? Außerhalb der Karte) ... aufn Lottergraben (Fludergraben) ... an Sandling ... an Mühlhalpach (bei Vischer „Michl-Haalpach“, siehe oben I.) ... an Enzenpach (Anzenau bei Goisern) ... an Werchwand (Zwerchwand, westlich Sandling) ... am Leißling (Bachname „die Leisling“) ... an die Pezwanth zum creuz (Kreuz auf der Pötschen).

III. Namen in alphabetischer Folge behandelt

Augst, Almname. Eine so benannte Alm auf dem Toten Gebirge und eine am Loser, vergleiche die Aufzählung in I. vom Jahre 1568. Die Form der Nennung — „Augst“ schlechthin — macht es unmöglich, darin eine „Augustalm, im August bezogene Alm“ zu sehen. Augst = althochdeutsch *ouwist*, „Schafhürde“? Der Pustertaler Name *Agst*hof²³ würde mit seinem *g* sprachlich eine Brücke dazu schlagen.

Bräuningzinken. Nach einer 1568 belegten Alm namens *Preunegkh* benannt. Scheinbar kann Parallelen dazu *PIRCHEGGER*, Mürzgebiet, beibringen, unter denen *Preining* bei Sankt Kathrein, 1396 im *Preunig*, doch wohl slawisch sein dürfte; die von *PIRCHEGGER* versuchten slawischen Erklärungen sind nicht ohne Schwierigkeiten. Eine

deutsche Erklärung unseres Namens nach dem deutschen Personennamen Brün ist nicht auszuschließen. Oder zu slav. koprivnik = „Nesselach“ (Krz.)?

Bromberg, mundartlich bräberg, m. E. mit der 1620 genannten Prachbergalm gleichzusetzen; diese gehört wohl zu bräche, „brachliegendes Land“. Ein Forstbezirk Brachberg nördlich des Rettenbachs, genannt 23a.

Elm, Elmkogel, dazu bei VISCHER ein vergleichbares, jedoch entferntes „Elbn“, vom altdeutschen elm = „Ulme“.

Feigental. Die vermutungsweise geäußerte Erklärung von „Feichtental“ = „Fichtental“ ist nicht bloß sprachlich nicht zu begründen, sondern wird auch aus pflanzenkundlichen Gründen für diese Höhenlage bezweifelt. — Es bleibt wohl nur übrig, an ein echtes altes Wort, nicht an eine Verballhornung zu denken. Im mittelalterlichen Sprachgebrauch bedeutet das Eigenschaftswort veige (= unserem „feig“) „zum Tode bestimmt, unselig, verwünscht“, schließlich auch schlechthin „tot“. Ist „Feigental“ eine Parallele zum Namen „Totes Gebirge“, der die Öde einer pflanzenlosen Wildnis, wie Mortisa bei Ampezzo (= morticia), Plamort (= plan mort) bei Nauders, ausdrückt? Das Wort erschiene hier nicht das erstmal in einem geographischen Namen. Denn eine Burg bei Bozen hieß Feigenstein, ebenso ein Bergbauggebiet bei Nassereith, Nordtirol. In der „höfisch“ beeinflussten Sprache von Jägern könnte auch der mundartliche Wandel des ei zu oa unterblieben sein.

Greimut (mit ue gesprochen), Gipfel beim Loser. — Auf dem Weg der Almnutzung kann hier ein Personenne von Tal her aufgestiegen und Gipfelname geworden sein (wie „Wörner“ im Karwendel, „Schweikert“ im Kauner Tal usw., siehe Jahrbuch 1959, Bergnamenkunde). Von Herrn Förster Fr. Gasperl, Bad Aussee, wird mir freundlicherweise mitgeteilt, daß um Altaussee zweimal der altdeutsche Personenne „Freismuot“ als Hofname vorkommt, einmal in Lupitsch, einmal für das Schmiedgut bei Altaussee. Er kommt wohl vom mittelhochdeutschen vreise, „Furcht, Schrecken“ und bedeutet „mit furchterregendem Sinn“, so wie das häufige Wasmuot „scharfen, schroffen Sinn“ bedeutet. Als bewußte Entsprechung dazu scheint ein „Greinmuot“ gebildet worden zu sein, „greinen“ für Gemütsäußerungen, wie „murren, zanken“. Der Personenne bedeutete also „einer mit zänkischem oder mürrischem Mute“ und geht auf den altdeutschen, aber nicht altgermanischen Namenschatz zurück.

Gschirr, Gschirreck, Rot-Gschirr (südlich der Röll). Gschirr bei UNGER-KHULL, S. 286 (aus Obersteiermark gemeldet) = „durch Spalten und Löcher zerrissene Gesteinsmassen im Hochgebirge“, geschürrig = „steinig“ (aus Fohnsdorf). Gschirr (besser wäre „Geschürr“) kommt, in der Nähe von Schutthalden, auch im Pinzgau (Glanzgschirr), 1481 als Hochgeschyer (recte) auch im Gebirge bei Vahrn, Südtirol, vor. Die große Wortsippe, die mit dem althochdeutschen scurian, „schieben, Lockermaterial schiebend fortbewegen“, zusammenhängen wird, kann auch die Bedeutung „grobes und taubes Material aussondern“ ergeben (SCHMELLER, II, 462) und zur Benennung von Schutthalden geführt haben. (Vergleiche vorläufig auch Jahrbuch 1959, S. 146; und WEBINGER, Namen der Hochschwabgruppe, 1953.) Der Name Rot-Gschirr beweist jedenfalls, daß die Benennung sich auf das Gestein, hier auf die rote Farbe des Gesteins, bezieht.

Gsoll, Gsollberg vom mittelhochdeutschen gesol, „Lache, Tümpel“.

Grundlsee. Der Name erscheint 1188 als Chrungilsee, 1479 im Gössl beim Chrungelse, 1568 wird die „Chrungelse-Traun genannt (ZAHN, Ortsnamen, S. 17, ähnlich S. 223. Vergleiche auch Krz. II, S. 127).

Koblkar beim Zwölferkogel nächst der Röll. Der Name wird in Forstakten des 18. Jahrhunderts (Baumgartinger) und bei VISCHER übereinstimmend als Kolbmkar geschrieben, wird so auch noch gesprochen. Sein Ursprung kann nicht aufs Kohlenbrennen zurückgehen. Ob hier nicht die Besitzbezeichnung eines Einwohners von Dorf, Gd. Viechtwang, 1584 „Hannß am Plän-, Pläkolben“ genannt, weiterlebt? (SCHIFFMANN).

Liegern bei der Bräuningalm und über dem Toplitzsee. Mit Lieger (-ia-) bezeichnet der Volksmund Quellen, die nach Regen, auch schon nach kurzem Gewitterregen, fließen und dann wieder versiegen (Karstphänomen). Wohl mit Recht wird diese Bezeichnung mit „lügen, betrügen“ zusammengebracht; dazu kommt eine mittelhochdeutsche Bedeutung des Wortes, die geradezu „einem etwas versagen“ ausdrückt. Solche Quellen versagen manchmal die erhoffte Erquickung und täuschen durch ihr unregelmäßiges Auftreten. Genau zu den Formen des Zeitworts „i loig“, er loigt“ paßt ein in obigen Weistümern genannter Örtlichkeitsname „bei den Leugern“ östlich vom Mondsee.

Mangeralm (Weißeneckbach). Zu einem Hofnamen Manger in Grünau, der vom mittelhochdeutschen *mangaere* = „Händler“ kommen wird.

Nestler. Die Berggegend „Am Nestler“ im Nordwesten der Gruppe, 1669 Nöstltall, geht wie andere gleichnamige Orte in Oberösterreich laut urkundlichen Nennungen auf ein „Nesselstal“ (Brennesseltal) zurück (SCHIFFMANN).

Neustein beim Lahngangsee. Gesprochen *neanstoä*. Die Schreibform stellt eine Verballhornung dar. Besser ist „Neahnstein“. Es darf angenommen werden, daß man in altdeutscher Sprache den als abgesondert erscheinenden Felsberg „an dem einin steine“, das ist „beim einzelstehenden Stein“, benannte, was in der Mundart *eanstoan* ergeben mußte²⁴. Da man den Namen aber auch im vierten Fall aussprach, „den Einstein“, konnte ein Anlaut-N antreten, daraus Neahnstein.

Ostrawitz. Der mächtig gegen das Stodertal vorspringende spitze Felsberg hat seit slawischer Zeit seinen Namen von *ostru*, „scharf“, also „Scharfenberg“ (vergleiche Hochosterwitz in Kärnten!).

Peilkogel, Waldberg über dem Weißeneckbach. Bisher zu „Ballkogel“ verstümmelter Name. In Wirklichkeit zu dem fast überall vorkommenden Jagdausdruck „der Beil“ = Ort, wo das Wild gestellt werden kann (siehe auch STEINHAUSER, oben bei Lambath zitiert).

Priel, Großer Priel. Die Erklärung des hochverdienten historischen Quellenforschers Konrad SCHIFFMANN für Priel, in Ergänzung S. 86, aus slawisch *predél*, „Wasserscheide, Grenze“, ist vielfach anfechtbar, auch weil Namen entlegener Gipfel meist nicht in so alte Sprachschichten zurückreichen. Das deutsche Wort Priel, das SCHIFFMANN ablehnt, hat die (SCHIFFMANN nicht bekannte) Bedeutung einer Wasseransammlung, es kommt in wasserarmen Gebirgen auch für gefaßte Tropfquellen vor (Karwendel) und paßt auf irgendeinen Wasserplatz im Toten Gebirge. Daß der Name aufgewandert sein muß, zeigt schon VISCHERS Karte, die einen „Priel“ auch noch zwischen Gr. Priel und Spitzmauer angibt (zu Priel auch O. MAYER, Wassernamen Nordtirols, veröffentlicht durch Museum Ferdinandeum, Innsbruck, 1927). Aber auch ein Aufwandern vom Hofnamen *P r i e l e r* in Stoder, mundartlich „*in da briëj*“ gesprochen („in der Brühl“), ist als Ursprung des Bergnamens Priel denkbar.

Prielkees. SCHIFFMANN hat uns den wertvollen Fund eines Namens „Prieler Ghöß“ (Ergänzung S. 86) mitgeteilt. Dieser deutet nach ihm auf einen Gletscher am Priel und zugleich auf das Vorkommen des Salzburger (Zillertaler) Wortes für „Gletscher“, *K e e s* (mit geschlossenem e), auch in Stoder hin. — Oder sollte altdeutsch „hessen“ = „hetzen“ als Jagdausdruck hier verwendet worden sein („Ge-herz“)? Ein Kössenspitz inzwischen von G. Rabeder beim Kl. Priel festgestellt.

Ramaikögerl. Remei, Personennamen, aus „Remigius“ entstanden, schon 811 im Traungau bezeugt.

Rauher. Der Gipfel hinter der Ischler Hütte, der sich über der Rauhen Grube erhebt, ist nicht ein „Rauher Kogel“, sondern man sagt schlechthin „ich gehe auf den Rauher“ (siehe oben I.).

Reichenstein. Da von einem Bergbau hier nichts bekannt ist, wird der Name nicht „reich an nutzbarem Mineral“ bedeuten, sondern er wird aus dem althochdeutschen *râhin steine*, „(beim) rauhen Stein“, entstanden sein.

Rinnerkogel. Der Name ist eine falsche Schreibung für das beurkundete Wort „Rinnach“, das ist „Gegend mit vielen Rinnen“.

Röll, die Röll, südlich vom Almsee. In altdeutscher Sprache ist „die Röll“ = „Geröll auf einer Abdachung“ (SCHMELLER, II., Sp. 88).

Sandling, Alm und Berg östl. Ischl. Deutscher Name, mit dem Mundartwort *sandl* = „Heidekraut“, *erica vulgaris* und der deutschen Endung *-ing* gebildet, mundartlich „*dasanling*“ gesprochen.

Stimitz. Die Stimitz, ein Zufluß des Grundl sees von Norden her, kann wie Stübing bei Graz, 1187 Stubenich, mit anderer Endung, aus dem slawischen stubenik, „Brunnen“, entstanden sein (vergleiche PIRCHEGGER Nr. 287).

Totes Gebirge. Die älteren Namen des Gebirges sind unfest, wechselnd; nach SCHIFFMANN (Ergänzung S. 117) dafür auch „Freigebirge“ üblich gewesen, weil die Jagd dort „frei“ war (vergleiche meine Erklärung von „Freiger“, Stubai, im Jahrbuch 1959, S. 154). Im Jahre 1480 Prustelberg (siehe II.; dies auch Hofname in Viechtwang).

Trisselwand. Zu mittelhochdeutsch drüzzel (sprich „drüssel“), „Kehle, Schlund“.

Tragln. Der Vergleich der Geländeform der Tragln mit dem so benannten Traggestell ist nicht klar. Jedoch erinnert auch Kl. Kraxen, Kraxenberg an einen Vergleich mit dem bekannten Tragreff.

Weißeneckbach. Schon 1325 als Grenze des Traunkirchner Besitzes genannt, als „di Weysnich“, also wahrscheinlich slawisch wie *Straneckbach*, der urkundlich 1492 die Straynikh, bei Vischer „Sträming“ heißt, von slawisch *stran*, „Seite“, da er mit einer urkundlichen *Strenich*, Kärnten (Krz. Bd. II., S. 215) sprachlich identisch zu sein scheint.

Woising. Ein ähnlicher Name „Wuisseck“, dem „Woisig“ genau entsprechen würde, wird von dem Germanisten und Slawisten S. PIRCHEGGER aus dem Mürztal schon aus dem 13. Jahrhundert belegt (S. 81) und auf slawisch *vyso*k, *-oka*, „hoch“, zurückgeführt (nach PIRCHEGGER § 93, § 93 b, S. 196, kann deutsch *ui*, *oi* hier eintreten). In dem ursprünglich „Woisig“ lautenden Namen wäre wie bei „Bräuning“ nachträglich wie in vielen ähnlichen slawischen Namen die Endung *-ing* entstanden.

Zimitz, die Zimitz, nördlicher Zufluß des Grundl sees. Nach SCHIFFMANN (Ortsname, S. 505) zu slawisch *žima*, „Kälte“, jedoch wird von ZAHN (Ortsname, S. 17) ein Bachname Zotmitz vom Jahre 1300 hierher bezogen.

IV. Zur Namensschreibung

Die Grundsätze, die sich seit ihrer Aufstellung in der Zeitschrift 1928, S. 88, bewährt haben²⁵, wurden beibehalten, wenn auch bei der sprachrichtigen Fassung der Namen immer auf die amtlich und in der Führerliteratur festgelegte Schreibung und die praktische Benützbarkeit der Karte Bedacht genommen wurde. Den Wert einer konsequenten Lautwiedergabe nach festen Regeln mögen einige Beispiele aus unserem Namensstoff im Toten Gebirge zeigen. Die Schreibung mit *ie* wird nur dem mundartlichen Zwielaute *ia* vorbehalten, das reine *i* wird eben bloß durch *i* wiedergegeben, wie es jahrhundertlang im oberdeutschen, besonders im bairisch-österreichischen Mundarraum galt, bevor die hier manche Verwirrung stiftende Schreibung mit Dehnungs-*e* eindrang. Mit Hilfe obiger Regelung können wir auf den Alpenvereinskarten das Wort *Rid* = „Wegkehre, Krümmung“ von dem Wort *Ried*, das alemannisch *Moor* bezeichnet, und von bairisch *Ried*, althochdeutsch *hriod*, das „Rodung“ bedeutete, säuberlich trennen und das obige „Lieger“, als *Lieger* geschrieben, von der Aussprache etwa des Wortes *Gli*ger = *Viehleger* unterscheiden.

Auch beim Auftreten von bekannten Wörtern in Flur- und Bergnamen sollte ihre bodenständige Form nicht verwischt werden, wenn die schriftsprachliche Fassung sehr

stark von der althergebrachten heimischen Gestalt der Namen abweicht. Darum wird zum Beispiel das mundartliche „Wider“ für „Widder“ im Namen „Widerkar“, nördlich des Grundl sees, nicht geändert, die mundartliche Mehrzahl „Mäuern“ zu „Mauer“ belassen. Mißlungene Übertragungen von mundartlichen Namenformen ins Hochdeutsche darf man wohl berichtigen. Das in der oberösterreichischen Mundart gesprochene -a für die Endung -en im Wort „Schachen“ = Waldzunge, mundartlich da schächa, wird oft irrig als -er wiedergegeben²⁶ (ebenso falsch Leckerlahn bei HUBER, S. 78, statt Löckenlahn, siehe oben I.). Die gleiche unrichtige Fassung lag beim „Höherstein“, östlich Ischls, vor, der richtig „Höhenstein“ (aus „höhin steine“) zu schreiben wäre.

Fluß- und Bachnamen wie Traun und Toplitz werden nicht in überflüssigen, papierenen Zusammensetzungen²⁷ wie „Traunfluß, Toplitzbach“ gebraucht. Mit der Schreibung „Toplitzbach“ verdunkelt man nur die Tatsache, daß „die Toplitz“ jenes Gewässer ist, für das ursprünglich der Name geschaffen wurde. Ebenso bei Stimitz, Zimitz. Ferner: So wie bisher „Feuchter Kogel“ geschrieben war, mußte man glauben, man habe einen feuchten Kogel vor sich. Aber dieser Berg trägt einmal keinen Namen auf Kogel, sondern heißt schlechthin „der Feichter“ („ich gehe auf den Feichter“), und so wird er hier auch wiedergegeben. Wenn man die Bindungen des vom Volk geschaffenen Namenschatzes an die Mundart nicht zerreißt, dann bewahrt man dieses wertvolle Gut in einer auch für die Forschung brauchbaren Gestalt und beugt einer falschen Handhabung im praktischen Gebrauch vor; diese würde erfahrungsgemäß allzu rasch auf leicht zu beeinflussende Volksschichten zurückwirken.

Anmerkungen

- 1 Die Möglichkeit, daß für den Begriff „Salz“ ein „Wanderwort“ hal- aus seinem Ursprungsland zu anderen Völkern gekommen ist, kann kaum ausgeschlossen werden. Im Hinblick auf die schlechte Oberlieferung der Stelle von Ptolemäus ist eine Lesart „Halaunoi“ nicht auszuschließen. Literatur mit neuer Deutung des germanischen Worts „Hall“ bei W. Steinhauser; „Was war das Hall?“, Mittlg. der Ges. f. Salzburger Landeskunde 1958, S. 147.
- 2 H. Krahe in: Beiträge zur Namenforschung 4, 1953, S. 40 f., und 5, 1954, S. 205. Zuletzt Fr. Lochner in: Blätter für Heimatkunde, Graz, 39. Jg., 1965, S. 53.
- 3 E. Schwarz: Ortsnamen des östlichen Oberösterreich, Reichenberg 1926, S. 17 f. — Die Erklärung von Druna-Traun aus dem Stamm *dru, „ich laufe“, krankt an dem Fehlen einer nachweisbaren n-Erweiterung dieses Stammes.
- 4 Hans Schmeja in: Beiträge zur Namenforschung, 12, 1961, S. 289, Anm. 19.
- 5 Dort als Erinnerungsform, in Bergnamen. Aber das Kranzhorn bei Erl am Inn wird im Jahre 1555 „ein hoher schneidiger palfen“ genannt, noch mehr solche Palfen erwähnt im gleichen Weistum von Kufstein 1555, jüngere Abschrift, Tiroler Weistümer I, S. 50 ff.
- 6 E. Kranzmayer: Die Ortsnamen des Bezirks Wels als siedlungsgeschichtliche Quelle, Jahrbuch des Musealvereins Wels 1956.
- 7 Zahn: Ortsnamen, S. 17.
- 8 Kranzmayer: Ortsnamen, S. 168. Diese Etymologie wurde von Strekelj gefunden.
- 9 Kranzmayer: II, S. 127; „Krangl“ in Kärnten = später eingedeutschte Form des gleichen Worts.
- 10 Schmeier: II, Sp. 291.
- 11 Kranzmayer: II, S. 89, Anm.; Pirchegger, S. 5.
- 12 Pirchegger: S. 72, Nr. 272.
- 13 Kranzmayer: S. 224.
- 14 Untersberg, Untornsperg „Mittagsberg“, Gaisberg ahd. Geizloperch, oder die mit der germanischen Wielandsage verknüpfte Wielandsschmitten bei Salzburg. — Die deutsche Durchdringung der Steiermark datiert man in der Hauptsache erst mit der Entstehung der Markgrafschaft Steyr von 1180 an.
- 15 Baungartinger; Schiffmann: Erg., S. 302, derselbe Ortsn. 1935, S. 106.
- 16 W. Steinhauser: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich 21, 1932, S. 31. Schon 1340 ist ein „landwat“ (recte) bei Schiffmann, Land ob der Enns, S. 168, belegt, was uns doch auch beim Namen „Lancwart“ in Klagenfurt eher an dieses deutsche Wort als an einen prähistorischen Namen denken läßt.

- 17 Schatz, S. 554, Unger-Khull, 557, Anschrott, S. 25. Unser Name Schrott hat langen Vokal und wurde mundartlich mit dem bekannten oberösterreichischen Zwielaute gesprochen, der mit „Schraut“ wiedergegeben wurde, Schiffmann, Land ob der Enns, S. 171.
- 18 Baumgartinger, S. 75. Im Volksmund wird für „Totes Gebirge“ jetzt noch „s' frei' Biri“ gesagt.
- 19 Schiffmann, Land ob der Enns, S. 169, Erg. 280.
- 20 Schiffmann, Land ob der Enns, S. 169.
- 21 Vgl. vom Verfasser: Jb. 1959, Bergnamenkunde, den Abschnitt „Gebirgskenntnis von einst.“
- 22 Zahn, Ortsnamen, S. 379, unter „Ramsau“.
- 23 Vgl. vom Verfasser, Familiennamen in Tirol, Schlernschriften 81, 1951, S. 136.
- 23a Freundliche Mitteilung von Hrn. Schuldirektor Engelbert Koller, Ebensee, dem indes die Gleichung Bromberg-Brachberg nicht gesichert erscheint.
- 24 Primus Lessiak, Mundart von Pernegg, Paul-Braune's Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Lit., Bd. 28, § 72.
- 25 Vgl. Mitt. d. D. u. OeAV 1930, „Vom Sinn und Wert genauer Kartenbeschriftung“, bes. S. 59.
- 26 Für das 18. Jahrhundert ist bei Baumgartinger, S. 75, belegt, fürs 17. bei Vischer, daß das heutige „Buchsacher“ richtig „Puchschachen“ geschrieben wurde.
- 27 So Lessiak in: Die Stationsnamen Kärntens, Carinthia 112, S. 16.

Öfter benützte Werke mit ihren Abkürzungen:

P. Edm. Baumgartinger, Die Herrschaft Scharnstein unterm Krummstab. Jahresbericht des Gymnasiums Kremsmünster, 1952.

Sepp Huber, Führer durch das Tote Gebirge, 1927.

Eb. Kranzmayer, Ortsnamenbuch von Kärnten I. u. II, 1957, 1958.

Vom selben: Historische Lautgeographie des bairisch-österreichischen Mundarraums, Wien 1957.

Oberösterreichische Weistümer II in „Österreichische Weistümer, gesammelt von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften Wien“, Bd. 13, 1956.

Simon Pirchegger, Die slawischen Ortsnamen des Mürzgebietes, Leipzig 1926 (abgekürzt: Pirchegger). Zu einzelnen Erklärungen Pircheggers sind allerdings die von Walter Steinhauser, Wien, gebrachten Einwände (im Archiv f. slavische Philologie 42, 1928, S. 187—258) zu beachten.

Franz Hollwöger, Ausseer Land, 1956.

Margarete Rada, Die Siedlungsnamen des Salzkammerguts in Oberösterreich und Steiermark, masch.-geschriebene Dissertation, Wien 1955.

Konrad Schiffmann, Das Land ob der Enns, München, 1922.

Konrad Schiffmann, Historisches Ortsnamenlexikon von Oberösterreich, 1935, und Ergänzungsband dazu, 1940 (abgekürzt: Schiffmann, Ortsn. Lex., Erg.).

A. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, 2. Aufl., 1877.

Th. Unger — Ferd. Khull, Steirischer Wortschatz 1903.

Georg Matth. Vischer, Archiducatus Austriae Superioris geographica descriptio. Augsburg 1670.

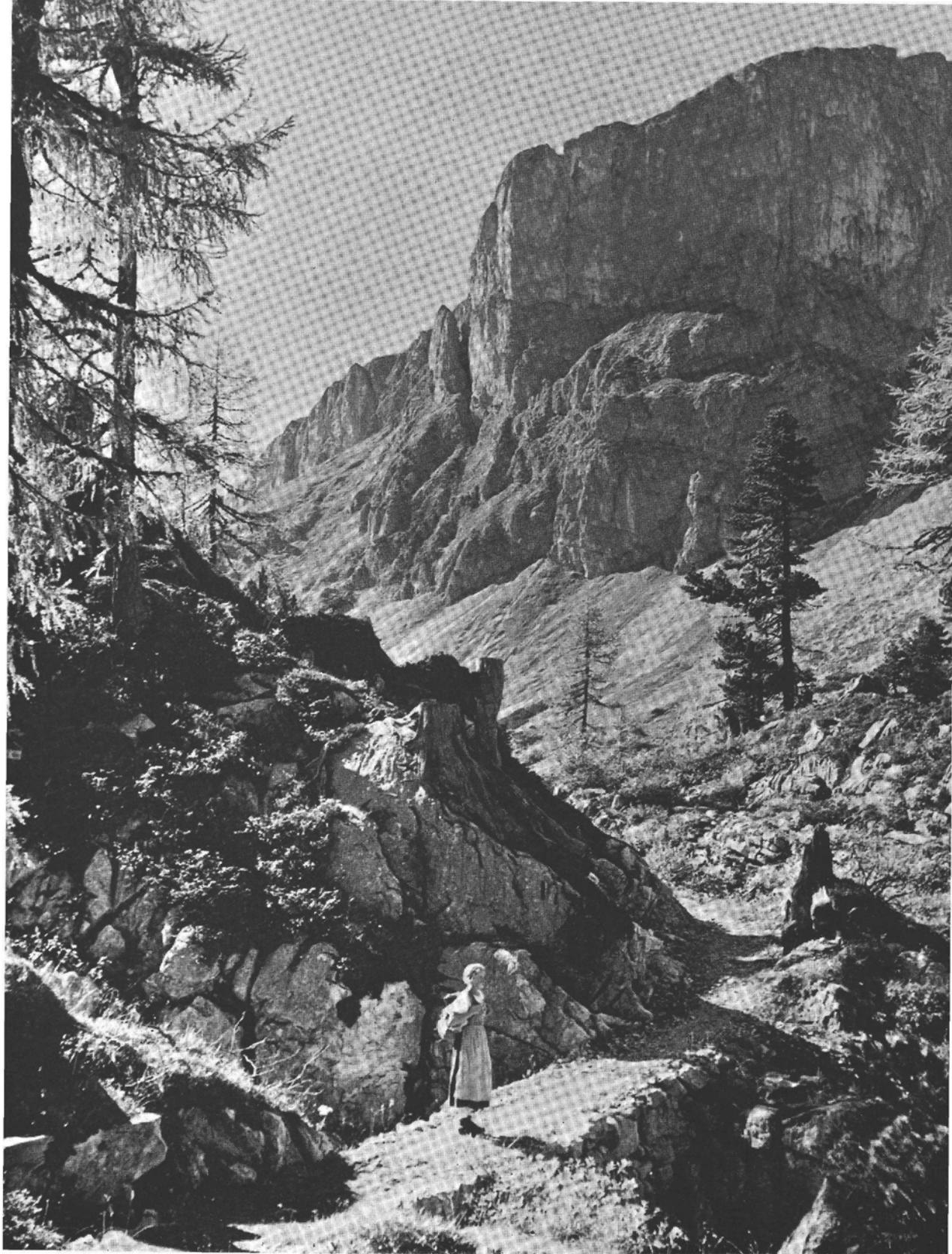
Jos. v. Zahn, Ortsnamenbuch der Steiermark im Mittelalter, 1893 (abgekürzt: Zahn, Ortsn.)

Jos. v. Zahn, Das Kartenbild der Steiermark vom 2. Jahrhundert bis 100, Graz 1895.

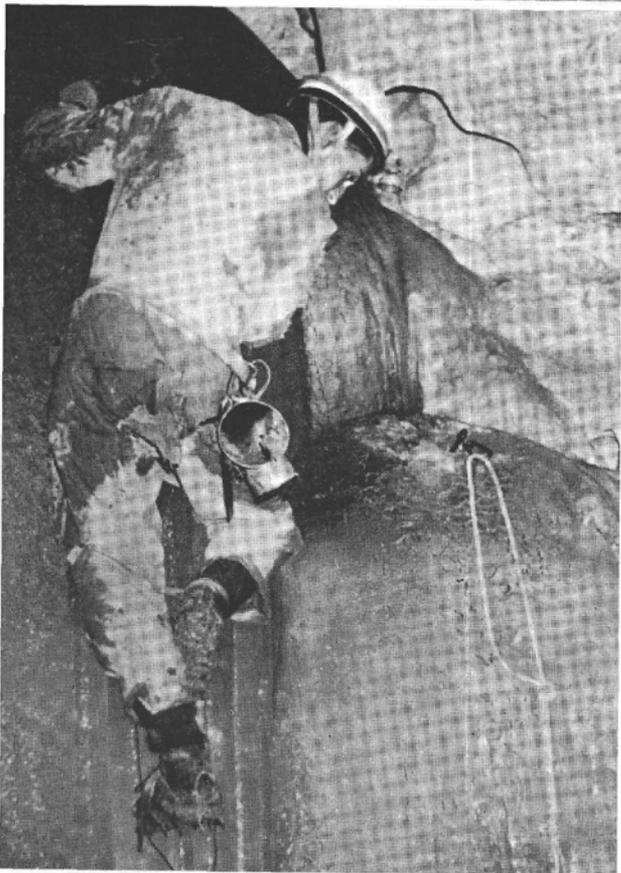
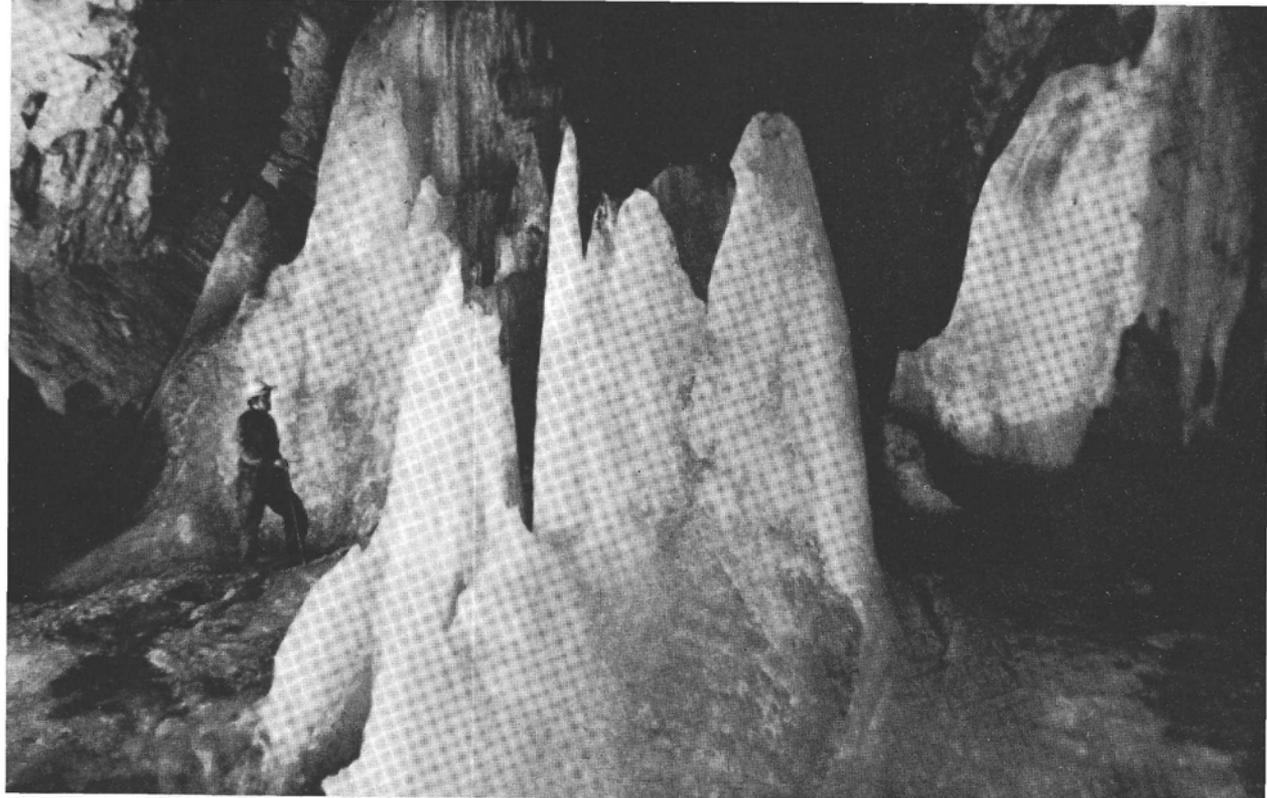
Andere Abkürzungen und Zeichen:

ahd. = althochdeutsch; mhd. = mittelhochdeutsch; recte = Wortlaut in richtiger, berichtiger Lesart der Urkundenform; u = ist behelfsweise für den slawischen stummen Vokal am Wortende jeweils eingesetzt worden; o = für slawisch verdumpftes a; ä = für deutsches verdumpftes a.

Die Namenarbeit wurde vom Unterzeichneten und Herrn Universitätsassistenten Andreas Weiß am Institut für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Salzburg besorgt. Es ist unmöglich, allen den vielen wertvollen Auskunft gewährenden Einheimischen des Gebiets namentlich zu danken, doch muß besonders dankbar auch die zuvorkommend gewährte Unterstützung durch die Ämter der staatlichen Forstverwaltung in Ebensee, Bad Ischl und Bad Aussee, durch das Forstamt des Stiftes Kremsmünster und zwar sowohl durch die Vorstände der Ämter wie durch Forst- und Jagdorgane hervorgehoben werden.



Salzofen; am Weg zur Pühringerhütte (Aufn. Alb. Rastl, Bad Aussee)



Raucherkarhöhle

Oben: Im „Großen Eissaal“

Unten links: An der „Eissenkrechten“. Unten rechts: Im Tropfsteingang (alle Aufn. Ing. O. Kai, Linz)

Die Raucherkarhöhle

ERHARD FRITSCH

Allgemeines

Bei einer Länge von 11,1 Kilometern und einer Tiefe von 530 Metern ist sie mit Abstand das ausgedehnteste Höhlensystem im Toten Gebirge. In Österreich liegt die Raucherkarhöhle unter den tiefsten Höhlen an dritter und unter den längsten derzeit an vierter Stelle.

Noch vor wenigen Jahren ahnte noch niemand, daß sich unweit der idyllisch gelegenen Ischler Hütte im westlichen Toten Gebirge unter den weiten Latschenfeldern des Rauchers (1786 Meter) eine Höhle von solchen Ausmaßen befindet. Etwa eine halbe Stunde von der Ischler Hütte entfernt liegt in 1532 Meter Seehöhe der unscheinbare Eingang zu einer Wunderwelt, die ihresgleichen sucht. Die Raucherhöhle, wie sie kurz genannt wird, birgt in ihrem Innern sowohl Eis- als auch Tropfsteinformen von beträchtlicher Größe. Herrliche Eisgebilde von ungeahnter Schönheit zieren den nur in schwieriger Eis- und Felsklettereiz zugänglichen „Großen Eissaal“ und den „Eiswalldom“. Der leicht erreichbare „Glitzerdom“ mit seiner mächtigen Baumeißsäule und den wunderschönen Rauhreifbildungen ist ein Glanzstück ganz besonderer Art. In vielen Teilen des „Eingangslabyrinthes“ finden wir im Frühjahr herrliche Eissäulen und die niedlichen „Eismannln“ oder Eiskeulen. Im Gegensatz zum perennierenden Höhleneis, zum Beispiel des „Großen Eissaals“, schmelzen diese aber gegen den Sommer zu immer mehr ab, um schließlich fast ganz zu verschwinden.

Die schönsten Tropfsteine sind in den tagfernen Regionen der Höhle zu finden. Allen voran steht die mächtige Tropfsteinsäule des „Eremiten“ im „Märchengang“. Sie überragt alle anderen Tropfsteinformen bei weitem an Größe und scheint eigentlich gar nicht in diese Höhle zu gehören. Wenn man den weiten, mühsamen Weg durch den „Langen Gang“ und über die „Schachtbrücke“ hinüber bis hinter den erwähnten Einsiedler zurücklegt, so glaubt man sich wirklich in ein Märchenreich versetzt. Zahllos sind die Kleinformen an den Wänden, unbeschreiblich schön der reichliche Tropfsteinschmuck, wie zum Beispiel das „Tropfsteintor“ unterhalb der „Anubiswand“. Das dazwischenliegende Gangstück ist ein imposanter Rundstollen in festem Dachsteinkalk. Unzählige Bivalven (Herzmuscheln) sind an den Wänden ausgewittert und verleihen diesem Gangabschnitt eine ganz besondere Note. Die in fast 400 Meter Tiefe im „Gang der Titanen“ befindlichen kleinen Tropfwasserbecken, deren Ränder mit radial nach außen ragenden, verschieden langen, durch beim Aufprall zerstäubende Wassertropfen gebildeten Sinterfortsätzen geschmückt sind, zeigen, ähnlich der prachtvollen Perlsinterrose im untern Teil des Märchenganges, alle Farben zwischen reinstem Weiß und tiefstem Rotbraun. Man könnte die Aufzählung der Besonderheiten dieser Höhle beliebig lang fortsetzen, von den mächtigen, zum Teil bereits versinterten Deckenkarren bis zu dem zoologisch bedeutsamen Fund des im Toten Gebirge endemischen, erst 1961 in der Almborg-Eis- und Tropfsteinhöhle beim Grundlsee entdeckten Höhlenpseudoskorpions *Neobisium (Blotrus) aueri* Beier. In 360 Meter Tiefe wurde neben zahllosen Exuvien ein lebendes Stück erbeutet. Die besondere naturwissenschaftliche Bedeutung und die Verschieden-

artigkeit des Formenschatzes, die dem gesamten Höhlensystem in jeder Hinsicht ein besonderes Gepräge verleihen, waren auch ausschlaggebend für die im Dezember 1966 gemäß Naturhöhlengesetz erfolgte Stellung unter Denkmalschutz.

So verwirrend die Zahl von bisher 13 Ein- beziehungsweise Ausgängen auch im ersten Augenblick für denjenigen sein mag, der die Höhle nicht kennt, so läßt sich doch auch in ein solches Ganggewirr ein gewisses System bringen. Es lassen sich mehrere große Abschnitte unterscheiden, deren Zentrum der etwa 70 Meter lange und 50 Meter breite sowie 15 Meter hohe Gigantendom darstellt:

1. Das etwas verworrene und zum Teil nicht weit vom Tag entfernte „Eingangslabyrinth“, in dem sich 11 von den 13 Eingängen befinden. Hier treten besonders deutlich jene parallelen, von Nordost nach Südwest ziehenden Störungsflächen auf, entlang derer die einzelnen Gänge angelegt sind. Zahlreiche Nordnordwest — Südsüdost streichende Störungszonen bewirken schließlich die labyrinthartige Anordnung in diesem Teil der Höhle.

2. Den in Südwestrichtung streichenden „Langen Gang“, der jenseits der Schachtbrücke in den „Märchengang“ übergeht. Daran anschließend befindet sich das ausgedehnte und wesentlich tiefer gelegene Gangsystem: „Jubiläumsgang“, „Gang der Titanen“, „Geburtstagslabyrinth“ und schließlich das über 500 Meter tief gelegene „Hinterland“. Die Verbindung mit diesen tieferen Regionen wird durch den „Schwarzen Windtunnel“ beziehungsweise die „Sauklamm“ hergestellt. Die im obersten Teil des Märchenganges abzweigende „Endlose Klamm“ steigt sehr steil an und tendiert in Richtung auf das Ende des „Großen Südganges“. Eine Verbindung mit diesem dritten großen Abschnitt konnte allerdings bis jetzt noch nicht nachgewiesen werden.

3. Der „Große Südgang“, der bis zu seinem Ende, dem über 100 Meter tiefen „Großen Donnerschacht“, ansteigend 100 Höhenmeter überwindet.

4. Der „Große Nordgang“, der unter der Einsenkung zwischen Raucher und Feuchter Kogel (1782 Meter) hindurchzieht.

Kennzeichnend für die am weitesten nach Norden vordringenden Höhlengänge ist die geringe Gesteinsüberlagerung. Wohl bedingt durch die eiszeitliche Gletschertätigkeit, wurde der nach Norden gewendete Hang des Rauchers soweit abgetragen, daß — bei Annahme einer zu dieser Zeit bereits abgeschlossenen Höhlenbildung — Teile des Höhlensystems angeschnitten wurden. Dies würde die zahlreichen Eingänge in die Raucherhöhle selbst und auch die Vielzahl der am Nordabfall befindlichen Kleinhöhlen einleuchtend erklären.

Erforschungsgeschichte

Im August des Jahres 1961 wurde dem Landesverein für Höhlenkunde in Linz von der Bewirtschafterin der Ischler Hütte der Fund eines Braunbärenschädels in einer kleinen Höhle am Raucher gemeldet. Zwei Monate später waren Mitglieder des oben genannten Vereins mit der Planaufnahme der neu entdeckten Höhle beschäftigt. Bei einer anschließenden Begehung des umliegenden Geländes wurde in einen der zahlreichen Schächte abgestiegen, und in rund 40 Meter Tiefe gelangten die Forscher in eine riesige Halle, den „Gigantendom“. Zahllose unbekannte Gangfortsetzungen lockten zur Weiterforschung, doch, wie schon so oft, mußte wegen Zeitmangels ein weiterer Vorstoß auf spätere Zeit verschoben werden. Der hereinbrechende Winter verhinderte jede Forschertätigkeit, und erst ein Jahr später, im November 1962, kam wieder eine Fahrt in diese Höhle zustande. Die ein Jahr vorher begangenen Strecken wurden vermessen und somit eine Gesamtlänge von 687 Metern erreicht. Es gab also nun zwei Höhlen, die Eis- beziehungsweise Bärenhöhle und die Schachthöhle.

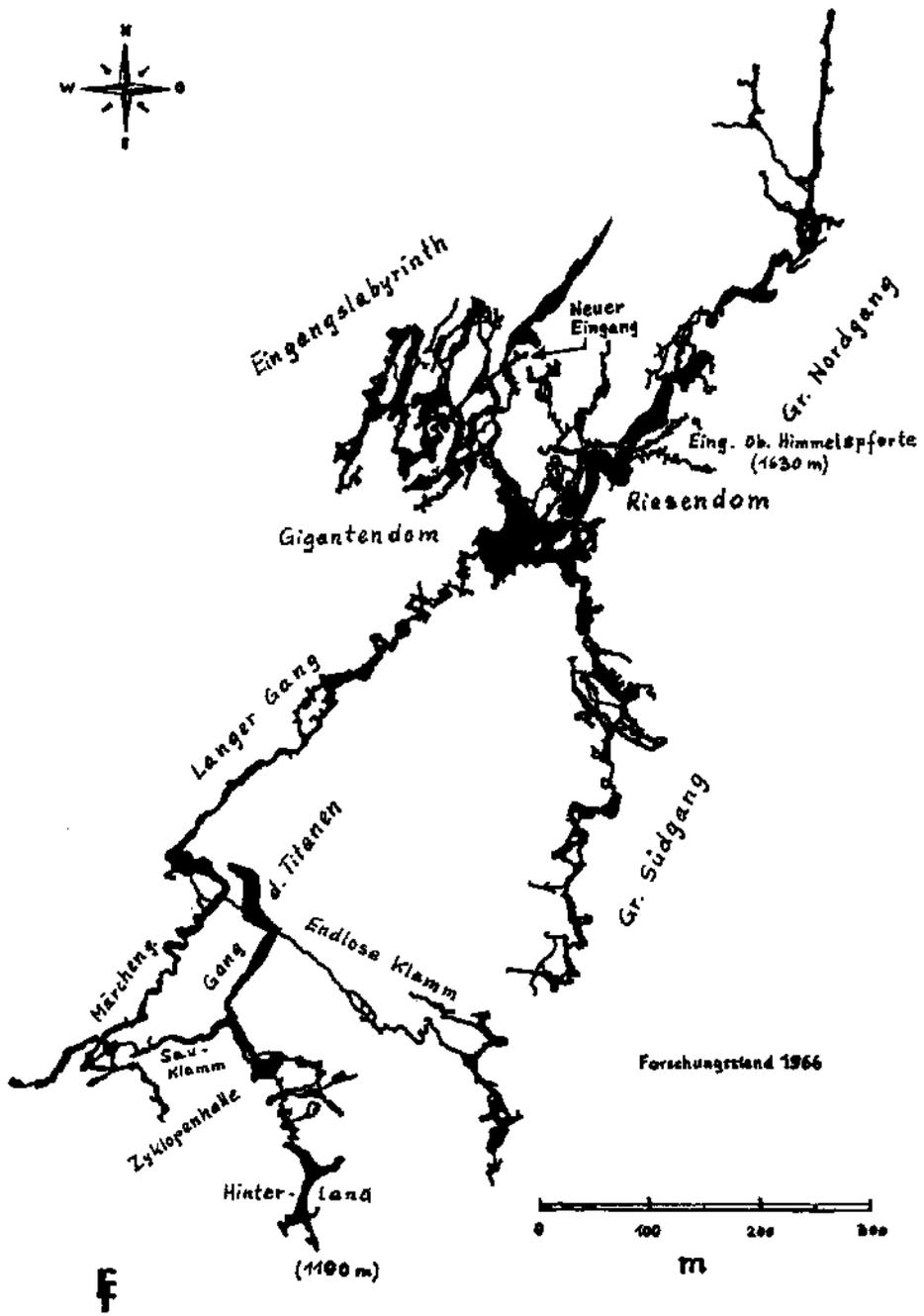
Im Jahre 1963 wurde eine Verbindung der beiden Höhlen gefunden, eine enge verstürzte Schlufstrecke wurde ausgeräumt, und der bisher nötige Schachtabstieg konnte

so vermieden werden. Ein Vorstoß in den „Langen Gang“ brachte eine Tiefe von 103 Metern. Ein Schacht von etwa 70 Meter Tiefe, über den sich eine in der Mitte eingesenkte, dachförmige Brücke spannt, bildete zunächst das Ende. Diesen abenteuerlichen Weiterweg zu erkunden, war einer späteren Fahrt vorbehalten, doch auch da gelang es noch nicht, jenseits des Schachtes eine größere Fortsetzung zu entdecken. Nach Abräumen des lockeren Blockmaterials am diesseitigen Schachtrand wurde wohl der Felsgrat überschritten und auf der anderen Seite über eine glitschige Lehmalde aufgestiegen, aber erst im Jahre 1966, eine Woche vor einer großangelegten Expedition, gelang auf der anderen Schachtseite der entscheidende Abstieg über eine exponierte und schmierige Felsrampe, die sogenannte „Speckschwarte“. Sie war der Schlüssel zu einem wahren Märchenreich.

Blicken wir aber wieder zurück ins Jahr 1963. Die Gesamtlänge der Höhle betrug gegen Jahresende 1620 Meter, vermessen in fünf Wochenendfahrten. Aber erst im Jahre 1964 widmete die kleine Forschergruppe aus Linz ihr besonderes Interesse dem Raucher. Einige neue, junge Mitglieder waren erstmals bei den Forschungen dabei, und mit Feuereifer wurde an der Vermessung immer neuer Gänge und Schächte gearbeitet. Erfolg reihte sich an Erfolg: der neben den eisführenden Gängen damals wohl schönste Teil der Höhle, der „Große Nordgang“, eröffnete sich dem staunenden Forscherauge, „Fledermausgang“, „Schinderkluft“ und „Schlotlabyrinth“ waren weitere Neuentdeckungen. Erstmals wurde in den „Altausseer Gang“ abgestiegen und die „Pilzhalle“ mit dem großen Eiswall unterhalb des Schachtes III vermessen. Nahe der Raucherhöhle wurde eine nur schwierig begehbare Eishöhle entdeckt und 250 Meter lang im Plan festgehalten. Eine Verbindung mit dem übrigen System wäre denkbar. Den Höhepunkt der Forschungen bildete aber die Freilegung des „Neuen Einganges“ am 5. September auf Grund der Außen- und Innenvermessungen. Er bildet nun den Haupteingang und führt verhältnismäßig rasch und bequem bis in den „Gigantendom“, der das Zentrum bildet.

Im Jahre 1965 wurden bereits 13 Fahrten unternommen und dabei der mehr als 1000 Meter lange „Große Südgang“ erkundet und die schwierigsten Stellen mit Drahtseilen gesichert, um bei den immer umfangreicheren Forschungsfahrten den Zugang zum eigentlichen Neuland zu erleichtern und zu verkürzen. Einige neue Eingänge wurden gefunden, darunter der derzeit höchstgelegene, die „Obere Himmelspforte“ (1630 Meter). Die Überwindung eines senkrechten Eiswalls brachte weitere Überraschungen: Wunder-schöne Eishallen umgaben mit ihrem märchenhaften Glanz die staunenden Forscher, und Klüfte mit einer Höhe von 50 Metern, wie die „Gigantenkluft“, belohnten die schwierige Kletterei.

Knapp vor der im Sommer 1966 angesetzten großen Expedition betrug die Gesamtlänge 7,3 Kilometer bei einer Tiefe von 206 Metern. Nach Überwindung der schon weiter oben erwähnten „Speckschwartenplatte“ im „Langen Gang“ jenseits des großen Abgrundes war ein neues, fast unerschöpfliches Forschungsgelände gefunden worden. Hier und in den mehr als 100 Meter tiefen Schächten im „Großen Südgang“ war dann das Hauptarbeitsgebiet der einwöchigen Fahrt im Juli 1966. Bei dieser Monstertour, die unter der Leitung des bewährten Obmannes der Linzer Höhlenforscher, Karl Trostl, stand, waren 75 Personen — darunter eine elfköpfige Gruppe aus England und je ein Teilnehmer aus Deutschland, Kanada und Kalifornien — anwesend. 40 davon waren bei Neulandforschungen und Vermessungen tätig, die übrigen verteilten sich auf Photo-, Transport- und Besichtigungsgruppen. Mehrere wissenschaftliche Exkursionen ließen die Vielfalt speläologischer Probleme erkennen und gaben einen Einblick in die Geheimnisse dieser unterirdischen Welt. Nicht minder bemerkenswert war das Vermessungsergebnis von 2249 Metern, das von sechs Gruppen in vorbildlicher Zusammenarbeit erzielt werden konnte. Die Gesamtlänge war somit auf rund 9,5 Kilometer angewachsen, und bereits knapp zwei Monate später, Anfang September 1966, konnte bei einer Wochenendfahrt



RAUCHERKARHÖHLENSYSTEM

in einem zwanzigstündigen Vorstoß im „Gang der Titanen“ eine Tiefe von 400 Metern erreicht werden.

So schön dieser neuerliche Erfolg war, so brachte er auch neue Probleme mit sich: Über ein normales Wochenende bis in die hintersten Regionen vorzudringen und dort auch noch Forschungs- und Vermessungsarbeit zu leisten, wurde bereits ein sehr anstrengendes und zeitmäßig fast undurchführbares Unternehmen. Der Anmarsch vom Höhleneingang bis zum Neuland nahm nun schon so viele Stunden in Anspruch, daß wir uns mit dem Gedanken befassen mußten, bei den nächsten Fahrten, ähnlich wie bei der einwöchigen Expedition im Sommer, mindestens drei oder vier Tage in der Höhle zu biwakieren. Aber woher immer die Zeit nehmen? Einerseits lockten zahllose unbekannte Abgründe und noch nie von Menschen betretene Räume, andererseits bot schon allein die Festsetzung einer mehrtägigen Fahrt Urlaubs- und Terminschwierigkeiten. Durch die alljährliche einmonatige Jagdsperrung ist überdies die Höhle bis Mitte Oktober unzugänglich, und wenn erst einmal der Winter mit seiner meterdicken Schneedecke nahezu alle Eingänge unpassierbar macht, ist an ein solches Unternehmen nicht mehr zu denken.

Die Anfertigung der Pläne war inzwischen so weit gediehen, daß ein Überblick über das zuletzt erforschte Gelände gewonnen werden konnte. Es war klar, die nächste Fahrt sollte einen neuen Tiefenrekord in der Raucherhöhle bringen. Schließlich fand sich auch noch ein geeigneter Termin, vom 29. Oktober bis 1. November 1966. Nur ein Tag war frei zu nehmen, und wir konnten vier Tage bei der Forschungsarbeit bleiben. Sofort nach Beendigung der Jagdzeit wurde eine Vorbereitungsfahrt gestartet, die bereits die Anstrengungen ahnen ließ, die uns am letzten Tag der „Armen-Seelen-Expedition“ — wie wir die Fahrt nannten — erwarten würden. Mußten dann doch sämtliche Leitern, die den Anmarsch erleichtern, wegen des anbrechenden Winters aus der Höhle entfernt werden und zusätzlich zum normalen Gepäck zum Eingang und weiter hinunter zur Ischler Hütte transportiert werden. Uns graute bereits bei dem Gedanken, daß wir das ganze Material, das in mehreren Fahrten in diesem Höhlenteil eingebaut worden war, nun zu fünf nach drei anstrengenden Tagen in der Unterwelt ans Tageslicht befördern sollten. Aber es mußte sein, denn Leitern, die allzulange der Höhlenfeuchtigkeit ausgesetzt sind, bilden eine eminente Unfallgefahr, und ein solches Ereignis wäre zum Beispiel hinter der „Sauklamm“ sowohl für den Verletzten als auch für die Retter eine Katastrophe. Manche Passagen erfordern schon von einem Gesunden höchste Gewandtheit und Gelenkigkeit, aber selbst mit einem harmlosen Beinbruch wäre der Transport durch die vielen Engstellen ein zeitraubendes, wenn nicht gar oft unmögliches und zumindest für das Opfer sehr schmerzhaftes Unternehmen. Ein Höchstmaß an Sicherheit ist daher für den Höhlenforscher das oberste Gebot!

Blenden wir aber nun wieder zurück: Zunächst wurden Konserven, Leitern, Haken, Seile, Karbid und Wasserkanister zum vorgesehenen Biwakplatz in der „Zyklophalle“ in einer Tiefe von 352 Metern transportiert und einige schwierige Strecken noch mit Drahtseilen und Bohrstiften gesichert. Neben den normalen Kletterutensilien kommen noch das Vermessungszeug (Maßband, Bussole mit Klinometer und Notizbuch) und bei größeren Fahrten Biwakzeug (Schlafsack, Luftmatratze) zu der ohnehin schon nicht geringen speziellen Höhlenausrüstung (Leitern, Karbid, Lampe usw.). Daß in Eishöhlen Steigeisen und Eisbeil erforderlich sind, ist eigentlich selbstverständlich. In Wasserhöhlen ist es oft noch nötig, ein Schlauchboot mitzuführen, und vielfach sind Gummistiefel mit Profilsohle — um auch schwierige Kletterstellen überwinden zu können — die einzig ratsame Fußbekleidung. Der vielgeplagte Höhlenphotograph muß dann noch seine gesamte Photoausrüstung mitnehmen, und von den vielen Kleinigkeiten, die noch erforderlich sind, sprechen wir lieber nicht mehr! Größe und Gewicht solcher Höhlenrucksäcke kann sich wohl jeder ohne viel Phantasie ausmalen.

Rasch waren so die Tage mit den letzten Vorbereitungen und Besorgungen vergangen, der Abfahrtstermin rückte immer näher. In den Bergen war inzwischen der erste Schnee

gefallen, doch zu wenig, um uns ernstlich zu behindern. Blättern wir nun im Tourenbuch zurück auf den 29. Oktober 1966, einen Samstag:

„Arme-Seelen-Expedition“

Nach fünfständigem Anmarsch erreicht unsere Fünfergruppe, beladen mit schwerem Gepäck, den vorbereiteten Biwakplatz in der „Zyklophenhalle“. Wahrlich keine schlechte Zeit, und das durch den „Harnischschluf“ und die „Sauklamm“. Bald sind die Luftmatratzen ausgebreitet, und einer nach dem anderen verschwindet im Schlafsack. Jeder macht es sich so bequem wie möglich, und während wir noch den morgigen Einsatzplan besprechen, werden Gulasch, Reisleich, Ravioli und manch andere Leckerbissen auf unseren Spirituskochern zubereitet. Es ist schon eine eigenartige Atmosphäre bei so einem Höhlenbiwak: Tiefe Stille ist ringsum. Nur selten ist das Fallen eines Wassertropfens vernehmbar, und an den Wänden zeichnen sich gespenstische Schatten im Scheine der Karbidlampen ab. Wer es zum erstenmal erlebt, für den sind es unvergeßliche Eindrücke. Noch lange liegen wir wach, und jeder träumt so vor sich hin, bis uns doch schließlich der Schlaf übermannt. Nur eines darf man nicht vergessen — die Uhren dürfen nicht stehenbleiben, denn hier unten kennt man keinen Wechsel zwischen Tag und Nacht, man hat keinen Anhaltspunkt, ob es zwölf Uhr Mittag oder Mitternacht ist. Man kann praktisch arbeiten, bis man müde ist, ohne Rücksicht auf Tag oder Nacht, nur ist es trotzdem für den Körper günstiger, sich an den gewohnten Tagesablauf zu halten.

Früh am Morgen des Sonntags ist Tagwache. Nur widerwillig schält sich einer nach dem anderen aus der wärmenden Hülle des Schlafsackes, und umständlich macht sich jeder für den bevorstehenden Einsatz zurecht. Es dauert einige Zeit, bis man sich an die Außentemperatur von etwa fünf Grad plus bei größter Luftfeuchtigkeit gewöhnt hat, und erst die Bewegung bringt wieder etwas Wärme in unsere steifen Knochen.

Zunächst geht es aus der „Zyklophenhalle“ durch einen künstlich erweiterten Schluf in den „Unterführungsgang“ hinunter. Er führt etwa 20 Meter unterhalb der „Zyklophenhalle“ dahin bis zu einer Gangteilung. Wir haben zwei Möglichkeiten: rechts ein noch unbekannter Abstieg von etwa zehn Metern und links ein nur zwei bis drei Meter hoher Abbruch, der auf eine glitschige Lehmhalde führt, die aber sofort überhängend abbricht. Wir teilen uns in zwei Gruppen: während ich mit einem Kameraden an der kleinen Stufe ein Drahtseil verankere, versuchen die anderen mittels einer Drahtseilleiter über den Abbruch zur Rechten abzusteigen. Die Befestigung einer solchen Leiter geschieht mit einer Drahtseilschlinge, entweder an einem geeigneten Felsblock oder an einem Felszacken. Ist auf diese Weise keine sichere Verankerung möglich, so wird ein Bohrhaken im Fels angebracht. Gesichert am Seil, steigt dann der erste über die Leiter ins Unbekannte hinunter. Mit der Zeit bekommt man Übung im Schätzen der Tiefe, und die ausgehängten Leitern reichen dann meist aus, um wieder festen Boden zu erreichen. Hand in Hand mit dem Vorstoß der Spitzengruppe geht die Vermessung der Gangstrecken. Die ermittelten Werte werden zu Hause mit Hilfe der Winkelfunktionen umgerechnet. Auf diese Weise läßt sich mit einfachen Mitteln eine verhältnismäßig genaue Darstellung der Höhlengänge in Grund- und Aufriß erreichen.

Schon glauben wir, daß der Schachtgrund ohne weitere Fortsetzungen endet, weil der oben noch heftige Luftzug hier unten kaum mehr spürbar ist. Der erste schückt sich bereits wieder an, die Leiter zu erklimmen, aber da ist Heli, unser „Spürhund“, plötzlich in einem winzigen, abwärtsführenden Loch verschwunden. Gespannt lauschen alle, doch zunächst ist nur das scharrende Geräusch des schliefenden Körpers vernehmbar, bis auch das mit zunehmender Entfernung schwächer wird, um schließlich ganz zu verstummen. Endlich — die Minuten scheinen sich zur Ewigkeit zu dehnen — ein leiser, kaum hör-

barer Ruf dringt an unser Ohr. Es ist fast nichts zu verstehen, die vielen Windungen dieser anscheinend sehr unangenehmen Schlufstrecke verschlucken nahezu jeden Laut. Vorsichtshalber stecke ich ein paar Reepschnüre zu mir und versuche, mich durch das enge Loch zu winden — aber ohne Erfolg. Die Taschenlampe in der Brusttasche meines Overalls — im Höhlenforscherjargon kurz „Schlaz“ genannt — klemmt. Erst nachdem die Taschen entleert sind geht's, aber das Weiterkommen ist immer noch sehr mühevoll. Endlich wird der Raum etwas größer, ein Wirrwarr von niedrigen Gängen und Schlüfen tut sich auf. Jetzt höre ich auch den Kameraden wieder deutlich, und er rät mir, am nächsten Abbruch für den Wiederaufstieg eine Reepschnur zu befestigen. Also haben wir oben doch richtig vermutet. Wir sind in einem steil nach abwärts führenden Labyrinth angelangt, das stark verbrochen ist. Der mangelnde Luftzug läßt uns hinter jeder Ecke das Ende des Ganges vermuten, aber immer öffnet sich irgendwo ein Durchschlupf. Sorgfältig sehen wir uns die Räume an, um auch den Weg zurück wieder zu finden, an besonders unübersichtlichen Stellen wird mittels Fettkreide ein roter Pfeil am Fels angebracht. Immer noch geht es abwärts, steil und anscheinend endlos zieht sich der Gang in die Tiefe, bis plötzlich ein riesiger Plattenschuß unserem Vorwärtstürmen ein Ende bereitet: Ein kleiner Bach stürzt in die unbekanntenen Tiefen, und unten scheint sich der Raum zu einer riesigen Halle zu erweitern. Direkt vor uns befinden sich wunderschöne Tropfsteine und Sinterfahnen, und welche Wonne ist auch das frische, klare Wasser in der ach so trockenen Raucherhöhle! Jeder Kanister Wasser muß oben fürs Biwak fast eine Stunde weit herangeschleppt werden!

Wir freuen uns mächtig über den Erfolg, doch die Kameraden oben werden wohl schon in Sorge sein, und wir müssen zunächst einmal zu ihnen zurück. Auf halber Strecke sehen wir plötzlich ein Licht — Manfred, eines unserer jüngsten Mitglieder, ist unseren Spuren ganz allein gefolgt und bringt uns zugleich Nachricht von den anderen. Da sie anderweitig beschäftigt sind, können wir gleich mit der Vermessungsarbeit beginnen. Da einer der Fahrteilnehmer heute Geburtstag hat, nennen wir dieses abgeschiedene Reich das „Geburtstagslabyrinth“. Nach mehrstündiger Arbeit treibt uns schließlich der Hunger ins Biwak zurück, wo wir ziemlich gleichzeitig mit den Gefährten zusammentreffen. Auch sie waren nicht untätig und hatten übrigens auch die leidige Arbeit des Wasserholens übernommen.

Obwohl es schon Sonntag abend ist, lockt uns alle das Neue, Unbekannte — an Schlaf denkt jetzt keiner. Nach kurzem Imbiß martern wir uns neuerdings durch den Schluf, diesmal bepakt mit Leitern und einem 60-Meter-Seil. Am Beginn des Plattenschusses angelangt, tritt das Seil in Aktion. Sepp klettert als erster, von Hans gesichert, über die anfangs noch gut griffigen Felsen tiefer. Bald entnehmen wir aber seinen Flüchen, daß ihm der Höhlenbach arg zu schaffen macht. Schließlich hemmt ein senkrechter Abbruch seine feuchte Rutschpartie, und es dauert geraume Weile, bis dieser überwunden ist. Währenddessen bewundern wir die tropfsteingeschmückte Platte oberhalb und taufen sie wegen ihres unteren Abbruchs „Sprungschanze“, während das köstliche Bächlein zur „Götterquelle“ avanciert.

Nur zentimeterweise läuft das Seil ab, und die Kälte macht sich langsam bemerkbar. Von Sepp ist nicht mehr viel zu sehen, und nur mehr schwach dringen seine Lageberichte an unser Ohr. Allmählich nähert sich das 60-Meter-Seil seinem Ende. Plötzlich erfüllt ein ohrenbetäubendes Poltern und Donnern den Raum unterhalb der „Sprungschanze“. Was ist passiert? Sofort rufen wir hinunter, aber gleich darauf als Antwort neuerliches Getöse, das nur von kurzen Pausen unterbrochen wird. Was, zum Donnerwetter, geht da unten vor? Eine Verständigung ist nicht mehr zustande zu bringen, und so bleibt uns zunächst nichts anderes übrig als abzuwarten. Endlich, nach Minuten höchster Anspannung — das Seil ist bereits zu Ende — hören wir ein kaum vernehmbares „Aaaa . . .“, es ist das Signal, das Seil einzuholen. Bald ist der nächste Mann abgestiegen, und nun löst sich auch das Rätsel von vorhin: Unterhalb der „Sprungschanze“ befindet sich eine

etwa 45 Grad geneigte Wand von zirka 20 Meter Höhe, in der riesige absturzbereite Felsblöcke hängen. Bei der leisesten Berührung poltern ganze Steinlawinen in die unterhalb befindliche „Steinschlaghalle“, und nur ein gründliches Abräumen ermöglichte Sepp einen einigermaßen gefahrlosen Abstieg. So zergliedert diese „Blockschleuderwand“ auch ist, es hält kaum ein Griff, und bei unsanfter Belastung rutscht dem Kletterer einfach der Tritt unter den Füßen weg. Pausenlos rumpeln die Felsblöcke in die Halle hinunter, wo man, endlich aufatmend, nach überstandenem Abstieg sofort wieder in Deckung gehen muß, wenn der nächste Mann herunterkommt.

Ein mächtiger, mit teuflisch rutschigem Lehm ausgekleideter Gang führt aus der Steinschlaghalle in Südsüdwest-Richtung tiefer. Die „Schmierseife“ wird nach etwa 25 Metern von lockeren Sedimenten (Lehm) abgelöst, und durch eine unangenehme Verbruchzone gelangen wir zu einem Wasserschlinger, der jedem weiteren Vordringen ein Ende setzt. Noch wissen wir nicht, wie tief wir sind, doch wir sind uns einig, daß es der bisher tiefste Punkt in der Raucherhöhle sein muß. Unser Ziel ist erreicht. Sofort beginnen wir mit den Vermessungsarbeiten und kehren auf dem gleichen Weg zu unseren Freunden zurück, die, obwohl schon halb erfroren, tapfer auf ihrem Sicherungsposten ausharrten. Eine undankbare, aber ungeheuer verantwortungsvolle Aufgabe, für deren pflichtbewußte Erfüllung das höchste Lob ausgesprochen werden muß.

Montag um sieben Uhr früh sind wir alle gemeinsam im Biwak II in der „Zyklophenhalle“. Der Vorstoß ins Neuland hatte elf Stunden gedauert. Hundemüde verkriechen wir uns in den Schlafsäcken, und endlich — wir sind bereits aus dem normalen Tagesrhythmus gekommen — um 22 Uhr regt sich wieder Leben in unserer kleinen Gruppe. Wieder ist es Zeit zum Aufbruch — aber diesmal geht's zurück, dem Leben, dem Licht entgegen.

Bald ist das Lager geräumt und ein kleiner Vorrat an überschüssigem Karbid und Lampenwasser für spätere Expeditionen deponiert. Ein unendlich mühevoller und zum Teil auch gefährlicher Weg liegt noch vor uns. Wohl ist der Aufstieg vom „Jubiläumsgang“ zum „Windstollen“ mit einem Drahtseil gesichert, doch die riesigen Lasten müssen einzeln aufgeseilt werden, da das oberste überhängende Wandstück trotz der Sicherungen mit dem Gepäck kaum zu überwinden ist. Mühsam ist der erste, sehr enge Teil des „Windstollens“, jedes Gepäckstück muß von Mann zu Mann weitergegeben werden. Nach einer kurzen Gangerweiterung geht's über glatte Versturzböcke in die gefürchtete „Sauklamm“ hinunter. Noch ahnen wir nicht, daß es uns vier Stunden harter Arbeit kostet, dieses nur 70 Meter lange Stück zu überwinden. Ohne Gepäck ist man in 15 Minuten durch!! Unheimlich eng ist der Grund dieser stark verstützten Klamm, und da nicht mehr wasserführend, ist sie an vielen Stellen mit einer unangenehmen Lehmschicht überzogen. Wo dies nicht der Fall ist, bearbeiten die scharfkantigen und zum Teil mit Knöpfchensinter besetzten Wände unsere Overalls. Endlich, nach zwei Stunden, sind wir beim 20-Meter-Schacht angelangt. Hier muß das ganze Gepäck aufgeseilt werden, denn ein weiterer Transport auf dem Klammergrund ist nicht mehr möglich. Zu schwierig und stellenweise viel zu eng und kraftraubend ist unten der weitere Weg mit den Rucksäcken. Zu dritt machen wir uns ohne Lasten auf, während zwei Kameraden zurückbleiben, um das Material später anzuseilen. Über eine mit Bohrhaken und Seil gesicherte Wand klettern wir die Klamm — immer noch auf ihrem Grund bleibend — weiter aufwärts. So unangenehm der Weg ist, so leicht geht es doch nun ohne Gepäck, nur mit einem Seil „bewaffnet“. Nach einem 10-Meter-Leiternaufstieg liegt die „Sauklamm“ hinter uns.

Wir befinden uns jetzt etwa 20 Meter über den zurückgebliebenen Freunden und turmen über wackelige, lehmverschmierte Blöcke zum Schacht zurück. Rasch ist das Seilende hinuntergeworfen, und schon schwebt der erste Sack herauf — bis knapp unter unseren Standplatz, dann bleibt er an einer der zahllosen Felsnasen hängen. Erst nachdem wir zweimal unseren Standplatz gewechselt haben, gelingt es, mit Gegenzug von unten, end-

lich Stück um Stück heraufzuhissen. Wieder sind zwei Stunden vergangen — es ist mittlerweile zwei Uhr früh geworden, und trotz harter Arbeit nagt die Kälte an unseren Knochen. Der Name „Windkanal“ besteht zu Recht: obwohl ziemlich großräumig, pfeift ein unheimlich starker Luftzug hindurch, so daß manchmal die Karbidlampen zu erlöschen drohen. Aber noch eine kühle und unangenehme Wegstrecke wartet auf uns, der „Harnischschluf“. Auch hier braust der Wind mit ungeheurer Vehemenz hindurch und löscht sofort unsere Lampen aus. Ein Arbeiten ist nur mit den elektrischen Stirnlampen möglich.

Während die beiden vom Grunde der „Sauklamm“ heraufsteigen und die Leiter zusammenrollen, beginnen wir mit dem Gepäcktransport durch den Schluf. Wir haben alle Hände voll zu tun, und erst als ein vierter Mann behilflich ist, geht die Sache reibungslos vonstatten. Oben am Ende des Schlufs zieht einer am Seil, zwei Mann postieren sich an den Abwinkelungen der Röhre und einer befestigt ein Stück nach dem anderen am Seil. Völlig ausgefroren vom eisigen Höhlenwind stehen wir nach mühevoller Arbeit zähneklappernd in der „Viergängehalle“.

Nun ist es nicht mehr weit bis zur „Anubiswand“, einem acht Meter hohen Leiternaufstieg, und dann folgt der „Märchengang“. Das anstrengendste Teilstück ist somit überwunden. Aber keiner hat heute mehr ein Auge für die wirklich einmaligen Schönheiten dieses Höhlenteils, wir sind einfach zu abgekämpft, um diese Pracht noch aufnehmen zu können. Ein Rucksack, der weit über den Kopf hinausragt, ein kleinerer vorne, in einer Hand noch ein Bündel Leitern und in der anderen die Karbidlampe, so keuchen wir den endlos scheinenden, steilen Gang hinauf.

Über 200 Höhenmeter trennen uns noch vom Eingang, dazwischen liegen der schmale Grat der „Schachtbrücke“, die „Arschbackenrumpel“ und die „Speckschwartenplatte“, alles Wegstücke, die wir schon gerne hinter uns hätten. Und so kommt es auch: jedes Teilstück muß mehrmals begangen werden, jeder muß dreimal über die „Schachtbrücke“ balancieren und sich dreimal über die rutschige „Speckschwarte“ schwindeln, um all sein Gepäck über den Riesenabgrund zu bringen.

Nach mühsamer, nicht endenwollender Steigerei über labiles Blockmaterial erreichen wir endlich durch den mehr als 500 Meter messenden „Langen Gang“ den „Gigantendom“. Beim Depotplatz tragen wir unsere Namen ins Höhlenbuch ein, und mit neuem Mut geht's dem Ausgang entgegen. Nach 20 Minuten erreicht der erste das Tageslicht: Seine ungewohnte Helligkeit blendet uns, obwohl keine Sonne scheint. Es ist Dienstag acht Uhr früh. Nach 62 Stunden ununterbrochenem Höhlenaufenthalt sind wir alle wohlbehalten der Dunkelheit entronnen. Zehn Stunden härtester Anstrengungen liegen hinter uns und spiegeln sich in den lehmverschmierten Gesichtern der Kameraden wider. Wenn wir uns gegenseitig betrachten, kehrt aber bald die ursprüngliche Fröhlichkeit zurück: in Fetzen hängen unsere Schutzanzüge vom Körper, und wenn wir uns niedersetzen, bleibt ein lehmiger Fleck im frischgefallenen Schnee zurück. Ja, es ist auch richtiger Winter geworden während unserer Tour. Ade, liebe Raucherhöhle, im nächsten Sommer werden wir wiederkommen!

Schlußbemerkung

So mancher Leser wird sich nun die Frage stellen, steht es dafür, solche Strapazen auf sich zu nehmen? Oft schon hörte ich als Antwort, ja, heraußen im Fels, da ist es was anderes, aber da unten, tief drin im Berg, in der Finsternis, da sieht man doch nichts! Gewiß, unser Tun ist den meisten unverständlich. Aber wer von denen, die so sprechen, hat wirklich schon mit eigenen Augen eine richtige, zünftige Höhlenfahrt mitgemacht, hat die bedingungslose Kameradschaft erlebt, ohne die ein solches Unternehmen von vornherein zum Scheitern verurteilt wäre?

Sicherlich, es ist nicht jedermanns Sache, sich diesen Gefahren auszusetzen. Die Höhlentouristik wird nie Massensport werden, wie es heute das Bergsteigen bereits geworden ist. Und so ist es auch gut! Aber wen sie einmal gefangen hat, der kommt nicht mehr so leicht los davon.

Was sind nun jene Faktoren, die uns immer wieder treiben, in die unwirtlichen unterirdischen Abgründe hinabzusteigen? Sind es noch immer die sagenhaften Schätze, denen die Höhlengänger im vorigen Jahrhundert nachspürten? Nein, der Höhlenforscher von heute ist nüchterner geworden! Er sieht in Tropfsteinen und bizarren Eisfiguren keine Gnome und Zwerge mehr, er sucht auch weder Gold noch Edelsteine. Ihn interessiert das Werden und Vergehen der unterirdischen Räume, die Zusammensetzung der verschiedenen Ablagerungen, die Tierwelt und vieles andere. Der Wirrwarr an Gängen und Labyrinth wird exakt vermessen und in genauen Plänen dargestellt, die wiederum den Wissenschaftlern als Arbeitsunterlage dienen. Für die Jugend sind die Höhlen ein unerschöpfliches sportliches Betätigungsfeld, das oft sowohl schwierige Eisarbeit als auch höchste Klettergewandtheit erfordert. Auf schwankender Leiter gilt es, in unbekannte Bergestiefen abzustiegen, und manche Engstelle erfordert überlegtes Beginnen, um nicht steckenzubleiben. In vielen Höhlen unserer Heimat gibt es kleinere oder größere unterirdische Seen, die zu einer abenteuerlichen Schlauchbootfahrt locken, und eine Vielzahl von Siphonstrecken wartet noch auf einen mutigen Taucher. So manches verregnete Wochenende haben wir bei interessanter Forschungsarbeit in der Höhle verbracht, während die „Nur-Kletterer“ mißmutig in der Hütte hockten und auf das schlechte Wetter schimpften.

Der Höhlenforscher ist gewissermaßen ein „Tiefenalpinist“. Es ist doch letztlich der gleiche unwiderstehliche Drang nach Neuem, Ungeschautem, der auch den Bergsteiger dazu treibt, die höchsten Gipfel der Erde zu bezwingen und immer schwierigere Wände zu erobern.

Die Höhlen sind das letzte wirkliche Neuland in unseren Alpen. Man braucht nicht unbedingt in ferne Kontinente zu reisen, um irgendwo als erster Mensch seinen Fuß hinzusetzen. Selbstverständlich schließt das eine das andere nicht aus. Wir Höhlenforscher sind durchweg alle Bergsteiger und kennen die Alpen auch aus einem anderen Gesichtswinkel! Aber ich will damit nur sagen, daß es in unseren heimatlichen Bergen noch kilometerlange Höhlensysteme zu entdecken, zu erforschen, zu vermessen gibt, Räume, die noch nie von Menschen betreten wurden und in denen noch nie der Lichtstrahl einer Karbidlampe das ewige Dunkel durchbrach. Jede noch so unbedeutend aussehende Abzweigung kann in Hallen von ungeahnter Größe und Schönheit führen, kann dem Auge eine Welt erschließen, wie man sie nie und nimmer im Schoße der Berge vermutet hätte.

Wer gesunden Forschergeist mit der Empfänglichkeit für diese großartigen Eindrücke in sich vereinigt, der wird keine Mühen und Kosten scheuen, immer wieder einzudringen ins „Reich der ewigen Finsternis“.

Literatur:

- Fritsch, E.: „Das Raucherkarhöhhlensystem im Toten Gebirge“, „Die Höhle“, Heft 2, 17. Jhg., 1966, S. 49 bis 54.
- Trimmel, Dr. Hubert: „Das Raucherkarhöhhlensystem.“ In „Österreich längste und tiefste Höhlen“, Wien, 1966. Wissenschaftliches Beiheft zur Zeitschrift „Die Höhle“ (mit Planbeilage).
- „Allgemeine Charakteristik der Raucherkarhöhhle.“ Derzeit noch unveröffentlichte Mitteilung an den Landesverein für Höhlenkunde in Linz.
- Trotzl, Karl: „Betrachtung zur Verbandsexpedition 1966 in die Raucherkarhöhhle“, „Die Höhle“, Heft 4, 17. Jhg., 1966, S. 104 bis 105.

Kalktische im Toten Gebirge und im Dachsteingebiet

ROMAN MOSER

Der karstmorphologische Beitrag ist meinem verehrten Lehrer, dem 1. Vorsitzenden des Österreichischen Alpenvereins, Herrn Univ.-Prof. Dr. Hans Kinzl, der für diese karstglaziale Erscheinung die Verwendung des Wortes „Kalktische“ vorschlug, in Dankbarkeit zugeeignet.

Einleitung

Im Jahre 1938 berichtete J. J. Dozy von Moränenblöcken, die im Carstensgebirge (Neuguinea) die Kalkunterlage vor der Abtragung schützten. Er nannte sie Korrosions-tische (Corrosion tables). Ein Ausmaß der Karstabtragung sowie Herkunft und zeitliche Einordnung der Blöcke wurde jedoch nicht angegeben, so daß eine Denudationshöhe für einen bestimmten Zeitraum nicht ermittelt werden konnte (1).*

Im Sommer 1951 stellten anlässlich einer Begehung der Daunschliffflächen des Großen Gosaugletschers mein Studienkollege A. Mayr (Wels) und ich Moränenblöcke fest, die sich gletschertischartig von der Kalkunterlage abhoben. Diese Beobachtung wurde in den folgenden Jahren an vielen Stellen der Gletschervorfelder des Dachsteingebietes wiederholt gemacht und von mir darüber im Jahre 1954 in einer Dissertation berichtet (2).

Die Beobachtung der Kalktischbildung in den Alpen war vollkommen neu. Nach Feststellung der Herkunft der Moränenblöcke und nach zeitlicher Einordnung dieser auf den periglazialen Karsthochflächen wurden erstmals neue Wege zur Messung der Abtragung mit Hilfe der „Korrosionstischmethode“ beschritten (3).

Unabhängig von meinen Arbeiten hat der Schweizer Karstmorphologe Dr. Alfred Bögli (Hitzkirch-Luzern) in Karstgebieten der Märenberge (Glattalp) im Sommer 1960 ebenfalls „Karrentische“ festgestellt, das Problem näher studiert, die chemisch bedingten Lösungsvorgänge des Kalkes rechnerisch erfaßt und ein gleiches Ergebnis der Denudation ermittelt (4).

Im Sommer 1962 und in den folgenden Jahren habe ich Karstflächen des Toten Gebirges nach Kalktischen untersucht und konnte mit diesen nachweisen, daß das heute unvergletscherte Tote Gebirge zur Daunzeit stark vergletschert war.

Untersuchung

Moränenblöcke, vom Gletschereis auf die Kalkunterlage abgesetzt, schützen die Felsfläche vor Abtragung. Auf den Daunflächen der untersuchten Gebiete liegen Blöcke auf 10 bis 15 Zentimeter hohen Sockeln. Im Bereich der Egesenvergletscherung beträgt die

* Die Zahlen in Klammern beziehen sich auf die Literaturhinweise am Schluß des Aufsatzes.

Sockelhöhe nur 5 bis 8 Zentimeter, hebt sich aber noch deutlich von der Denudationsfläche ab. Die Deckblöcke sind ganz oder gespalten, vom Sockel später durch Frostsprennung, Schneedruck oder mechanische Beanspruchung abgerutscht (Taf. 8, oben) oder durch Spaltenfrostwirkung zerteilt. Demnach werden die ungeschützten Sockel verflacht oder ganz eingeebnet. Von vollkommen erhaltenen Deckblöcken auf unzerstörtem Sockel bis zum Sockelrest mit kleinen Zacken und Spitzen auf fast eingeebneten Fläche, konnten im untersuchten Gebiet alle Übergangsformen festgestellt werden.

Besonders rasch geht die Zerstörung eines Kalktisches vor sich, wenn der Moränenblock auf eine schon vorher angelegte Kluftkarre abgesetzt wird und den Sockel soweit zerteilt und erweitert, daß der Deckblock in die Karrentiefe stürzt. Manchmal sitzt der Block rittlings auf einer Rinnenkarre oder einem Sockel, der durch Rinnenkarren zerteilt wurde. Sternkarren zeigen radiale Auflösung des Sockels (Taf. 8, unten), und Rillenkarren zerkünnen die oft sehr ungleichmäßigen Sockelränder. Die Sockelfläche unter dem Deckblock ist durch die erodierende Wirkung des Wassers sehr häufig konkav aufgelöst. Manchmal ist die Kalklösung der Sockeloberfläche, von den Rändern zur Mitte hin, entsprechend der bevorzugten Richtung abfließenden Wassers vom Deckblock, ungleich tief erfolgt.

Steilheit des Geländes wirkt sich für die Kalktischbildung ungünstig aus, da die Blöcke leicht abrutschen oder vom Sockel durch die Schneelast abgeschoben werden. Daß sich der Sockel, durch den Deckblock geschützt, talwärts deutlicher abhebt, ist verständlich und von der Hangneigung abhängig. Bei Neigungen, die steiler als 20 Prozent sind, unterbleibt eine Kalktischbildung. Auch die verschiedene Fließgeschwindigkeit des Eises läßt sich mit den Kalktischen nachweisen. Im Bereich des Schneelochgletschers wurden im Stromstrich des Dauneises nur wenige Blöcke abgesetzt. In der Uferzone jedoch kamen, durch die Randbremsung bedingt, viele Erratika zum Absatz. So liegen am Fuße der Hofwandscharte, in 2170 Meter Höhe, auf einer Fläche von 30 Quadratmetern zehn Kalktische. Vermehrte Kalktischbildung erfolgte auch innerhalb der Egesenstirnmoräne des Schneelochgletschers. Das Gelände steigt dort talwärts etwas an, und durch den Stau des Eises bedingt, kamen hier viele Blöcke auf die Felsunterlage zu liegen, deren Sockelhöhe jedoch nur 5 bis 8 Zentimeter beträgt. Derart geringe Sockelhöhen zeigten auch Blöcke im Bergsturzgebiet der Daunvergletscherung des Weittales. Im Vorfeld des Hallstätter Gletschers, auf den ebenen Flächen zwischen dem oberen und unteren Taubenkar sowie auf dem Plateau am Stein konnte mittels der Kalktische eine Vergletscherung zur Egesen- und Daunzeit nachgewiesen werden.

Eine Untersuchung der Daunvergletscherungsflächen des Toten Gebirges zeigt Kalktische im Schliftgebiet zwischen dem Fleischbanksattel und der Schutzhöhle in rund 2090 Meter Höhe mit 10 Zentimeter hohem Sockel, und nahe dem Geiernest, in einer Höhe von 1740 Metern, viele Tische mit 15 Zentimeter hohem Sockel. Damit war es möglich, in einem Gebirge, das Spuren neuzeitlicher Vergletscherung entbehrt, die Daunvergletscherung zu erkennen und das Alter der eisfreien Böden nach den Sockelhöhen zu datieren.

Schon C. Kaßner wies darauf hin, daß in geologischen Handbüchern kaum eine brauchbare Zahl für die Größe der Denudation angegeben ist und machte diesen Mangel von der Verschiedenheit des Gesteins, dem Schichteinfall und der Exposition zu den Regenwinden abhängig (5). A. Penck versuchte mit Hilfe der Flußablagerungen rein morphometrisch Denudationsausmaße für die Einzugsgebiete verschiedener Flüsse zu erhalten. Die jährliche Abtragung der gesamten Erdoberfläche gab er mit 0,08 Millimetern an (6). Auch H. Heß ermittelte auf dem gleichen Wege ein Ausmaß für die Abtragung und gibt eine jährliche Denudation mit 0,1 Millimetern an. Dem Denudationsmeter während der Interglazialzeiten entspricht demnach ein Zeitraum von 10.000 Jahren (7). M. Reade zieht von der Abtragung in England Schlüsse auf die Abtragung der gesamten Erdoberfläche. Er findet, daß die Abtragung eine jährliche Erniedrigung der

Landoberfläche von 0,014 Millimetern bedingt (8). F. Czarnomski untersucht die Entkalkung mergeliger Diluviallehme und stellt fest, daß Lehme, die zehn Prozent Kalk enthalten, den ganzen Kalkgehalt einer 20 Zentimeter dicken Schichte in 1700 Jahren verlieren. Damit würden jährlich aus der Lehmschichte 0,00117 Zentimeter Kalk gelöst (9).

Alle diese Werte, die im Laufe der Jahre auf morphometrische oder chemische Weise ermittelt wurden und oft um das Doppelte des Betrages voneinander abweichen, sind ungeeignet, um sie zu vergleichender Betrachtung für die Denudation auf Karsthochflächen heranzuziehen. J. Lechner spricht der Denudation im Karstgelände enormes Ausmaß zu, ohne jedoch einen genauen Betrag anzugeben (10). Für das Tote Gebirge und das Dachsteingebiet und da wiederum für abflußlose Kalkhochflächen, die einheitliches Gestein (Dachsteinkalk) und flache Lagerung aufweisen, läßt sich nun ein Denudationsbetrag mit Hilfe der Kalktische erstmalig feststellen. Nimmt man an, daß die Daunflächen rund 8000 Jahre v. Chr. eisfrei waren und die Moränenblöcke damals auf die Unterlage abgesetzt wurden, so ergibt sich im Mittel ein Abtrag von 10 bis 15 Zentimetern für 10.000 Jahre. Dem entspricht eine jährliche Denudation von 0,010 bis 0,015 Millimetern. Demnach wäre ein Denudationsmeter für abflußlose Karsthochflächen des Daunstadiums mit etwa 66.000 bis 100.000 Jahren anzunehmen.

Diese geringe Abtragung ist darauf zurückzuführen, daß die Kalkhochflächen nur wenig Oberflächenwasser führen und daher eine bedeutendere oberflächliche Abspülung fehlt. An ihre Stelle tritt vielmehr eine Skelettierung des Kalkes, verbunden mit einer Tiefenerosion, die in großen unterirdischen Entwässerungssystemen ihre Fortsetzung findet. Flüsse und die damit verbundene Flußerosion entwickeln sich erst von den Quellen im Tal an. Die Erosionsbasis ist im Traun-, Gosau- oder Almtal zu suchen. Daraus folgt, daß die aus dem Kalkstock austretenden Quellen keine meßbaren Schotter führen. Lediglich das an Ca-Jonen angereicherte Kalkwasser, das bei den Quellen austritt, wäre chemisch-analytisch untersuchbar. Jedoch eine nicht auszuschaltende Unbekannte, nämlich der unterirdische Weg des Wassers, von dem wir nicht wissen, wieviel an Ca-Jonen aufgenommen oder sedimentiert wurde, läßt diese Untersuchungsmethode sehr problematisch erscheinen.

Damit sind alle bis jetzt morphometrisch ermittelten Denudationswerte für diesen speziellen Fall der abflußlosen Karsthochflächen nicht anwendbar. Die vorliegende Untersuchung läßt die Wichtigkeit einer Trennung zwischen oberflächlicher Denudation auf Kalkhochflächen und der Flußerosion auf Talböden und Quellnischen noch deutlicher erkennen.

Zusammenfassung

Die Untersuchung eröffnet für die Ostalpen und da besonders für den gesamten kalkalpinen Raum erstmals neue Wege zur Messung der Denudation von Hochkarstflächen. Die bisherigen Ergebnisse zeigen an Hand vieler eingemessener Sockelhöhen einen Abtrag der Bodenfläche seit der Daunvergletscherung im Ausmaß von 10 bis 15 Zentimetern und seit dem Rückzug der Egesengletscher einen solchen von 5 bis 8 Zentimetern. Dem Denudationsmeter entspricht in einer Höhenlage von 1700 bis 2100 Metern des Toten Gebirges und von 2000 bis 2200 Metern im Dachsteingebiet ein Zeitraum von 66.000 bis 100.000 Jahren.

Wenn man die Länge geologischer Zeiträume in Betracht zieht, in denen glaziale Formen verwischt oder wieder ausgelöscht werden, so würde das Denudationsausmaß für die untersuchten Gebiete in einer Million Jahre bei gleichbleibenden Verhältnissen schon zehn Meter und in zehn Millionen Jahren bereits 100 Meter betragen. Ein für die Geologie relativ kurzer Zeitabschnitt, in dem die Denudation auf Karsthochflächen schon zu großer formgebender Bedeutung käme.

Literaturnachweis:

- (1) Dozy, J.: Eine Gletscherwelt in Niederländisch-Neuguinea. — Z. f. Glkd., XXVI. Bd., 1938, S. 45—52.
- (2) Moser, R.: Die Vergletscherung im Dachstein und ihre Spuren im Vorfeld. — Geogr.-Geolog. Diss., Innsbruck 1954, S. 227—232.
- (3) Moser, R.: Zur Abtragung im Dachsteingebiet. — Jahrb. d. OÖ. Musealv., Bd. 101, Linz 1956, S. 305 bis 307.
- (4) Bögli, A.: Karrentische, ein Beitrag zur Karstmorphologie. — Z. f. Geomorph., Bd. 5, H. 3, 1961, S. 185—193.
- (5) Kaßner, C.: Denudation und Niederschläge nebst Vorschlägen zur Messung der Denudation. — Pet. Geogr. Mit., 53. Bd., Gotha 1907, S. 46—47.
- (6) Penck, A.: Morphologie der Erdoberfläche, Stuttgart 1894, 1. u. 2. Teil.
- (7) Heß, H.: Hintereisferner-Nachlese. — Z. f. Glkd., XVII. Bd., 1929, S. 47—66.
- (8) Reade, M.: Chemical Denudation in relation to geol. time, London 1897, S. 20.
- (9) Czarnomski, F.: Landwirtschaftliche Aufsätze, Pisma rolnieze, Krakau 1900, Bd. I., S. 59.
- (10) Lechner, J.: Über die Verebnungsflächen im Toten Gebirge. — 65. Alpengeogr. Studien. „Schlernschriften“ 1950, S. 18—28.

Georg Hubmer und die Gründung von Naßwald

KARL KOLAR

*„Er stand auf, nahm das Kind und seine Mutter
und zog in das Land Israel.“ (Matth. 2/21)*

Unter Kaiser Rudolf II. (1576 bis 1612) begann in Österreich die Gegenreformation. Statthalter von Niederösterreich war damals Erzherzog Ernst, der mit dem Wiener Bischof Kardinal Melchior Klesl (1552 bis 1630) Gegner der evangelischen Lehre war. Die Protestanten wurden mit Überredung und Gewalt bedrängt.

Nur in einsamen Waldgebieten, in entlegenen Bergdörfern der Steiermark und Niederösterreichs blieben einzelne evangelische Familien. Protestantische Holzknechte gründeten dann in den Bergen Glaubensgemeinschaften, die auch heute noch in Mitterbach bei Mariazell, Mürzzuschlag und Naßwald bestehen.

Um 1680 wurden die ersten Hütten in den Urwäldern des hinteren Höllentales und im Naßwald gebaut. Es sollen ursprünglich Blockhütten gewesen sein, die sich verfolgte Gesetzesübertreter als Verstecke einrichteten. Die ältesten Ansiedlungen waren der Wasserbauernhof an der Schwarza (die heutige „Singerin“), die Hinterleuthen, die Naßalm und der Oberhof.

Um 1728 nahm die Toleranz gegen die Salzburger Protestanten ein Ende. Ein Tiroler, Leopold Anton Freiherr von Firmian, wurde Erzbischof. Er war einer der Nachfolger der duldsamen Kirchenfürsten Paris I. und Franz Anton Graf Harrach, von denen die evangelischen „Rebellen“ keine Verfolgung erlitten hatten. Erzbischof Firmian erbat vom Kaiser in Wien Hilfstruppen. Gegen den Rat des Regimentsinhabers wurden Reiter des Prinzen Eugen nach Salzburg verlegt und in den Dienst des Erzbischofs gestellt.

Harte Verfügungen wurden gegen die evangelischen Bibelleser getroffen. Sie durften auf keinem Friedhof beerdigt werden, Katholiken war der Umgang mit Protestanten verboten. Die evangelischen Holzknechte mußten, um ihre deutsche Bibel zu retten, die Heilige Schrift im Erdboden vergraben. Sie trafen einander nur im Verborgenen des Nachts, um das Wort Gottes zu lesen und ihren Gottesdienst hören zu können.

Seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts gehörte die Pfarre Goisern dem Jesuitenorden. Aus den Jahren 1712 bis 1715 berichten die Pfarrer, daß sich viele ihrer Pfarrkinder, die Holzknechte, Salzarbeiter oder Schiffer waren, als „alkatholisch“ bezeichnen. Versuchten die Jesuiten, die Holzknechte zu bekehren, so liefen die Männer in die Wälder. Bei zu eifrigen Bekehrungsversuchen wurden sie sogar gewalttätig.

Im eisigen Winter von 1731 wurden gegen 30.000 Salzburger Protestanten zur Emigration gezwungen. Der preußische König erkannte den Wert dieser Glaubenshelden. Er siedelte — obwohl in Preußen Hungersnot war — 10.000 Salzburger an. Die Stadt Gumbinnen wurde von evangelischen Salzbergern erbaut.

Viele der Landesverwiesenen flüchteten auch in die Einsamkeit der Berge „Innerösterreichs“. Sie fanden Zuflucht in den menschenleeren Tälern der Steiermark und Niederösterreichs. Das Gebiet des Stiftes Lilienfeld umfaßte auch den Bereich von Josefsberg und Annaberg. Es reichte bis Mariazell. Zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia gab es in diesen Gebieten noch Urwälder, die sich bis zu den steirisch-niederösterreichi-

schen Kalkhochalpen erstreckten. Es waren dies der Neuwald im Schneevalpen- und Mürzgebiet und der Naßwald bei der Rax. Diese riesigen Wälder wurden erst am Beginn des 19. Jahrhunderts zur Deckung des großen Holzbedarfes der Reichenauer Werke und der Stadt Wien herangezogen.

Zur Pfarre Annaberg gehörte zur maria-theresianischen Zeit „Scerotte“, das spätere Mitterbach. Dort fanden viele der Salzburger Emigranten als Holzarbeiter ihr Brot. Stift Lilienfeld ließ für diese neue Siedlung eine Kirche bauen, die am 25. April 1759 eingeweiht wurde. Sie erhielt den Namen „Sankt Johann in der Wüste“. Das Passauer Domkapitel, zu dessen Diözese Mitterbach gehörte, schrieb nach Erbauung der Kirche an das Stift Lilienfeld, es solle ein aufmerksames Auge auf die Holzknechte haben. Sie sollten genau beobachtet werden. Aus dieser Zeit stammt Josef Schaitbergers „Klagelied“, das voll von tiefem Glauben und edler Schönheit ist.

Der Wald war in Österreich bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts nicht geschützt. Da Stämme im Überfluß vorhanden waren, rodeten man bedenkenlos große Wälder und machte den Boden für die Landwirtschaft nutzbar. Doch um 1750 trat Holzangel auf der Versorgung Wiens auf. Die Stadt wurde größer, die Bevölkerungsanzahl stieg. Immer mehr Öfen verbrauchten das damals fast ausschließlich verwendete Brennmaterial Holz. Es wurden zum erstenmal die Wälder des steirischen Oberlandes aufgeschrieben. Landesfürstliche Waldmeister überwachten die ungeheuren Waldungen. Forstpolizeiliche Bestimmungen entstanden, welche die Waldnutzung regelten, die auch für die Eisenerzeugung von großer Bedeutung war. Maria Theresias Waldordnung von 1766 erklärte, daß der Wald ein großes Kleinod des Landes sei. Man müsse ihn hegen und pflegen. Diese Waldordnung machte es jedem Hausbesitzer zur Pflicht, jährlich 20 Bäume zu pflanzen.

Bei Abstockungen, wie Kahlschläge des Waldes genannt wurden, sollte man Samenbäume stehen lassen. Es wurde auch gewünscht, daß nach französischem Vorbild Straßen- und Wegränder bepflanzt werden. Bis in die Gegenwart kann man prachtvolle Alleen, die damals angelegt wurden, an unseren alten Landstraßen bewundern.

Flüsse wurden zur Holzschwemme benützt. Da die vorhandenen Straßen nicht ausreichten, war der Abtransport der Scheiter oft sehr schwierig. Köhler und Holzknechte wurden Mangelberufe. Um ihre Arbeitskraft für die Holzbringung zu erhalten, wurden die Angehörigen dieser Berufe sogar vom Militärdienst befreit. Seit 1760 wurde versucht, die Ziegelbrennereien rund um Wien auf Kohlenverwendung umzustellen, um dem chronischen Holzangel zu begegnen. Im Jahr 1756 wurde von den Eisenwerkstätten verlangt, Kohle zur Feuerung zu verwenden. Auch der Gebrauch von Torf als Brennmaterial wurde versucht. Torf, der in der Grafschaft Wernigerode in Böhmen gewonnen wurde, ist damals als Brennstoff nach Wien eingeführt worden.

Auf dem Rieplgut im Gosautal, im Bereich des Dachsteins, lebte zu dieser Zeit das Ehepaar Georg und Katharina Huebmer (Hubmer). Von dem kleinen Besitz mußten fünf Kinder ernährt werden. Oft war „Schmalhans“ Küchenmeister. Vater Georg arbeitete als Holzknecht. Wir wissen, daß er zwischen 1750 und 1760 jährlich 90 Gulden verdiente. Das waren für den Tag 15 Kreuzer!

1753 wurde ihm sein Ältester geboren, der den Namen Johann erhielt. Georg kam am 11. April 1755 zur Welt. Der viele Jahre später zu Ansehen und Wohlhabenheit gelangte Georg Hubmer erzählte gern aus seiner Jugendzeit die Geschichte von den Sonntagshosen. Die Brüder besaßen mitsammen nur eine einzige gute Hose. Es war eine ansehnliche Lederhose, wie er betonte. Wenn sie in die Kirche gehen wollten, mußte immer einer von den beiden zu Hause bleiben, da ein Kirchenbesuch nur in reputierlicher Kleidung möglich war.

Georg Hubmer war kaum 17 Jahre alt, als er mit seinem 19jährigen Bruder Johann nach Oberösterreich wanderte. Als sie nach Linz kamen, hörten sie von Holzknechten, daß im niederösterreichischen Viertel Ober dem Mannhartsberg der Freiherr von Fürn-



Loserhütte mit Saarstein, rechts davon Pötschenpaß; links hinten Dachstein (Aufn. Alb. Rastl, Bad Aussee)

Einbaum auf dem Toplitzsee (Aufn. Alb. Rastl, Bad Aussee)

Tafel IX

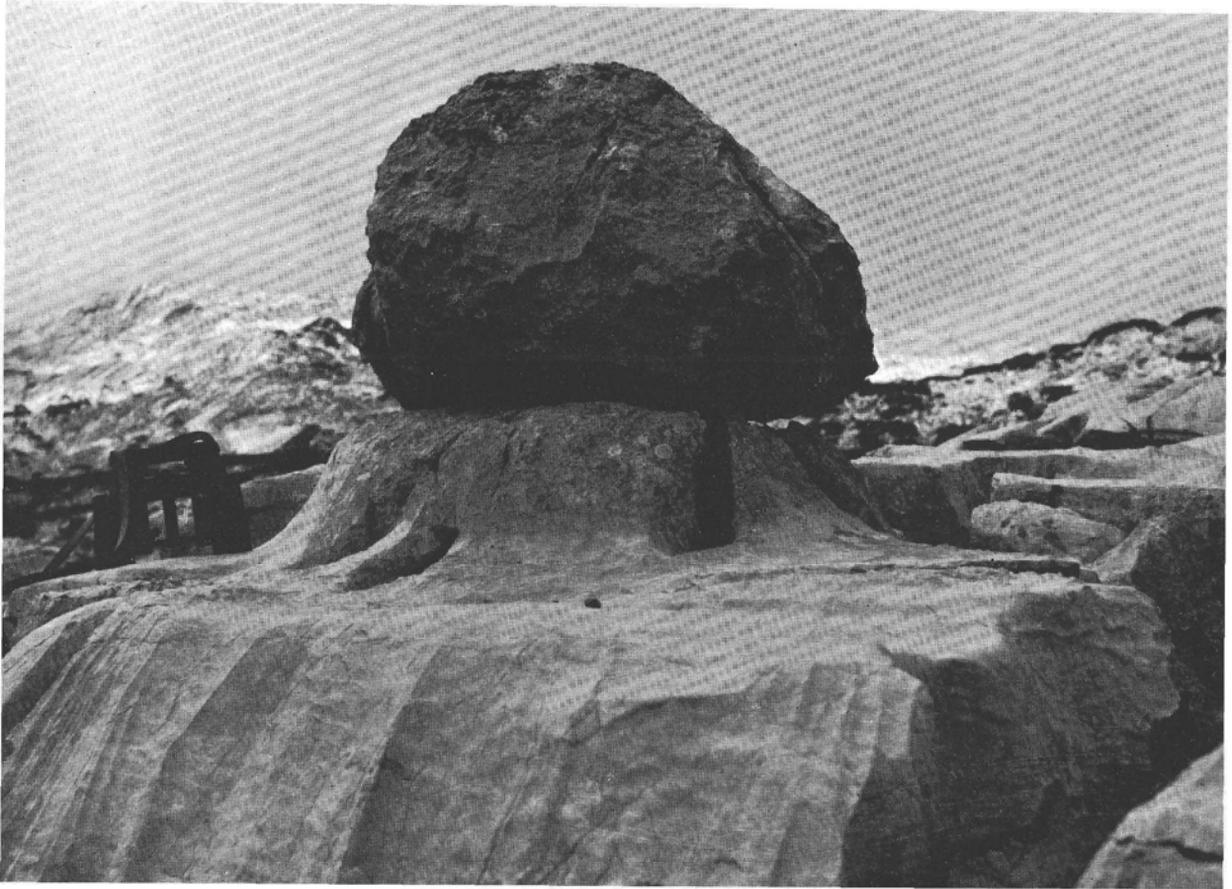




Kalkblock neben Sockel (Schneelochgletscher, Totengraber, Dachstein)

Radialkarren zerteilen den Sockel (Geiernest, Elferkogel, Totes Gebirge),
beide Aufn. R. Moser, Gmunden

Tafel X



berg auf der Herrschaft Pöggstall, im Weinsberger Forst, große Waldabstockungen vorhaben. Die Brüder verdingten sich als Ruderknechte auf der Donau — so konnten sie die Fahrtkosten nach Pöggstall abarbeiten. Sie wurden tatsächlich als Holzknechte des Freiherrn angestellt, bei dem sie zwei Jahre blieben. Dann gingen sie nach Gaming. Mit einem Unternehmer, den die Kartäusermönche mit den Abstockungsarbeiten betraut hatten, arbeiteten die Brüder an der Errichtung einer Erlaufschwemme. Später finden wir die Hubmer als Partieführer bei Rodungen der Urwälder der Herrenalpe am Dürrenstein im Dienste der k. k. Innerbergischen Hauptgewerkschaftsdirektion Eisenerz.

Jeder der beiden heiratete eine Holzfällerstochter und gründete eine Familie. Die Hubmer strebten aufwärts. In Arbeitsleiß und Können verlangten sie schwere Aufgaben. Deshalb waren sie in die Dienste der Hauptgewerkschaft getreten. Sie stellten eine Rotte von kräftigen Holzknechten zusammen, die meistens Landsleute aus der Gosau und aus dem Salzkammergut waren.

Besonders in der Eisenerzeugung war der Brennholzverbrauch groß. Erst Jahrzehnte später machten sich die eisenerzeugenden Industrien mit der Einführung des Puddlingverfahrens von der Holzfeuerung frei. (Puddeln war die Gewinnung von Stahl aus Eisen. Das Verfahren wurde 1784 patentiert.) Der Holzangel war so arg, daß eine Bergwerkskonzession nur dann erteilt wurde, wenn der Nachweis eigenen Holzbestandes oder der Möglichkeit von ausreichendem Bezug aus nahegelegenen Wäldern erbracht werden konnte.

Die Gewerkschaft in Reichenau an der Rax, welche die im kaiserlichen Besitz befindlichen Wälder der näheren Umgebung schon stark gelichtet hatte, brauchte ebenfalls große Mengen Brennholz. Ihre Forste konnten mit der Lieferung nicht nachkommen. So kam man auf die Waldungen der Grafen Hoyos, die die Besitzer der Herrschaft Gutenstein waren. Schon im Jahr 1779 wurde ein Abstockungsvertrag zwischen dem Grafen und den Reichenauern geschlossen. Die Wälder des Hoyos'schen Besitzes lagen jedoch nicht im Tal der „Richen Awe“, sondern „hinter der Rax“. Es kam dazu, daß man 4000 Klafter Holz, das zu Kohlblöcken zugerichtet im Naßwalder Gebiet lag, nicht nach Reichenau transportieren konnte, da es keine Straße durch das Höllental gab. Nur ein schmaler Weg, der Saumpfad der Wasserreiter, führte von Hirschwang nach Kaiserbrunn. Dahinter lag unbetretene Wildnis, die nur von bergewohnten Menschen, nicht aber von Transportfahrzeugen passiert werden konnte. Und zum Transport der Holzscheiter auf der Schwarza führte der Wildfluß zu wenig Wasser.

Unter den Angestellten und Arbeitern der Reichenauer Gewerkschaft gab es keinen einzigen Mann, der die schwierige Aufgabe lösen konnte, die Kohlblöcke aus dem Naßtal nach Hirschwang zu bringen. Es mußten Männer kommen, die selbst mit dem Griesbeil arbeiten konnten, die in Urwäldern zu Hause waren, und die den Mut und das Wissen besaßen, das Werk einer Holzbringung zu unternehmen.

Die Gosauer Holzknechte waren in der Konstruktion von Brücken und Holzschwemmen erfahren. Einer der Gosauer, Johann Spielbichler, hatte über den Gosauzwang bei Hallstatt eine Holzbrücke gebaut. So konnte die Salzsole nach Ischl geleitet werden. Auf schlanken, hohen Steinsäulen ruhte die Brücke und trug die Soleleitungen über den tiefen Einschnitt des Tales. Die schwierigen und gefährlichen Holzknechtarbeiten forderten so manches Menschenleben. Oft mußte ein Marterl für einen verunglückten Knecht gesetzt werden.

Am 5. Dezember 1780 erwarb die Innerberger Hauptgewerkschaft das Bergwerk und die Verhüttungsanlagen bei Reichenau vom Stift Neuberg um 21.000 Gulden. Der Abt des Stiftes Neuberg ahnte wohl die nahe Aufhebung der Zisterze durch Kaiser Josef II. und wollte die Gelder seinem Orden retten. So verkaufte er das Altenbergrevier (den heutigen Knappenberg) mit dem uralten Andräy- und dem Barbarastollen und die anderen Anlagen. Vier Jahre später, am 4. September 1784, verkaufte Abt Benedikt Schulz

dann der Innerberger Hauptgewerkschaft auch die Herrschaft Reichenau um 67.000 Gulden.

Man hatte bis zu diesem Zeitpunkt nur in den sogenannten Seilstattwäldern (östlich des Großen Höllentales) geschlägert und das Holz auf der Schwarza mühselig nach Hirschwang geschwemmt. Tiefer aus dem Höllental war noch nie Holz gebracht worden. Die Bannwälder hinter der Rax sollten auch zur Holzgewinnung herangezogen werden. Da die Reichenauer die gefälltten Stämme, die im Wald verfaulten, nicht zu ihren Werken bringen konnten, sandten sie eine Anfrage nach Eisenerz, um Hilfe zu erbitten. Die Eisenerzer schickten die Brüder Hubmer nach Reichenau, die dem Verweser versicherten, daß es ihnen möglich sein werde, das Holz aus dem Gebiet „hinter der Rax“ durch das Höllental herauszubringen. Sie erhielten allerdings vom kleinlichen Verweser für ihre Auslagen beim Beginn der Arbeiten keinen Vorschuß. Erst wenn das Holz in Hirschwang sei, würden sie ihr Geld bekommen, erklärte er den Brüdern.

Mit den einfachsten Werkzeugen mußte die schwierige Arbeit geleistet werden. Der Flußlauf der Schwarza wurde stellenweise für die Holzschwemme verbreitert — Felsblöcke im Flußbett, die das Abschwemmen der Stämme behinderten, wurden entfernt. Engschluchten wurden überwunden. Die Gosauer Knechte, die sich die beiden Hubmer zu Hilfe geholt hatten, errichteten Holzriesen, bauten einfache Brücken aus Balken und leisteten, nur mit der Axt ausgerüstet, schwere Zimmermannsarbeiten. Aus dem Jahre 1809 stammen Skizzenhefte Hubmers, die uns die „Holzbringung, Bau von Holzriesen“ und „Werkzeuge der Holzknechte und ihre Benennung“ zeigen (Sammlung Professor Richard Schenner, Wien). Damals mußte Georg Hubmer diese Kenntnisse verwerten und vertiefen. Der Holztransport war im Bergland mit einem Fuhrwerk oft unmöglich. Man half sich, indem man das im Sommer gefällte und in Scheiter geklobene Holz an den Ufern der Flüsse lagerte. Im Frühjahr, wenn durch die Schneeschmelze Hochwasser war, konnte dann das Holz mit Hilfe der hochgehenden Fluten abtransportiert werden. Bei zu geringem Wasserstand staute man die Gewässer durch „Klausen“ auf. In den „Rechen“ wurden dann die im Fluß schwimmenden Stämme am Zielort aufgefangen.

Georg Hubmer, der einfache Mann, dessen natürlicher Scharfsinn aller wissenschaftlichen Bildung entbehrte, löste diese Probleme, wobei er viele Hindernisse überwinden mußte. Er errichtete — in den ersten Jahren gemeinsam mit seinem Bruder Johann — die für unmöglich gehaltene Holzschwemme auf dem Naßbach und später dann allein (sein Bruder starb im Jahre 1789) den berühmten „Durchschlag am Gscheidl“, Europas ersten Tunnel! Er erreichte, daß große Mengen Holz, die früher verfault wären, abtransportiert und genutzt werden konnten.

So zogen im Jahr 1782 die Brüder mit ihren Holzknechten trotz des Mißtrauens der Reichenauer Werksleitung in die Wildnis des Naßtales. Das war der Beginn der evangelischen Gemeinde Naßwald.

Kaiser Josef II. (1780 bis 1790) hatte am 13. Oktober 1781 ein Duldungsgesetz, das „Toleranzpatent“, erlassen. Er gab die Erlaubnis zur freien Religionsausübung. Damals erklärten sich fast alle, die in Mitterbach lebten, als Protestanten. Sie bildeten die evangelische Gemeinde Mitterbach, die, obwohl sie elf Stunden Fußweg von Naßwald entfernt ist, die seelsorgliche Betreuung der Naßwalder viele Jahre innehatte. Trotz des Toleranzpatentes des Kaisers dauerte es noch lange, bis sich die Überzeugung durchsetzte, daß man dem, der auf seine Weise Gott suchen will, keine Hindernisse in den Weg legen darf und ihn auch nicht verfolgen soll. So wurde zum Beispiel noch am 12. Jänner 1837 (!) durch eine kaiserliche Entschliebung die Protestantenausweisung aus dem Zillertal in Tirol angeordnet. Kaiser Josef II. dachte allerdings großzügiger. Er war es auch, der auf einem amtlichen Schreiben, das Georg Hubmer anschwärzte, vermerkte: „Laß Er meinen Raxkönig in Ruhe. Joseph.“

Im Toleranzpatent wurde den Protestanten und Orthodoxen zugesichert, daß sie alle bürgerlichen Rechte bei freier Religionsausübung behalten würden. Kaiser Josef II.

verwehrte sich jedoch dagegen, daß er gleichgültig gegen die katholische Religion sei. Es handle sich nicht um Gleichstellung, sondern um gottgefällige Duldung, betonte der Kaiser. In der Vorschrift, daß evangelische Kirchen, die als Bethäuser bezeichnet wurden, keinen Turm und keinen straßenseitigen Zugang haben durften, wurde demonstriert, daß den nichtkatholischen Bekenntnissen keine unbeschränkt freie Bewegung zugedacht war. Darin lag auch der Grund für die Schwierigkeiten, die Georg Hubmer mit den kaiserlichen Behörden hatte, als er das von ihm gestiftete Bethaus in Naßwald mit Fenstern versehen ließ, die als oberen Abschluß einen halbrunden Bogen hatten. Erst Kaiser Franz Joseph I. sprach mit seinem Protestantentpatent vom Jahre 1861 die volle Gleichberechtigung der evangelischen Lehre aus.

Die ältesten Nachrichten über Naßwald reichen bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Es wird berichtet, daß damals im Naßkamm, der die Rax mit der Schneealpe verbindet, nach Silber geschürft worden sei. Die unter Kaiser Josef II. erstmals durchgeführte kartographische Aufnahme Österreichs zeigt uns in Naßwald den Oberhofer, den Raithofer und den Wasserbauer. Erst in den Jahren 1782 bis 1784 begann durch die Hubmerschen Arbeiten die intensivere Besiedelung dieses schönen Waldtales. Die ersten Hütten der Hubmerschen Knechte waren sehr bescheiden. Bei der anstrengenden Arbeit in den Urwäldern blieb wenig Zeit für den Hausbau.

In der Reichenauer Werksverwaltung hatte man ein ganzes Jahr lang nichts von den Holzknechten in Naßwald gehört. Groß war daher das Erstaunen, als an einem Frühlingstag des Jahres 1783 eine große Menge Holz auf der Schwarza dahergeschwommen kam. Der Holzrechen in Hirschwang bei der Windbrücke staute die Massen. Arbeiter spießten dann die Scheiter aus dem Wasser und verkohlten das Holz in „liegenden Meilern“. Es war den Brüdern Hubmer gelungen, die für unmöglich gehaltene Arbeit durchzuführen. Die Holzschwemme auf der Naß und der Schwarza begründete Hubmers Ruhm.

Nach dem frühen Tod Johann Hubmers war Georg der geistige „Vater der Holzknechte“ geworden. Er war auch immer um ihr Wohl besorgt. Da er um den Wert einer Schulbildung wußte — er selbst konnte nicht schreiben —, gründete er 1799 in Naßwald eine Schule und besoldete einen schreibkundigen Schuster als Lehrer der Kinder. Damals mußten die Naßwalder noch an Feiertagen, wenn sie einen Gottesdienst hören wollten, in das nächstgelegene evangelische Bethaus in Mitterbach gehen.

Hubmer hatte oft Schwierigkeiten mit den Reichenauer Beamten. So versuchten sie einmal — obwohl Holzarbeiter vom Militärdienst befreit waren —, seinen „Wehrgeher“, seinen besten Schwemmer, mit Gewalt zu den Soldaten zu pressen. Hubmer mußte den Mann durch persönlichen Einsatz mit Unterstützung seiner Holzknechte in Reichenau „befreien“. Da er oft — obwohl er in der praktischen Arbeit immer recht behielt — mit den Reichenauer Amtsschreibern Konflikte hatte, suchte er in den Dienst des Grafen Johann Philipp Hoyos zu treten. Er bot im Jahr 1802 dem Grafen einen Vertrag an, in dem er vorschlug, die unberührten Urwälder des Grafen, die „hinter der Rax“ lagen und die man für völlig unzugänglich hielt, für die Schlägerung heranzuziehen. Johann Ernst Hoyos, mit dem dann Hubmer handelseins wurde, war der Nachfolger des 1803 gestorbenen Altgrafen Johann Philipp. Der junge Graf — er war übrigens der erste Kommandant der Nationalgarde und kam 1849 durch einen Sturz vom Pferd ums Leben — schloß 1805 mit Hubmer einen Abstockungsvertrag. Hubmer quittierte seinen Dienst als kaiserlicher Holzmeister — was ihm sicherlich nicht leicht fiel — und belieferte dann als selbständiger Unternehmer die Reichenauer Werke mit dem unentbehrlichen Brennholz.

Der Hoyos-Vertrag verpflichtete Hubmer, jährlich 14.000 Klafter Holz dem Grafen nach Wien zu liefern. Diese Vereinbarung war Anlaß zum Bau des Hubmerschen Durchschlages am Preintaler Gscheidl im Neuwalde. Hubmer schwemmte das Holz aus dem Neuwalde auf der Naß in die Schwarza. Die Schwarza transportierte die Stämme bis

Neunkirchen. Dort fing sie ein großer Rechen auf. Sie kamen in den Kehrbach und schwammen bis Wiener Neustadt. In Wiener Neustadt, im Garten der kaiserlichen Militärakademie, wurde jedes Scheit „aufgezäunt“, wie der Ausdruck für das „Heraus-spießen“ lautete, und auf Transportschiffe verladen. Im „Commerc-Kanal“ (später wurde der Wasserweg nach Wien „Wiener Neustädter Kanal“ genannt) gelangten dann die Boote nach Wien in das Becken bei dem Stubentor, auf dem später die Hauptmaut errichtet wurde. Der Wiener-Neustädter Kanal, der erst kurz vorher — er wurde in den Jahren 1787 bis 1803 erbaut — benützlich geworden war, diente als wichtiger Transportweg für die Versorgung Wiens mit Holz. Zum ersten Male kam im Jahr 1806 Holz aus dem Naßwalder Gebiet in die Stadt Wien. Auf dem kaiserlichen Holzplatz in Simmering verkauften Angestellte Hubmers billiges Brennholz an die Stadtbevölkerung. Die Wiener sprachen von der „Hubmerschen Holzlande“.

Hubmer mußte für die Erfüllung des Hoyosschen Vertrages Wehren, Durchlässe und Zwänge errichten. So gab es in der neuen Heimat genug Arbeit und Brot für alle.

Die Siedler erlitten im Frühjahr 1813 einen schweren Rückschlag. Endlose Regengüsse und Unwetter machten aus kleinen Bächen reißende Flüsse. Die Täler der Naß und der Schwarza wurden überschwemmt und Hubmers mit so viel Mühe errichtete Schwemmanlagen zerstört. Bei dieser Überschwemmung wurden auch das Spital und der Pfarrhof in Payerbach bei Reichenau überflutet. Zwei Pfründnerinnen, die im Spital waren, wurden von den Fluten weggerissen und fanden den Tod. Die älteste Geschichte Payerbachs ist nicht mehr rekonstruierbar; damals sind die Aufzeichnungen der Pfarre und die Matrikeln Payerbachs vernichtet worden.

Als die Holzknechte ihre Arbeit zerstört fanden und ohne Hilfsmittel waren, verzweifelten sie. Es wurde erzählt, daß Georg Hubmer, als er um Rat gefragt wurde, die Knechte fragte: „Wohin fließen die Wasser? Aufwärts oder abwärts?“ — „Abwärts also!“ sagte er voll Humor. „Solange die Wasser talwärts fließen, muß alles wieder gut werden, wir dürfen den Mut nicht sinken lassen. Gott möge uns schützen und unsere Arbeit segnen. Wir fangen wieder von vorne an!“

Wenn man den alten Hühnersteig vom Raithof entlang dem Preinbach, zwischen dem Großen Fögenberg (1185 Meter) und dem Hubmerkogl (1283 Meter), zur Preinmühle und weiter zum Walchbauer (Waldbauer) geht — eine schmale Straße führt durch das Preintal, endet jedoch in der Nähe des Walchbauern —, kommt man zu Hubmers Durchschlag am Preintaler Gscheidl zwischen Gippel (1667 Meter) und Lahnberg (1593 Meter). Dieses Gebiet hieß „Am Schwemmberg“. Jenseits der Wasserscheide kommt man in den „Neuwald“.

Dieser Neuwald, der eine Fläche von 6255 Joch bedeckte, sollte von Hubmer erschlossen werden. Da es keine Straßen in diesen jungfräulichen Wäldern gab, mußte das Holz auf einem Wasserlauf geschwemmt werden. Die Gewässer aber, die Hubmer zum Schwemmen in die Schwarza brauchte, rannen vom Gscheidl auf die andere Seite, in das Mürzthal, ab. Die Holzknechte mußten die gefällten Stämme mühsam den steilen Hang hinaufschleppen und dann auf der Preinbachseite talwärts schleifen.

Der Neuwald, ein ungeheurer Urwald, gehörte zur Herrschaft Hohenberg der Grafen Hoyos. Er umfaßte die Täler der Stillen und der Kalten Mürz und reichte vom Gscheidl bis in die Frein. Er hatte Tannen, die bis zu 50 Meter hoch waren und einen Durchmesser von eineinhalb Metern erreichten. Erst gegen 1880 waren bis auf wenige Reste diese Urwaldriesen verschwunden. Im Jahr 1811 faßte Hubmer den Plan, die Quellen der Stillen Mürz auf der steirischen Seite zu sammeln und *unter* der Paßhöhe durchzuleiten. Es kam jedoch lange Zeit nicht zur Ausführung dieser Arbeiten. 1813 war die furchtbare Überschwemmung, 1815 und 1817 waren Krieg, Mißernte und Not.

Endlich, am 18. August 1822, wurde auf der „österreichischen“ (niederösterreichischen) Seite mit dem Bau begonnen. Hubmer hatte die Tunnelmündungen diesseits und jenseits

des Gscheidls markiert. Er schlug einen Holzklötz in den Boden. Anfang, Mitte oben und Ende auf der anderen Seite. „Jetzt in Gottes Nam' einbrechen!“

Von 1822 bis 1827 wurde in dem früher so einsamen Urwald geschäftig gearbeitet. Bei Tag und Nacht, im Sommer und im Winter waren die Arbeiter mit Feuer, Hammer und Pulver tätig. Es entstanden Holzknecsthütten, die man noch 100 Jahre später sehen konnte. Hubmer schickte die Holzknecchte mit einem Meisterkneccht in das Waldgebiet, in dem der „Schlag“ beginnen sollte. Je nach der geschätzten Dauer der Arbeiten wurden Unterkünfte, einfache Blockhütten oder gar nur Rindenzelte errichtet. Unverheiratete Burschen wohnten zu etwa 20 Personen in den „Kasernen“ genannten größeren Hütten. Seit 1816 hatte Hubmer ein k. k. ausschließliches Privilegium als Schwemminhaber auf der Traisen inne und transportierte auch dort jährlich 7000 Klafter Holz flußabwärts.

Um 1825 hören wir vom ersten Touristenunglück im Raxgebiet. Ein junger Pharmazeut war bei einer Wanderung „im Schneeberggebiet“ verschollen. Es hieß, daß er von seinem Führer ermordet worden sei. Von Holzknecchten — es waren wahrscheinlich Hubmersche Arbeiter — wurde später berichtet, daß sie in den Urwaldgebieten des Neuwaldes mehrere Tage und Nächte Schreien und Jammern gehört hätten. Sie glaubten, es sei das Waldmannl oder ein anderer Geist, der so schreie, und wagten sich nicht in die Nähe des Rufenden. Es wird dieser frühe Freund der Berge gewesen sein, der auf seinem einsamen Weg durch die Wälder in Richtung Mariazell durch einen Sturz sich verletzte und hilflos allein im Wald zugrunde ging.

Damals drangen die Naßwalder Siedler nicht nur in das Preinbachtal, sondern auch in den Steinkessel des Übeltales in der Rax vor, das einem riesigen Urweltsbrunnen gleicht. Es entstanden dort mehrere Hütten. Durch die Engklamm des Reißbaches kam man auch in das Reißtal. Die Kahlmäu, die auch Keilmäu und Keilwand genannt wurden, und der Sattel des Naßkammes, in dem man im Mittelalter nach Silber gegraben haben soll, setzten dem Vordringen der Siedler ein Ende.

Die Arbeiten am Gscheidl gingen unermüdlich weiter. Einmal kamen die Arbeiter — darunter sechs Bergknappen, die den Holzknecchten halfen — im Stollen in „böse Wetter“. Im Tunnel war Stickleuft, einige waren ohnmächtig geworden. Hubmer ließ in einfacher Lösung des Problems einen Schmiedeblasbalg durch ein wassergetriebenes Mühlrad bedienen. Vom Blasbalg ließ er durch hölzerne Röhren Frischluft in das Innere des Berges blasen. Die Arbeiten konnten fortgesetzt werden.

Am 7. März 1827 konnten von beiden Seiten her die Arbeiter im Tunnel einander die Hände reichen. Bei der feierlichen Eröffnung des „Durchschlages“ schritten die Bezirksvorsteher von Gutenstein und von Sankt Pölten, jeder von einer anderen Seite, hindurch.

Auf dem bewaldeten Rücken, der die Höhe von 1134 Metern erreicht und zwischen dem Perschhorn (1612 Meter), einem Vorberg des Gippels, im Norden und dem Lahnberg im Süden die Wasserscheide bildet, entspringt der Preinbach. Viele Jahre noch nach Hubmers Tod sah man eine Wasserriese, die aus dem Stollen kam, der durch den Abhang führt. Am Eingang des 430 Meter langen, in einer Höhe von 1107 Meter gelegenen Tunnels konnte man auf einer Tafel lesen:

1822 im August
angefangen.
Es werde Licht.

Im Stollen las man auf einer Marmorplatte:

Im Monat August 1822
wurde durch den Erfindungsgeist
des Schwemmunternehmers
Georg Hubmer
dieser Durchschlag begonnen.

Eine Marmortafel verkündete am Ende des Durchschlags:

Durch Beharrlichkeit und Einsicht
und mit Gottes Hülfe
am 8. März 1827 beendet.
Ganze Länge des Durchschlages
227 Klafter.

Vom Tunnelausgang, neben dem eine Wasserklause und ein Wasserbehälter waren, sah man in das Tal der Stillen Mürz.

Hubmer beschenkte in der Freude seines Herzens nach dem geglückten Durchschlag jeden seiner Arbeiter mit zehn Gulden Conv. Münze und begann, eine Schwemmeinrichtung zu bauen. Mehrere Quellen (insgesamt 22 Wasseraustritte) wurden eingefangen, durch einen Kanal zum Stollen und durch den Berg geleitet. Mit Hilfe dieser „Wasserriese“ konnten bereits im ersten Jahr nach Vollendung des Tunnels 9000 Klafter Holz abtransportiert und bis nach Wien geliefert werden. Am Abhang des Lahnberges baute Hubmer in die Nordseite des Waldes einen Wasserkanal. Darin wurde auf Booten, die von Pferden gezogen wurden, das Holz transportiert. Zwei mit Wasserkraft betriebene Aufzüge brachten die Stämme in den höher oben gelegenen Schwemmkanal zum Mundloch des Stollens.

Damals schätzte man, daß bei forstgerechter Nutzung von jährlich 5000 Klaftern Holz der Holzschlag im Neuwald erst in 120 Jahren beendet sein würde.

Hubmer achtete streng darauf, seiner kontraktlichen Verpflichtung nachzukommen, einen „Kahlschlag“, der nicht innerhalb von zehn Jahren einen „Anflug“ von den stehengebliebenen Samenbäumen zeigte, neu zu besämen.

In den Rinnen aus starken Rundstämmen, durch die Wasser rann, schossen die Hölzer blitzschnell zu Tal. Arbeit, zu der früher Stunden nötig gewesen waren, war in wenigen Minuten vollbracht.

Später wurde noch der 740 Meter hoch gelegene zweite Durchschlag gebrochen. Beide Tunnels sind schon lange aufgelassen und wurden absichtlich teilweise verschüttet. Die Stollen sind jedoch auch heute noch deutlich erkennbar und können mehrere Meter in den Berg verfolgt werden.

Vor dem Fällen eines Baumes mußte ein Holzknecht den Stamm erklettern, um die Zweige abzuhauen, sonst hätte das Astwerk beim Umstürzen des Baumes Schaden angerichtet. Die gefällten Stämme wurden zerkloben, das heißt auf eine Scheiterlänge zerschnitten und gespalten. Die Äste wurden aufgeschichtet und der Verrottung überlassen. Die Arbeit dauerte von fünf Uhr früh bis acht Uhr abends! Für dieses Tagewerk erhielten die Arbeiter 36 Kreuzer Lohn. Wenn Wasser in der Nähe war, wurden die bereits erwähnten „Riesen“ angefertigt. Diese Arbeiten nannte man „Einrichtung machen“. Außer den Wasserriesen gab es auch Eisriesen. Im Spätherbst, wenn es zu frieren begann, wurde die Riese mit Wasser begossen. Das sich bildende Eis verwandelte die Rutschfläche in eine spiegelglatte Bahn.

Georg Hubmer errichtete sich in Naßwald den Reithof (richtig „Raithof“, von roaten, raiten = rechnen). Die Holzknechte konnten bei ihm für ein Heim sparen. Sie trugen auch ihren Anteil für die Erbauung der Kirche bei. Der Raithof wurde von Hubmer an Stelle eines alten Bauernhofes erbaut. Das stattliche Haus ist heute im Besitz der Forstverwaltung Naßwald der Gemeinde Wien. Eine Gedenktafel an der Vorderseite des Hauses erinnert an den „Holzknecht Georg Hubmer“.

Ein alter Volksbrauch des Semmeringgebietes erinnert an das patriarchalische Erleben herrschaftlicher Holzknechte. Beim „Maibaumumschneiden“ versteigert man einen Baum in Gegenwart von Graf und Gräfin, von Oberförster und Jägern. Beim Fällen verulkt man Unbeholfenheit, schlechte Verköstigung wird durch „Stärkung“ mit einer Speise aus Wasser und Sägemehl symbolisiert. Der Tag der Holzknechte ist der Vinzenztag

(22. Jänner), der nach Fabian und Sebastian, die den Saft in die Bäume gehen lassen (20. Jänner) gefeiert wird. Der Heilige der großen Waldrodungen ist Sankt Wolfgang.

Die Kost der Bevölkerung Naßwalds bestand in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hauptsächlich aus Speisen, die aus Mehl, Milch und Schmalz zubereitet wurden. Fleisch kam nur zu den „heiligen Zeiten“ auf den Tisch.

Der Biedermeiermaler Jakob Gauer mann (1773 bis 1843) nahm großes Interesse an der Persönlichkeit Hubmers. Auf einer seiner Skizzen, die das Naßwalder Holzknecht-leben zeigen, finden wir den Vermerk von seiner Hand:

„Hubmer, Holzmeister in Naßwald. Er unternahm es, aus dieser Gegend Holz ins flache Land heraus zu schaffen und zog deshalb mit ein paar hundert Holzknechten in diese Gegend, machte Holz und Wasserriesen und Wasserklauen und brachte so Holz aus dieser wilden Gegend. Er wird seiner Rechtschaffenheit, Arbeitsamkeit und seiner väterlichen Fürsorge für seine Holzknechte wegen von diesen geliebt und hochgeschätzt. Nachdem er schon einige erwachsene Kinder hatte, an welchen er gemäß seines patriarchalischen Charakters sehr hing, starb ihm einer von seinen zwey Söhnen und kurz darauf seine Frau, welche wie eine Heilige Gutes tat und so noch nach ihrem Tod von den Holzknecht-leuten verehrt wird, welches ihn ganz danieder beugt.

Er mochte weder reden noch essen noch sich trösten lassen, und seine Kinder und alle Holzknechte waren in tiefster Trauer und Besorgnis um seine Gesundheit.

Wenn er so vor seiner Wohnung saß, den Kopf gesenkt und die Hände im Schoß, abends oder am Sonntag, so sammelten die Holzknechte sich um ihn her und suchten durch ihre Gegenwart und ihr stummes Mitleid ihn zu trösten.“

Schon nach dem Tode seines Bruders Johann stiftete Georg Hubmer ein eigenes kleines Haus als evangelische Schule und Lehrerwohnung. Im Jahr 1826 erbaute er eine gemauerte Schule für 40 Kinder mit einem Betsaal (von einer Kirche durfte ja nicht gesprochen werden!). Auch auf dem Gscheidl errichtete er ein Blockhaus als Schule und stellte einen Lehrer an, damit die Einsamen nicht in Unwissenheit blieben und mehr lernen könnten, als er selbst gelernt hatte.

Naßwalds Kinder wurden vom katholischen Pfarrer in Schwarzbau getauft. Die Toten begrub man im katholischen Friedhof in Schwarzbau. Dies hatte vor dem Konkordat keine Zwangsfolgen. Der Schullehrer las aus der Bibel vor und sang an den Gräbern der evangelischen Naßwalder. Der evangelische Geistliche aus Mitterbach kam nur einige Male im Jahr nach Naßwald.

Als Hubmer an dem Bethaus die Fenster, die nicht größer als gewöhnliche Wohnhausfenster waren, oben halbkreisförmig anstatt eckig machen ließ, erschrakten die kirchlichen und die weltlichen Behörden. Hubmer bekam den strengen Befehl, diese kühne Neuerung, diesen unerhörten Prunk einzureißen. Der alte Mann aber schüttelte den Kopf und sagte: „Die Fenster bleiben rund!“ Und so sind sie bis zum heutigen Tag rund geblieben. Das 1826 vollendete Gotteshaus diente der Naßwalder Gemeinde bis zum Jahre 1903 auch als Schulhaus.

Bei Beginn des Baues war Hubmer bereits 70 Jahre alt. Die Kräfte schwanden ihm. Es war ein ehrwürdiges und patriarchalisches Bild, wenn der silberhaarige Greis, von einigen Holzknechten umgeben, zu Pferd durch die Wälder streifte.

In das Reißtal führt eine enge Felsklamm. Sie war früher durch die 80 Schritt lange Saurüsselbrücke begehbar, die der Länge nach über den Wildbach geschlagen war. Dann schuf man dem Bach in einem Felstunnel seitlich der Klamm Platz. Das alte Bett des Wildbaches in der Schlucht wurde für eine Straße aufgeschüttet. Durch das Reißtal kommt man zum Rehboden und weiter zum Scheibwaldplateau der Rax. Dort errichtete Hubmer eine mit Pferden betriebene Bahn. Wagen und Geleise waren aus Holz. An diesen Bahngraben (fälschlich als „Eisenbahngraben“ bezeichnet) erinnern Einsenkungen im Boden der ehemaligen Bahntrasse bei der verfallenen Hasenhütte in der Nähe der aufgelassenen Zikafahlalm. Man sieht deutlich die langen Einkerbungen im verwach-

senen Rasen. Es war eine einfache Konstruktion einer Schienenbahn zur Holzbeförderung. Mit kleinen Wagen, deren Räder in die hölzernen Schienen paßten, transportierten die Holzknechte große Mengen von Stämmen an die Riesen und auf diesen weiter in das Tal.

Damals waren für den Bedarf Wiens zahlreiche Arbeiter mit der Holzkohलगewinnung beschäftigt. Der Köhler und der Köhlbauer sind ausgestorbene Typen des Vor-alpenbereiches. Durch die Einführung der Steinkohle als Brennstoff verloren sie ihre Beschäftigung.

Da die Verstorbenen Naßwalds zur damaligen Zeit je nach Lage der Hütte zwei bis sechs Stunden weit auf den Schwarzaauer Friedhof gebracht werden mußten, bat Hubmer um die Erlaubnis, auf seine Kosten einen Gottesacker in Naßwald anlegen zu dürfen. Er wählte dazu einen flachen Hügel in der Nähe seines Raithofes zwischen der Prein und der Naß. „Er wolle noch im Tode die Scheiter rodeln hören!“

Hubmer war gebrechlich geworden. Bei Kleinzell wollte er, als es in einem rinnenden Holzgefloße rasch etwas zu tun gab, auf die dahinschießenden Scheiter springen, wie er es oft getan hatte. Er stürzte in das reißende Wasser und mußte von seinen Begleitern geborgen werden.

Um 1830 konnte man noch dem Patriarchen mit dem langen, silberweißen Haar begegnen, der auf einem kleinen Gebirgspferd zu den Arbeitsstellen ritt.

1833 starb der Friedensheld Georg Hubmer im Alter von 78 Jahren im Raithof, in dem er so lange gewohnt hatte, und worin von seiner Familie noch lange ein gastliches Haus geführt wurde. Bei seinem Tod waren ihm 500 Holzknechte dienstbar. Er war der erste Tote, der auf dem neuen Friedhof bestattet wurde. Mit ihm nimmt die Geschichte der Gründung von Naßwald ein Ende. Wir lesen auf seinem schönen Grabmal, das zu den Scheibwaldabstürzen der Rax schaut:

Ruhe sanft von Deines Tagwerks Last und Hitze!
 Ob auch Deine Hülle modert,
 bleibt doch Dein Name
 unvergeßlich und theuer allen,
 denen Du Vater, Freund, Tröster, Ratgeber warst.
 Unauslöschlich in diesem Thale
 eingegraben in des Berges Tiefen,
 geschrieben in den Wäldern rings umher!
 Und segnend, dankend ruft einst
 noch der Enkel Stimme:
 Hier ruht

Georg Hubmer

geb. den 11. April 1755
 gest. den 22. März 1833

Matth. 2/21

Von seinen Söhnen Johann und Josef sind uns Werkszeichnungen aus seinen Lebzeiten erhalten geblieben. Er bemühte sich mit seinem Sohn Josef, die zeitraubende Arbeit des Schindelmachens einer Maschine zu übertragen. Eine solche Schindelschneidemaschine zeigt uns eine kolorierte Federzeichnung Josef Hubmers vom Oktober 1830. Johann Hubmer, der andere Sohn, zeichnete am 20. Jänner 1827 in Naßwald den Bauplan einer „Brettermühle samt Wasserwehre“. Unter anderem blieb aus dem Nachlaß Hubmers auch die farbige Federzeichnung Johanns, „Stirnrad und Spindel einer Sägemühle“, erhalten.

Das Wirtshaus Oberhof in Naßwald gehörte Hubmers Schwiegersohn Karl Fürchtegott Tillisch (gestorben 1835). Tillisch führte eine Gaststätte, in welcher der Wanderer in der Fremdenstube nicht nur ausgestopfte Tiere der Umgebung, sondern auch einen Schrank voller Bücher bewundern konnte. Man fand in dem Bücherkasten Terentius ebenso wie das Reisebuch des Pallas aus Rußland. In der damaligen Zeit — dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts — ein in Wirtshäusern seltener Luxus.

Im Jahr 1840 erhöhten die Erben Hubmers, die „Schwemmgesellschafter“, wie sie sich nannten, den Oberhof um ein Stockwerk. 1842 wurde dann die Kirche in neuer Form hergestellt. Seit 1849 gehört die evangelische Pfarre Naßwald nach Wien, das durch die Erbauung der Eisenbahn Wien—Raab, die bis Gloggnitz führte, leichter erreichbar wurde.

Als die höher gelegenen Wälder am Gscheidl abgeholzt waren, erbauten die Schwemmgesellschafter in den Jahren 1852 bis 1853 den „zweiten Durchschlag“, um Brot zu schaffen. Trotzdem zogen um die Mitte des Jahrhunderts viele Naßwalder Familien wegen Arbeitsmangels aus dem Tal fort. So wurden im Jahre 1867 im Reißtal allein 17 Häuser abgerissen.

Die Hubmerschen Erben lösten 1855 ihren Vertrag mit dem Grafen Hoyos. Die vom Kaiser 1848 gewährten Ablösungsrechte der Grundsassen wurden nicht in juristisch eindeutiger Weise gewährt. Vielleicht konnten sie auch aus der Natur des Vertrages mit dem Fideikommißgute nicht gewährt werden. Daraus ergab sich, daß das Baumaterial, aus dem gebaut worden war, wohl den Bewohnern des Hauses gehörte, der Grund aber nicht. Drückende Bestimmungen erzwangen ein unfreies Dasein. Das gräfliche „Waldamt“ konnte sogar binnen drei Monaten Siedler „kündigen“. Man bezeichnete diesen Vorgang, der öfters durchgeführt wurde und sicherlich auch dazu beitrug, daß viele Naßwalder ihre Heimat verließen, als „Abstiften“.

Hauptmann Franz Freiherr von Augustin schilderte 1840 in seinem Werk „Streifzüge durch die Norischen Alpen“ das Leben und die Arbeit der Holzknechte in Naßwald. Er schilderte ihre Sagen, Trachten und Arbeitsweise. Augustin ist der erste literarische Schilderer des Gebietes.

Dr. F. C. Weidmann ist der nächste, der über Hubmer schreibt. Im Buch „Die Alpengegenden Niederösterreichs und in Obersteiermark“ (3. Auflage, Wien 1855) erzählt er von der Persönlichkeit Hubmers.

Im Jahre 1854 wurde am Heufuß bei Naßwald der letzte Wolf der Rax erlegt. Er ist als nicht ganz geglücktes Stopfpräparat im Heimatmuseum Reichenau zu sehen.

Damals wurde in Naßwald viermal im Jahr Gottesdienst gehalten. 1857 kam Rudolf Arthaber, ein wohlhabender Wiener, nach Naßwald. Er wurde durch den einfachen Gottesdienst des Waldschullehrers in der armen Gemeinde tief gerührt. Arthaber half dann Naßwald tatkräftig. Auch der Gustav-Adolf-Verein unterstützte die evangelische Kirche Naßwalds. Arthaber spendete drei Stahlglocken. Beim Reformationsfest im Oktober 1858 wurden dann „Glaube“, „Hoffnung“ und „Liebe“, wie die Glocken getauft wurden, feierlich eingeweiht.

Auch ein Verein, die „Gesellschaft Naßwalder“, entstand in Wien. Kaufmann Streb aus Wien VII war der Gründer der „Naßwalder“, die sich Verdienste um die Förderung der Waldgemeinde erwarben. In einem Denkstein in Naßwald wurden von 1861 an die Daten der jährlichen Vereinsbesuche in dem schönen Gebiet am Fuße der Rax eingeschlagen.

1867 schrieb Dr. August Silberstein über Holzknechtarbeiten in der „Illustrierten Welt“. Am 28. Februar 1868 hielt Silberstein im Verein für Landeskunde in Wien und einige Wochen später im Verein „Naßwalder“ den Vortrag: „Land und Leute im Naßwald! Colonie protestantischer Holzknechte in den österreichischen Alpen.“ Der Vortrag schien noch im selben Jahr als 72 Seiten starke Broschüre im Verlag Braumüller, Wien. Silberstein, der auch Autor des Buches „Dorfschwalben, Geschichten aus

Österreich“ (1862) ist, benützte Motive aus dem Volksleben als Stoff für seine schriftstellerischen Arbeiten. Naßwalds Geschick und Volkscharakter gaben diesem Freund Roseggers und Mitarbeiter der Gartenlaube reiches Material. Silberstein liebte diese Landschaft so sehr, daß er auf dem Naßwalder Friedhof zur letzten Ruhe bestattet werden wollte. Er überlieferte uns auch das zur Zeit Hubmers entstandene Naßwalder Lied:

Ein Naßwalder is' hold
A lustiger Bur,
Er arbeit wohl fest,
Aber er singt dazur.

Und wenn er auf d' Nacht
In der Hütten kann sein,
Beim Bossenkochen,
da juchezt er drein.

Der Naßwalder Holz knecht
Der kann ah ganz fein,
Denn wann er's nit kann
Und is' eingsprengt nit drein,

So is' er koan Holz knecht,
I sag's, und ich wett,
Sein Dirndl, sein Dirndl,
Die mag ihn aft net.

S' Schwagengehn, das is' hold
'n Holz knecht sein Freud,
koan Berg is' ihm z' hoch,
koan Weg is' ihm z' weit.

Und wann er aft gleim
Bei der Schwagerin is',
Da singt er und dudelt,
Da juchezt er gwiß.

Drum gehn wir so gern
Auf d' Alm und in Wald,
Und singen, daß schön
Umanander oft haltt.

Und sagt ah 'n Leuten
Unser Singen nit zu,
So singen wir halt
'n Bäumen was vur!

In Wien lebt ein Urenkel Hubmers, der bereits erwähnte Professor Richard Schenner, in dessen Besitz sich noch mehrere Skizzen befinden, die der Patriarch Naßwalds von seinen Söhnen in den Jahren nach 1808 zeichnen ließ.

Der letzte Schilderer Naßwalds war Ottokar Janetschek (gest. 1963). In dem Roman „Der Raxkönig“ (Wien 1925, mehrere Auflagen) schildert er Georg Hubmer, den er in dichterischer Gestaltung populär gemacht hat. Es ist interessant, daß ein großer Teil des „Raxkönigs“ in Hirschwang am Fuße der Rax, im Gasthof Fink entstanden ist. Janetschek wohnte dort längere Zeit (nach Mitteilung von Rudolf Wallner, Hirschwang).

Heute hat Naßwald fast 500 Einwohner und ist eine gern besuchte Sommerfrische geworden. Seine Höhe von 710 Metern, seine Lage am Zusammenfluß des Reißtalbaches und des Wasseralmbaches zwischen den Steilhängen der Rax, der Schneealpe und des Großen Sonnleitsteins läßt seine Beliebtheit verstehen. Als spät besiedeltes Waldgebiet mit etwas Grünlandwirtschaft für den geringen Viehbestand schenkt es auch heute noch Einsamkeit und freundliche Stille. Zahlreiche Wiener Ausflügler finden ihr sonntägliches Fahrtziel beim Binderwirt im hintersten Tal.

Der alte Rudolf Binder (geb. 21. November 1862) ist ebenfalls eine markante Persönlichkeit Naßwalds gewesen. Durch 75 Jahre lebte er in seinem „Binderwirtshaus“. In seiner Jugend hatte er einen zweistündigen Schulweg, der auch bei Tiefschnee gemacht werden mußte. Binder war beim Grafen Hoyos und beim Bau der ersten Wiener Hochquellenleitung beschäftigt. Von seiner Mutter übernahm er das kleine Gasthaus unter den Kahlmäuern der Rax. Er war mit dem berühmten Raxführer Daniel Innthaler verwandt. 1904 barg er gemeinsam mit seinem Schwager Innthaler die Leiche des am Innthalerband der Kahlmauer zu Tode gestürzten Präsidenten des Österreichischen Touristenklubs, Dr. Rudolf Spannagl.

Für diese und für andere Bergungen, die er oft mit seinem Schwager durchführte, erhielt er im Jahre 1923 vom Deutschen und Österreichischen Alpenverein das Ehren-

zeichen für Rettung aus Bergnot. 1936 wurde er für seine 40jährige Tätigkeit als Leiter der „Meldestelle Binderwirt“ für seine aufopfernde Tätigkeit bei der Rettung von Bergsteigern aus Bergnot vom Alpenverein durch eine Ehrenurkunde ausgezeichnet. An seinem Grab sprach für die Sektion Reichenau des Alpenvereins Hans von Haid.

Von den einst so ungeheuren Urwäldern im Bereich der Wiener Hausberge ist wenig erhalten geblieben. Vom Cerwald (Semmering, Rax) finden wir keinen Rest, vom Neuwald (Oberstes Mürztal) ist noch eine Parzelle in der Nähe der Zeilersteig und — leider — eine Autostraße. Im Bereich der Rothschild'schen Domäne Langau in Niederösterreich ist das eindrucksvolle Urwaldareal des Rothwaldes geschont worden. Es ist dies der „Große“ und der „Kleine Urwald“, die mitsammen 276 Hektar bedecken und den Kern eines 600 Hektar großen Naturschutzgebietes bilden. Dieser Urwaldrest reicht bis zum Gipfel des Dürrensteins (1878 Meter). Wir finden darin Rotbuchen bis zum Alter von 300 Jahren, Tannen und Fichten, die seit 500 Jahren den Stürmen widerstehen.

„Ich bin ein armer Exulant, also muß
ich mich schreiben. Man tut mich aus
dem Vaterland um Gottes Wort vertreiben.“
(Josef Schaitberger, 1658 bis 1733)

Schrifttum:

Außer den im Aufsatz zitierten Werken wurde verwendet:

„Die evangelische Gemeinde im Naßwald“ (in „Illustrierte Zeitung“, Leipzig, vom 26. Dezember 1868).

Kurze Geschichte der evangelischen Gemeinde Naßwald, NÖ. (ohne Autor und Jahr).

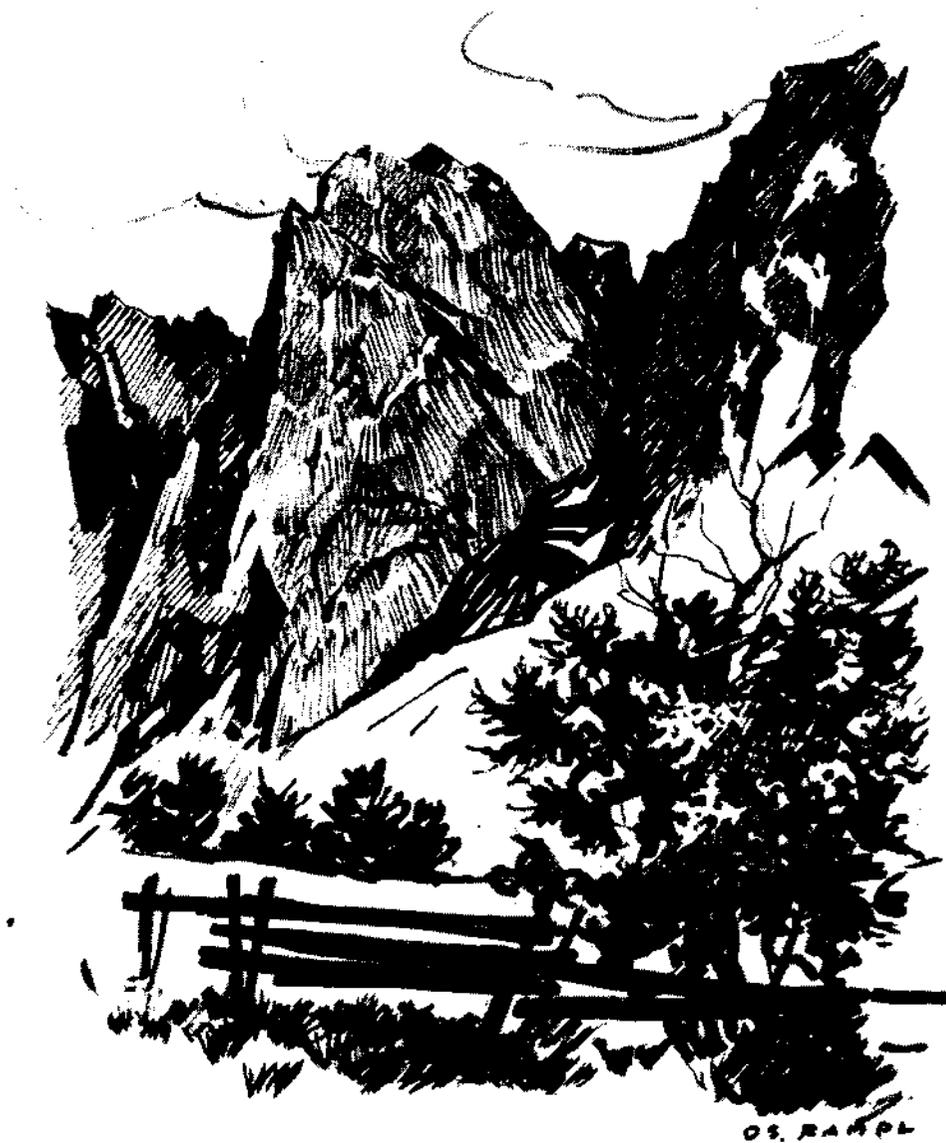
Holzgewinnung im Naßwald (Illustrierte Zeitung, Nr. 188/1847).

Pap, J. R.: Heimatbuch der Gemeinde Reichenau. I. Teil Geschichte.

Schmidt, Leopold: Geschichte der österreichischen Volkskunde (Wien, 1951).

Katalog der Biedermeieraussstellung — Friedrich Gauermann und seine Zeit — 1962.

Ergänzend verweisen wir auf den im Jahrbuch 1965, Seite 140/141, beim Beitrag „Der Semmering und das Stuhleck“, ausführlich gegebenen Literaturnachweis.



KLEINE HALT IM KAISERGEBIRGE
Zeichnung von Oswald Rampl

Aus meinem Bergsteigerleben

FRANZ NIEBERL

Ein ehrenvoller Auftrag ist an mich ergangen: ich soll einen Beitrag für das Alpenvereinsjahrbuch 1967 bringen, und zwar nicht etwa über irgendwelche größere Bergfahrten berichten, sondern über zusammenhanglose, kleine, aber bemerkenswerte Ereignisse aus meinem Bergsteigerleben.

Ich dachte nach. Diese Art eines Bergsteigerberichtes stellt ja eigentlich einen Einbruch in den geradezu feierlichen Ernst des Schriftgebäudes dar, das von jeher die Jahrbücher ausgezeichnet hat, wo bekanntlich Forschergeist und Berichte großer Bergfahrten vorherrschten. Ich möchte die Verantwortung des Einbruchs in diesen Brauch nicht gern allein tragen, sondern mindestens einen Teil davon dem Alpenverein überlassen, der einen Beitrag der oben erwähnten Eigenart wünschte. Dabei will ich nicht verhehlen, daß den „Alten vom Berg“ der gegebene Auftrag doch auch hoch erfreut hat.

Im alpinen Schrifttum habe ich das meiste schon niedergelegt, was dem Auftrag entspricht, und zwar in meinem längst vergriffenen Erlebnishuch „Erlebtes und Erdachtes“ und in der Österreichischen Alpenzeitung des ÖAK Wien. Darauf muß ich natürlich zurückgreifen, und ich habe dafür die Erlaubnis der beiden Schriftleitungen sofort erhalten. Freilich könnte ich solche Ereignisse auch erfinden und schwungvoll ausschmücken, — aber dem heiligen Bernhard sei Dank — diese „Tatsachenberichte“ nach Art der Magazine sind mir so gründlich verhaßt wie dem Teufel das Weihwasser. Darum sei das Folgende so gebracht, wie es wirklich sich ereignet hat, denn auch beim Schreiben soll der Bergsteiger des schönen Wortes unseres K u g y eingedenk bleiben:

„Die beste Tugend des Bergsteigers ist die Bescheidenheit. Die Berge sind ja so groß und langmütig. Sie dulden so vieles. Gar mancher Sieg, der menschliche Energie und Geschicklichkeit ins hellste Licht zu rücken scheint, ist trotz allem ihrem Wohlwollen zu danken.“

Mein erster Berg, ein Pfeiler der Erinnerung

Erinnerung! Du trostvolles, lichtumkränzttes, versöhnendes Wort! Wie gerne wandle ich in deinem Schutz und Schirm zurück in die Zeiten froher Kindertage, da Mutters Sorge mich umspann, da Vaters Hand mich führte durch der Heimat Flur und Wald! Wie unsäglich arm wäre der Mensch, wie nichtig jedes wenn auch noch so bedeutsame Erleben, schwändest du mit einem Male aus Hirn und Herz des Menschen! Sei ein Erlebnis noch so freudiger Art, habe es dich an Grabes Rand geführt: in der Erinnerung erst wird es bedeutend, wird es schön, wird es Freude, Versöhnung, Dankbarkeit auslösen.

Wie gewaltige Brückenpfeiler, zwischen denen sich die Bögen der Lebensabschnitte aus früher, märchendurchflochtener Kinderzeit bis zur nüchternen Gegenwart des reifen Mannesalters spannen, stehen einzelne Erlebnisse, fest, unerschütterlich, ob sie des Kindes Hand in lächelndem Spiel aus Lehm geformt, ob sie des Mannes Geist aus mächtigen Granitquadern gefügt: sie tragen alle mit gleicher Kraft die Lebensbrücke, über die der

Erinnerung Rad unermüdlich zurück und wieder vorwärts rollt. Ein solcher Pfeiler sei im Bau geschildert.

Lebende Feuerfünkchen zitterten durch Baum und Strauch eines Wirtsgärtleins am Fuß des Herzogstandes. Der Frösche Läuten im hohen Ried, der Sterne Gefunkel, die laue Sommernacht, deren Lüftchen in den Kastanienkronen leise durchs Geäst strichen, sie wirkten auf den wilden Knaben zwischen zwei Männern an einem Tisch mit zauberischer Gewalt. Und Zauberers Kraft war notwendig; ohne sie wäre er in seinem Jugendtatendrang sicher nicht eine Minute lang still gesessen, denn Quecksilber war eine träge Masse im Vergleich zu dem noch nicht der Volksschule entwachsenen Bürschchen.

Was hatte der Vater doch dem aufhorchenden Jungen gekündet: „Morgen gehen wir auf den Herzogstand. Das ist ein schöner Berg. Da kannst du einmal weit in die Welt hinausschauen.“

Ein Berg! Was ist das? Es mußte etwas Schönes, Großes sein, weil sich der Vater und sein Freund so sehr darauf freuten. Vom Petersturm der alten Münchnerstadt hatte der Junge schon einmal hinausgelugt in die Lande. Das straßendurchschnittene Häusergewirr hatte ihn zunächst beschäftigt. Dann lenkte Vaters Wort den Blick in die Ferne, wo seltsames Gezack, da dunkel, dort weißleuchtend, in der klaren Herbstluft aufragte. Das seien Berge, viel höher als der Petersturm, höher als alles ringsum bei der Stadt. Die seien so schön, daß ihr Besuch Lohn werden sollte dem fleißigen Schüler. Der Knabe war ein fleißiger Schüler, damals sogar ein Musterschüler, was sich später allerdings etwas geändert haben soll. Deswegen freute er sich auf den Tag, der ihm das erstmal in der Nähe zeigen sollte, was wie ein unregelmäßiger Zaun am Ende der sichtbaren Welt zu hängen schien — das Alpenland. Und heute war der Vorabend des Tages, der ihn hinaufführen sollte auf eine der Höhen, die ihn beim Hineinfahren ins begrünte Voralpengebiet so gewaltig ans Fenster des Eisenbahnwagens gezwungen, daß er sogar das schönste Butterbrot unbeachtet gelassen hatte, daß er nach wenigen neugierigen Fragen ganz still geworden war. Da hinauf! Das war ja viel höher und gefährlicher als der Hügel des Monopteros im Englischen Garten, wo man so schön im Gras abwärtsrollen konnte — wenn's der Schutzmann nicht sah. Das war wirklich höher als Münchens Kirchtürme, höher als das Riesenweib Bavaria. Das Gefühl, gemischt aus Verlangen und Furcht, das die meisten wohl überkommt beim ersten Anblick der Berge, das bald niederdrückend, bald himmelwärts ziehend wirkt, es hatte auch den Jungen gepackt. Im Wirtsgärtchen zu Walchensee, da war der wilde Knabe zahm geworden. Der Berg hatte das Wunder vollbracht.

Der im Bannkreis der Berge ruhig gewordene Wildling war ich. Lange Zeit ist seit jenem Abend verflossen. Achtzig Jahre liegen dazwischen, da ich dies niederschreibe, aber an vieles erinnere ich mich so genau, als sei es gestern geschehen.

Ein Morgen „aus Samt und Seide“. Zunächst führte uns eine breite Fahrstraße sacht bergan. Im Wald gab's steilere, aber gute Pfade. Heute fragte ich den Vater nicht nach den Stimmen der Vögel, jagte keinem bunten Falter nach. Ich pflegte ja sonst den Weg wie ein suchender Jagdhund dreimal zurückzulegen. Das hätte ich heute auch ohne väterliches Verbot unterlassen; der Berg, der Herzogstand, „lastete mir im Gemüt“. Ich weiß noch, daß wir durch einen frischen Holzschlag wanderten, wo sich die Holzknechte im Schutze eines ungeheuren Windwurfes ein Rindenhüttchen gebaut hatten, das mir weit feiner schien als unsere Stadtwohnung in der Schellingstraße. Auch an einer echten Alm kamen wir vorüber, wo Kühe und Schweine meine Aufmerksamkeit nicht weniger erregten als die frische Milch, die ich bekam. Ich wollte sofort Senner werden. Mein Vater meinte lächelnd, dazu sei ich noch zu klein. Sein Freund wollte mir Abneigung gegen den in der Zeit von wenigen Minuten liebgewonnenen Beruf einflößen durch Hinweis auf des Senners schmutziges Hemd und auf die Bösartigkeit der Stiere. Das erstere ließ mich völlig gleichgültig. Das zweite hatte zur Folge, daß ich jede mich anglotzende Kuh für einen Stier hielt, ohne mich aber davor zu fürchten. Ich habe

mich überhaupt in meinem Leben vor keinem Tier gefürchtet; mich hat auch nie vor einem solchen ein Grausen erfaßt. Ich habe Regenwürmer, Nacktschnecken, Kröten liebevoll in der Hand spazierengetragen und immer nur das Schöne daran gesehen, ohne begreifen zu können, daß es Leute gibt, die so etwas mit rohem Tritt vernichten oder kreischend davor fliehen.

Weiter oben wollte ich die Schlangenwindungen des Weges zählen. Meine schwachentwickelte mathematische Anlage, die mir dann an Mittel- und Hochschule manchen Streich spielte, ließ das nicht zu. So stieg ich Schritt für Schritt die obersten kahlen Hänge hinan. Hier und da wollte ich wohl etwas „abkürzen“, besonders eine Alpenrose — meine erste — zu pflücken. Das wurde mir streng verboten, da es gefährlich sei. Was wissen neun Lebensjahre von Gefahr? Meinen kleinen Bergstock, eine echte Alpenstange, mußte ich immer hübsch bergwärts einsetzen, obwohl es sonst so viel zu sehen gab: zur Linken die felsigen Zacken, zur Rechten in der Tiefe die Alm, rundum Almrosen, Latschen. Aber mein Vater ließ mir eine so eindringliche Belehrung über das Schicksal des Hans-guck-in-die-Luft aus dem berühmten Struwelpeterbuch zuteil werden, daß ich gern folgte. Der Sorgenbann, in dem ich seit gestern gelebt, wich mehr und mehr von mir. Ich konnte ja überall gehen; die entsetzliche Steilheit legte sich überall zurück, die dem Kind unfaßbare Höhe schrumpfte zusammen, und in der letzten halben Stunde habe ich gewiß keine Beklemmung mehr gefühlt, weil die schlimmen Erwartungen im Bergessonnenschein wie Rauch zerflatterten.

Ohne daß es mir eigentlich zum Bewußtsein kam, waren wir oben. Bei einem starken Holzpfehl, der in einem Steinhäufen stak, setzten sich die zwei Erwachsenen nieder. Ich dachte nicht daran; ich blieb stehen und schaute, schaute, schaute.

Zum allerersten Male an einem herrlichen Tag auf einem Berg. Zum allerersten Male in die Ferne, zu Tal zu schauen von Bergeshöh' aus — ich weiß nicht, ob das nicht das größte Erleben in meinem langjährigen, vielgestaltigen Bergleben war. Bestimmt habe ich niemals reiner und ungetrübter echtes „Gipfelglück“ eingesogen. Ich sah Sonnenauf- und -untergang von der höchsten Menschengedehle Europas; ich kam nach schweren, im Vollbewußtsein des Könnens durchgeführten Klettereien, nach müheloser Schiwanderung auf den Gipfel; ich habe nie mehr des Schönen gesehen, nie mehr des Gewaltigen ins Gemüt aufgenommen als da oben auf bescheidener Voralpenhöhe. Die Seenspiegel im Tal, die Berge im Süden, die seh' ich heute noch, wie ich sie sah vor vielen Jahrzehnten.

Erst auf eindringliche Mahnung hin dachte ich ans Essen und Trinken; niedersetzen wollte ich mich überhaupt nicht. Ich fragte meinen Vater, ob man noch höher steigen könne, und ob es da noch schöner sei als hier. Er lächelte und sagte: „O ja! Man kann noch viel höher steigen, aber ob es schöner ist, kann man nicht sagen; es kommt alles auf die Augen an, mit denen man sieht.“ Dem Sinn nach hab' ich das damals nicht verstanden.

Berggefährten

Berggefährten, Kameraden vom Berg, habe ich natürlich viele gehabt in meinem Leben. Es ist kaum einer darunter, an den ich nicht gern zurückdächte. Eine ganze Anzahl sind mir liebe und getreue Kameraden und Freunde gewesen; ein paar sind es zum Glück noch. Zwei seien herausgegriffen aus der langen Reihe.

1910 ist ein neuer Stern am Kletterhimmel über dem Stripsenjoch aufgegangen: *Hans Dülfer*. Ich hörte Dinge über ihn, die mir zunächst nur ein heftiges „Schütteln des Kopfes“ erweckten. Besonders Quergänge an völlig glatten Platten, eine ganz neue Abseilart und Pendeln, um zu einem Standplatz zu gelangen, der erreicht werden mußte, sollte ein Weitergang nicht unmöglich werden, wurden mir als die neuen Erfindungen gemeldet und gepriesen. Ich dachte mir, das ist wohl einer der falschen Propheten, wie jener

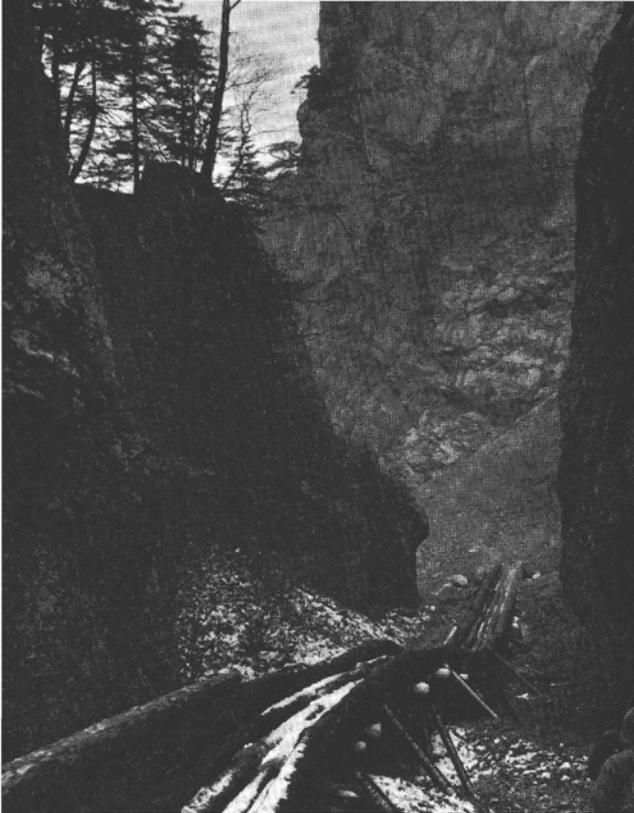
Deutscher Amerikaner, der mir in Zermatt die Überzeugung beibringen wollte, daß Griffe von unten mit dem Lasso einzufangen seien, und er hatte auch wirklich eine sehr beachtliche Übung im Gebrauch der Wurfsclinge.

Ich kam von einer Bergfahrt am frühen Nachmittag aufs Stripsenjoch zurück und erfuhr, daß der neue Stern eben mit ein paar Bergsteigern in der Gegend des nachher recht bekannt gewordenen „U“ Unterricht erteile. Spornstreichs lief ich an den Ort und sah da einen schwächlichen, jungen Menschen mit einem langen, einseitigen Haarschopf gerade bei einem Seilquergang beschäftigt. Ehrliches Erstaunen meinerseits und noch weit mehr Erstaunen, als er mir dann noch dazu den ganzen Vorgang mathematisch-physikalisch untermauerte. Das verstand ich als ganz schlechter Mathematiker nicht, aber die Wirklichkeit der Tatsachen war nicht zu bestreiten. Da der junge Mann ebenso bescheiden wie zuversichtlich auftrat, wurde ich bald mit ihm, wie man sagt, warm. Freilich konnte ich mich mit seinem Grundsatz: „Was bisher als unmöglich betrachtet wurde, muß mit Hilfsmitteln möglich gemacht werden“, nicht befreunden, besonders der ausgiebige Gebrauch des Mauerhakens gefiel mir nicht, aber die Zielstrebigkeit und den Ausbau seiner Technik mußte ich bewundern. Ich habe ihm sogar selbst den Vorschlag gemacht, gemeinsam mit noch zwei Kufsteinern die Nordwand der Kleinen Halt anzugehen, an deren Schlüsselstelle, einem großen Überhang, bisher jeder Versuch gescheitert war. Ich sah da den jungen Kletterkönig am Werk und konnte mich von seiner ruhig überlegenen Art und seiner geradezu künstlerisch angehauchten Technik überzeugen.

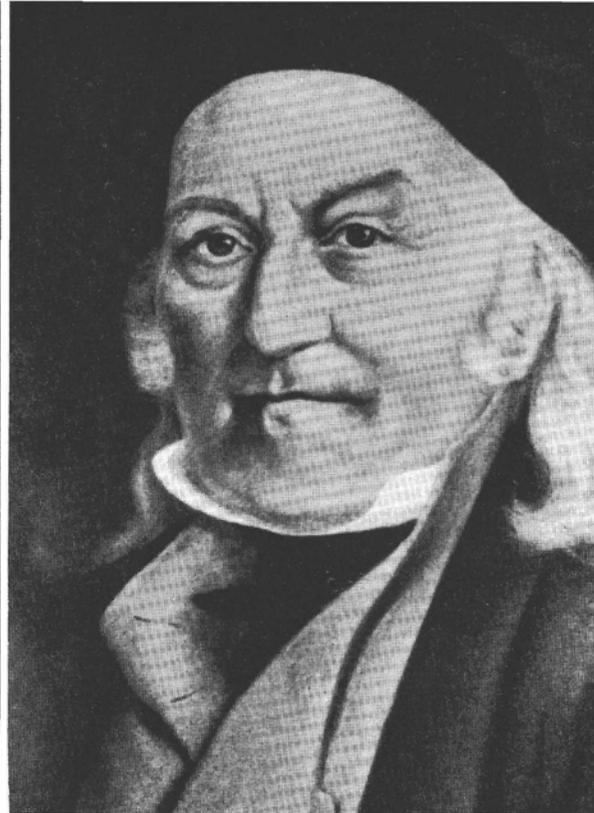
Daß der Hans aber nicht nur eine einmalige Klettererscheinung, sondern auch ein feinfühligere Mensch, ein Kamerad bester Art war, das bewies er mir in schwerer Zeit, als meine erste Frau in ganz jungen Jahren aus dem Dasein scheiden mußte. Abend für Abend holte er mich ab, und in seiner Bude beim Huberbauern in Sparchen verbrachte ich mit ihm und seiner treuen Tourengefährtin Hanne Franz bei guter Musik und geistig anregender Unterhaltung Stunden wahrer Erholung.

Ich stand tief erschüttert an seinem Grab in einem Soldatenfriedhof bei Arras; ein altes, verdorrtes Edelweiß, das ich in meiner Brieftasche bei mir trug, legte ich ihm auf den Stahlhelm.

Bei schlechtem Wetter, von einem mißglückten Versuch auf die Südlenspitze zurückkehrend, betrat ich mit meinen Tourengefährten *Schlemmer* und *Zettler* die Mischabelhütte. Aus einer Ecke der gut besetzten Gaststube hörte ich den gar nicht leisen Ausruf, der mich wegen der vielen Zuhörer in Verlegenheit brachte: „Das muß der Nieberl sein.“ Einen Augenblick wollte ich mich ärgern, doch als ich in die dunklen, freudig leuchtenden Augen einer braungebrannten, kleinen, aber stämmigen Frau sah, da kam mir die Erleuchtung in Erinnerung an Bild und Schrift der zweifellos besten Bergsteigerin deutscher Zunge ihrer Zeit. „Grüß Gott, Frau Noll!“ Daß ich diese berühmte Alpinistin — ihr Mädchenname war *Hasenclever*, ihr Lehrmeister *Alexander Burgener* — so wider alle Erwartung kennenlernen durfte, steht mir heute noch in unauslöschlicher Erinnerung. Und wie ich sie in den folgenden Tagen noch kennenlernte! An einem strahlenden Tag stand ich mit ihr auf Strahlhorn und Rimpfischhorn, an einem ebenso schönen, aber windumrausten Tag erkletterte ich mit ihr das Zinalrothorn über den Triftgrat, eine großzügige Fahrt, eine der schönsten überhaupt in den Westalpen — Aufbruch 11 Uhr nachts, Rückkehr nach Zermatt genau 24 Stunden später, die Rasten haben zusammen kaum zwei Stunden betragen. Und als ich einmal von Findeln mit ihr nach Zermatt abstieg — *Zettler* und *Schlemmer* waren vorausgegangen —, da enthüllte mir diese seltene Frau das Bild einer so herzensguten, treubesorgten Gattin und Mutter, daß ich allen denen, die behaupten, schweres Bergsteigen und Familienglück lassen sich nicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen, mit Frau Noll-Hasenclever in überzeugender Weise das Gegenteil beweisen kann. Und hatte sie im Hotel das schwere Rüstzeug und Berggewand abgelegt, saß sie eine Stunde später zu Tisch im Speisesaal zwischen Mann



Holzriese im Schneeberggebiet (Eng)

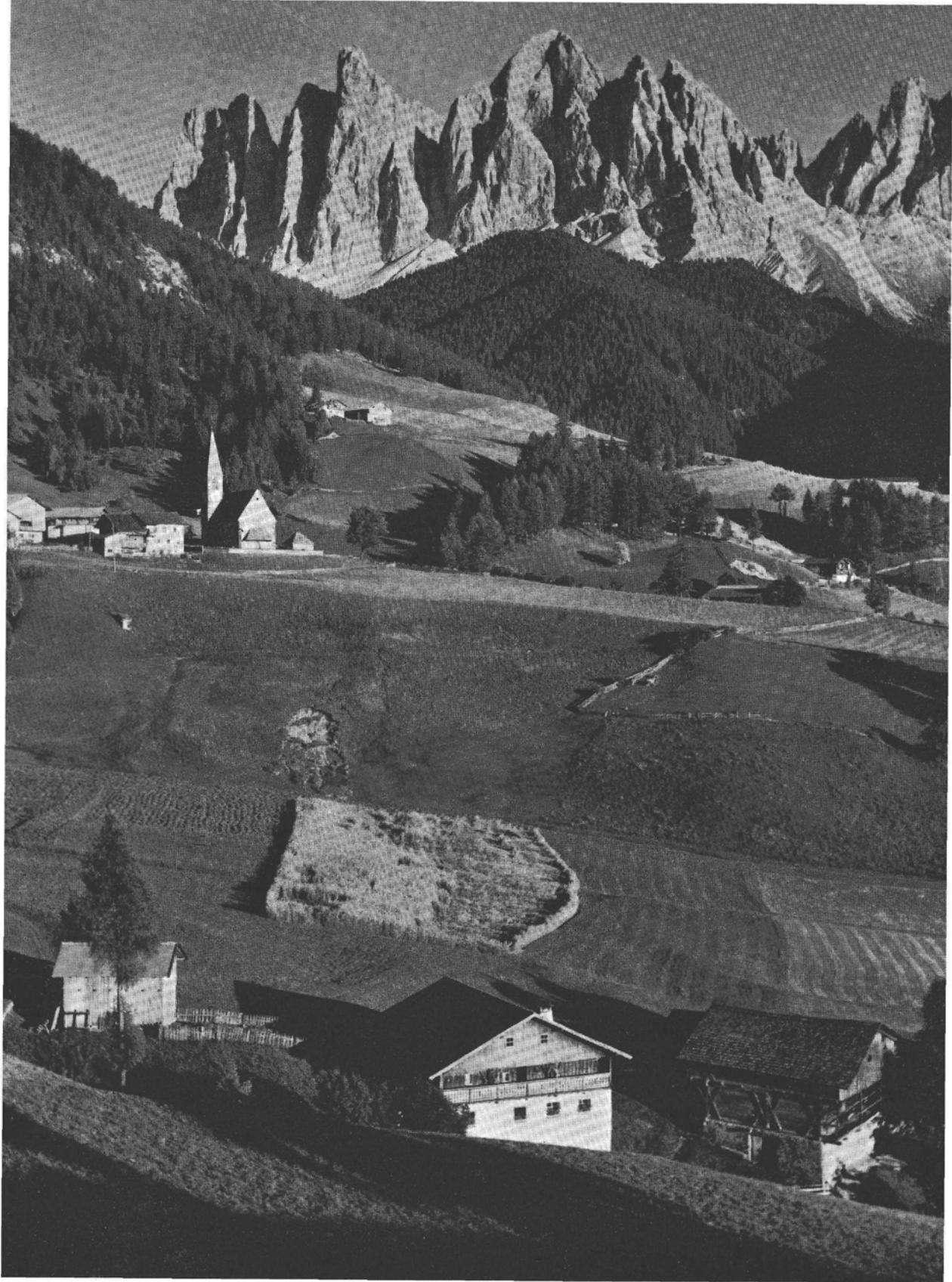


Georg Hubmer

Evangelische Kirche in Naßwald (Alle Aufn. Karl Kolar, Wien)

Tafel XI





St. Magdalena in Villnöß mit Geislerspitzen (Aufn. E. Fuchs-Hauffen, Überlingen)

und Töchterlein, ganz Dame der großen Welt, ohne deren unangenehme Begleiterscheinungen.

Das Zinalrothorn war ihre letzte, glückliche Bergfahrt. Sie erwartete in diesen Tagen die Ankunft *Hans Pfanns* — der Nordgrat des Weißhorns stand auf dem Wunschzettel —, sie ist von dieser Fahrt als stiller Gast nach Zermatt zurückgekehrt; sie ruht dort im Schatten des Matterhorns.

Begegnungen

Unter den Bergsteigern, die mir begegnet sind im Laufe der Jahre, ohne mir Gefährten, Begleiter zu sein, waren einige, die mir ganz besonders im Gedächtnis haften geblieben sind. Ich will auch von denen, die meine Bergwege gekreuzt haben, ein paar aus der Vergangenheit herausholen. Es sind — leider — Erinnerungen an Tote.

Da war zum Beispiel *E. G. Lammer*. Diesem eigenwilligen Feuerkopf im Silberhaar begegnete ich im Vortragssaal zu Innsbruck. Er las aus seinem reichen Erinnerungsschatz vor und hielt dazwischen immer wieder scharfzüngige Erörterung über Mensch und Berg. Auf das Vortragspult, zu dem einige Stufen vom Podium führten, stürmte er mit wirklich jugendhaftem Schwung empor, mit hastigen, ruckweisen Bewegungen schlug er das Manuskript auseinander, und dann begann er, anfangs fast mit sich überstürzenden Worten, bald etwas ruhigeren Tones, um sich gegen das Ende jedes Abschnittes wieder in Wort und Gebärde ins Lebhaftere zu steigern. Er hatte großen und auch berechtigten Erfolg mit seinem wirklich fesselnden und in bestem Deutsch gesprochenen Vortrag; er hatte keine Lichtbilder.

Der Zufall fügte es, daß wir zur Heimkehr den gleichen Zug benützten; er hatte noch in München zu tun. Kaum saßen wir im Abteil, versuchte er mich zu überzeugen, daß meine Pfeife ein ebenso schädliches wie unkultiviertes Ding sei. Damit war ich begreiflicherweise nicht einverstanden. Dann kam das Gespräch natürlich auf Bergsteigen und Bergerleben, und er hielt mir einen regelrechten Vortrag über den hohen, ethischen Wert des Alleinganges. Da vermochte ich ihm überzeugungstreu beizupflichten, soweit es sich um Klettern im Fels handelte; das habe ich zeitweilig sehr gern getan, bin aber doch allzeit der Meinung gewesen, daß auch da das Wort: „Geteilte Freude ist doppelte Freude“ für mich immer Gültigkeit hat. Er sprach mit einem fanatischen Feuereifer vom Alleingang auf zerklüftetem Gletscher, hob die damit verbundene Nervenerprobung in den Himmel; dem widersprach ich, ich sagte ihm: ein gebranntes Kind fürchtet das Feuer, und deshalb habe ich größere Fahrten im Eis nur mehr zu dritt unternommen, seit ich die Erfahrung gemacht habe, daß es fast zur Unmöglichkeit werden kann, einen Gefährten allein aus Spaltennot zu bergen, wie es mir mit meinem Bruder Sepp am Rosegletscher ergangen war; der Prusikknoten war damals noch nicht erfunden. Aber das verfiel alles nicht bei meinem Widerpart, und auf dem Bahnhof in Kufstein verabschiedete er sich mit dem Wunsch, ich möge ihm doch glauben, daß es kein besseres Abwehrmittel gegen den giftigen Wurm „erbarmungswerte, aber nichtswürdige Feigheit“ gebe (seine eigenen Worte) als Kampfansage dem zu Unrecht gefürchteten, dem Kundigen bald zum vertrauten Freund werdenden Gletscher. — Ich bin froh und stolz, daß es mir vergönnt war, diesem Meister von Pickel, Feder und Wort auf meinem Lebensweg persönlich begegnet zu sein.

Da war im Kaiser einer, der den Ehrentitel „Kaiserpionier“ wirklich zu Recht trug; *Dr. Georg Lenchs*. Diesen Mann kannte ich natürlich gut, habe mich mit ihm oft und oft unterhalten und Briefe gewechselt. Er war mir wunderlicherweise nie Seilgefährte, und begegnet im Sinne des Wortes bin ich ihm nur einmal im Fels, aber an diese Begegnung hat er sich öfters gern erinnert, und auch mich überkommt behagliches Schmunzeln, gedenke ich jener Kaiserfahrt.

Am Kopftörl war es, eine der schönsten Erstbegehungen eben von Georg Leuchs. Ich war mit meinem Kameraden am 2. Turm angekommen und sah unten in der Scharte vor dem 3. Turm drei andere Bergsteiger, welche die Einstiegswand musterten. Schließlich nahm einer von ihnen ein kleines Buch aus dem Rucksack. Ich sah näher hin, das war ja der Dr. Leuchs! Aha! Er wollte in seinem von ihm selbst geschriebenen Führer nach dem Weiterweg forschen. Ich rief hinunter: „Unnötig, Herr Doktor! Stecken Sie das Buch nur ein; ich weiß den Weg auswendig!“ und begann in gehobenem, etwas belehrendem Ton:

„Von rechts nach links durch die Risse des plattigen Sockels, an seinem oberen Rand nach rechts an seine nördliche Kante, auf seinem Geröllband in die Nordwand hinaus zu einem breiten Spalt, der vom Gipfel einen östlichen Vorzacken abtrennt, und im Spalt durch einen der beiden Kamine usw. . . .“

Leuchs war kurzsichtig; er hat mich wohl an der Stimme erkannt, lachte herzlich und meinte: „Da kann ich freilich die gedruckte Beschreibung einstecken, wenn die lebendige zur Stelle ist.“

Nach einer Durchkletterung der Marmolatasüdwand mit Ostler mußte dieser heimfahren; ich hatte noch ein paar Tage Urlaub und nützte sie weidlich aus. Ich durchstieg die Ostwand der Rosengartenspitze durch das „Wiener Schnitzel“, überschritt die drei südlichen Vajolettürme und wechselte über den Grasleitenpaß zur gleichnamigen Hütte hinüber, um noch Grasleitenturm und -spitzen einzuheimsen.

Auf der Hütte gab's ziemlich viele Gäste; einer, ein Hamburger, flüsterte mir zu: „Da vorn, beim Fenster, sitzt der König von Sachsen.“ Den König hätte ihm wohl keiner angesehen; Bergsteiger nach Gewand und Gehaben, ziemlich lebhaft in Rede und Gebärde. Auch ich kam ins Gespräch mit ihm; das Woher und Wohin interessierte ihn. Schließlich bot er mir eine Zigarre an, die ich natürlich dankend annahm. Ich bin von jeher unter Kaiser und König ein loyaler Untertan gewesen; es ist mir unter Krone und Zepter nicht schlecht ergangen. Deshalb habe ich es auch abgelehnt, die Zigarre dem Hamburger abzutreten, der sie mir „zum Andenken“ abkaufen wollte. Wäre vielleicht nicht übel gewesen, hätte ich es getan; denn ich wäre beim Rauchen fast in meiner Königstreue wankend geworden; die Zigarre war das fürchterlichste Kraut, das mir jemals zwischen die Lippen gekommen war.

Auf dem Weg von der Griesener Alm zum Stripsenjoch kam ich unter dem Plattensturz der Steinernen Rinne an drei Bergsteigern vorüber, die voll Bewunderung zu diesen allerdings auch bewundernswerten Felsbildungen hinaufblickten. Auch ich verhielt kurze Zeit den Schritt und hörte den einen Touristen in etwas fremdakzentuierter Aussprache sagen: „Ja, es ist schon wahr, der Kaiser hat keine Guglia, aber die Dolomiten haben auch keinen Predigtstuhl.“ Auf dem Stripsenjoch erfuhr ich, daß ich wohl dem König von Belgien mit Führer Steger und Paula Wiesinger begegnet sein müsse. Das stimmte; die drei kamen bald nach mir aufs Joch, und ihr Empfang bestätigte mir die Richtigkeit dessen, was man mir vorher gesagt hatte.

Und einmal kam ich am Berg auch mit einem hohen geistlichen Würdenträger zusammen. Ich war mit einer Verwandten über die Ochselweidschneid zur Pyramidenspitze, der höchsten Erhebung des Zahmen Kaisers, hingestiegen. Da saßen schon zwei unter dem Kreuz, denen man die Zugehörigkeit zum geistlichen Stand wohl ansah. Da der eine davon einen auffallenden Ring am Finger trug, dachte ich mir, das müsse ein Kirchenfürst sein. Der plauderte so liebenswürdig und bescheiden von seinen Bergfahrten, daß er mir sofort sympathisch wurde; geradezu rührend war sein Bekenntnis zum Berg, „wo man ein gut Stück dem Herrgott näher sei als im Tal“. Schließlich fragte er mich, ob es keinen empfehlenswerten Abstieg von der Pyramidenspitze gebe; er wollte nicht gern den zum Aufstieg benützten Weg übers Plateau zur Rückkehr nehmen. Ich führte ihn den Winkelkarsteig hinunter nach Durchholzen; beim Blattwirt setzten wir uns zu geruhsamer Rast und Tiroler Rotem; der hohe Herr sagte beim Abschied: „Ich habe in

jungen Jahren einige Viertausender bestiegen; bis vor ein paar Jahren durfte ich mich noch an Dreitausender wagen; jetzt reicht es nur noch zu Zweitausendern. Aber jedenfalls will ich so lange zur Höhe, als es mir der Herrgott gestattet; jedes Obenstehen ist mir lieber als die Ebene der Gleichmäßigkeit im Tal.“ Zum Schluß gab er mir herzlich die Hand, sagte Dank für die Begleitung und verabschiedete sich mit den Worten: „Denken Sie gern an die paar Bergstunden zurück, die Sie dem Erzbischof von Bamberg gewidmet haben.“

Glückliche Augenblicke

Ich habe in meinem Buch „Erlebtes und Erdachtes“ ein Kapitel eingefügt: „Gefährliche Augenblicke.“ Gott sei Dank hatte ich deren verschwindend wenige gegenüber den vielen, vielen glücklichen, die mir meine Berge geschenkt. Da kann man schon nicht mehr von Augenblicken reden, das war fast ein Dauerzustand. Am besten hat das der alte Bergsteiger eingesehen. Und so mögen zwei dieser „Augenblicke“ noch einmal er stehen, die mir im hohen Alter noch die Gewißheit gaben: Der Berg hat dich als Getreuen gekannt; er vergilt dir Treue mit Treue.

Birkkarspitze. — Ein guter Freund brachte drei aus unserer Gemeinschaft vom dreifachen Edelweiß im Selbstfahrer durchs Karwendeltal bis unterhalb des Karwendelhauses; da verbrachten wir einen Klubabend in der Atmosphäre, die wir Bergsteiger schätzen und lieben. Und anderen Tags — ein strahlender Morgen war heraufgezogen —, da stieg ich mit lieben Gefährten hinauf ins Schlauchkar und zum Schlauchkarsattel; hatte ich mir doch gesagt: Na, Alter, wollen's doch versuchen, ob du noch Karwendelluft verträgst. Und der Alte vertrug sie, und er saß auf dem höchsten Haupt dieses ihm von jeher lieb und wert gewordenen Gebirges, tief ergriffen ob der oft erschauten Karwendelpracht; die Gefährten mochten wohl fühlen, was in mir vorging; sie überließen mich eine ganze Weile meinen Gedanken; leuchtende Augen, Händedrucke übernahmen die Rolle der Gipfelgespräche. Daß mir da droben Gedanken durch den Kopf gingen vom „Ehemals“ und von nächster Zukunft ist verständlich; aber lichtumwobene Erinnerung und leise bangende Frage: Wie lange noch? fanden sich doch zum gemeinsamen Dank. Mancher hat derlei schon in Schöngestalt auflösen und in Wortbrillanten niederschlagen wollen — ich kann und will das nicht. Es geht mir wie dem alten Delago beim Dank für die ihm zuteil gewordene Ehrung: Ich kann nur sagen: Ich dank' schön, lieber Berg, für dein kostbares Geschenk.

Totenkirchl. — Und noch einmal — zwölf Jahre ist's jetzt her —, da stieg wiederum der weißhaarige Alte mit seiner auch in geziemender Haarfarbe prangenden Lebensgefährtin am Seil seines Freundes — der Himalajapeter Aschenbrenner ist's gewesen — zum Kirchl empor. Wiederum die bange Frage: Wird der Berg gnädig sein? Alles ging gut, besser als erwartet. Freilich wollte ich wissen, ob das Alter — der Achtziger stand in naher Sicht — mir noch solches Tun gönnte, aber der Hauptgrund, der mich hinanzog, der war ganz gewiß die tiefe Sehnsucht, noch einmal dort oben zu stehen, wo ich so oft geweilt, als den Haarschopf noch kein Silberfaden durchzog. Da „darf“ ich noch einmal hinauf? Als sehnsüchtige Frage an mein mir bisher so gnädiges Geschick klang in mir dieses „Darf“. Ich weiß nicht, ob stürmende Jugend dieses Wörtchen gebraucht, ob sie es würdigen kann; wahrscheinlich konnte ich das seinerzeit auch nicht. Mir Altem aber bedeutete dieser Gedanke Gnade und Geschenk.

Ich stand auf dem Gipfel — konnte kaum Worte sprechen vor Freude und Erregung, konnte nur dem Peter die Hand hinstrecken mit schlichtem „Ich dank' dir schön“ und meiner Frau gerührt in anderer Form das gleiche sagen.

Ein Feiertag war zu Ende gegangen, als uns Peters Jeep von der Griesener Alm weg ins liebe Stadtl zurückführte; er glänzte nicht rot im Kalender, aber in meinem Berg-

kalender stand jener Freitag, der 2. September, in überirdisch leuchtender Farbe, in so hellem Glanz, daß er mir wohl leuchten wird bis ganz zuletzt.

Ein Wort des Alten an die Jungen

Ich halte es für die hervorstechendste Eigenschaft der Berge, daß sie ihre Anhänger nicht altern lassen im Denken und Fühlen.

Betrachte einen verknöcherten Bürokraten — sie sind zum Glück weniger geworden als ehemals —, der lieber auf dem Sessel sitzt, auch in seiner Freizeit — hierzu gehört auch das Sitzen im Auto — statt sich am Gang in Waldes- und Bergesluft zu erfreuen. Der ist alt, und sei er auch an Jahren jung. Siehe dagegen jenen weißhaarigen Alten, der, solange es ihm möglich ist, noch hinauszieht, dem die Augen leuchten, sieht er das Reich von Fels, Firm und Wald, wo er sich so oft das Glück der Höhe geholt hat in früheren Tagen — der ist jung geblieben. Wähle dir dein Vorbild!

Zu Füßen des Berges der Berge saß ich, des Horns von Zermatt, im Wirtsgärtlein zu Giomein, die Gefährten schliefen noch nach der gestrigen Bergfahrt. Da gedachte ich unvermittelt der Worte des Vaters, der Antwort auf meine Frage auf dem Gipfel meines ersten Berges, des Herzogstands, gab, ob man noch höher steigen könne und ob es da noch schöner sei. Viel höher bin ich in der Folge noch gestiegen; meine Augen wurden mitunter fast gewöhnt an der Berge Form und Größe — und das war schade. Aber heute war mir wieder einmal Ungewohntes widerfahren. Das Steinrätsel von Zermatt, die unerhörte „Eroika der Berge Europas“, hatte mich wieder einmal verwundert, wie einst den Knaben, schauen lassen auf ein Gebilde kühnster Märchenvorstellung.

Ich hatte ja seinerzeit die Antwort meines Vaters dem Sinn nach kaum verstanden, hätte sie mindestens bald vergessen. Nun, der Vater hat dafür gesorgt, daß dies nicht geschah: Er schrieb mir den ganzen Vorgang ins Tagebuch ein und mahnte darin zum Schluß: „Bewahre Dir vor allem glückliche Augen.“ Und ich darf sagen, ich besitze sie heute noch.

An all das dachte ich an jenem Märchenmorgen in Giomein. Es war kein Wunder, daß sich der Bleistift aufs Papier senkte:

1. Es kommt auf die glückhaften Augen nur an,
Mit denen Du schaust in die Welt,
Ob Du stehst auf sandiger Düne Bord,
Ob auf Berghöh' den Fuß Du gestellt.
2. Das Auge, das alles, ob groß oder klein,
Als Neuheit von heute erschaut,
Wohnt vor allem im Kinde voll Jugendtraum,
Vielleicht auch im Herzen der Braut.
3. Drum preise als Glück Du, als höchstes der Welt,
Wenn Du jung bleibst von Herz und Gemüt;
Drum preise die Macht, die bleichendes Haar
Mit dem Goldkranz des Jungseins umzieht.

Querfelsein durch die Dolomiten

Schöne Felsgänge vom Rosengarten bis zu den Drei Zinnen und zur Pala

GUNTHER LANGES

Vieles hat sich im letzten halben Jahrhundert in Felsklettern geändert, vieles ist gereift, manches wohl auch verrotten. Vielfach hat sich das Bergsteigen der zivilisatorischen Entwicklung angepaßt. Vielleicht sind heute mehr Berge als früher „Modeberge“ geworden. Vielleicht werden einzelne von ihnen auch gar bald wieder in Stille und auch Vergessenheit zurücksinken.

Eines aber ist geblieben, unverrückbar wie die Berge selbst, daß die Dolomiten die idealen Kletterberge der Alpen geblieben sind, die sie seit jeher waren, ein Paradies an Kletterfreuden!

In keinem anderen Felsland der Alpen ist das Wort „in Schönheit klettern“ so erblüht und gereift. Gar vieler Voraussetzungen bedarf diese Tatsache. Der schöne Felsgang kann nur an einem schönen Berg beheimatet sein, an einem wirklichen Berg, der mündig ist in Form und Gestalt und der seinen Steinmann als Krone trägt und nicht nur als Höhenzeichen. Denn an meist künstlich gezähmten Wandabbrüchen felsiger Hochflächen, an spitzen und filigran-kühnen Türmchen und Felsnadeln, die wohl das Auge entzücken, gibt es keine Kletterfahrten im idealen bergsteigerischen Sinn.

Zu diesen Bedingungen kommen noch andere, die den schönen Klettergang prägen: Guter, griffiger Fels, interessante, abwechslungsreiche Kletterstellen, die Art der Föhre, die irgendwie von der Natur vorgezeichnet sein muß und nicht gekünstelt und absurd gelegt sein darf, die Landschaft und Schau ringsum, die Ausgesetztheit und das Erlebnis und schließlich ein schöner Abstieg.

Man schätzt die Zahl der selbständigen Kletterberge in den Dolomiten zwischen 700 bis 800. Wieviel sinnvolle Kletterführer an ihnen emporziehen, diese Zahl auch nur ungefähr anzugeben, erscheint schier unmöglich, denn hier einen Maßstab zwischen echten Führern, Varianten und unnötigen Parallelführern zu ziehen, wäre ein eitles Beginnen.

Dieser Bericht soll dazu beitragen, auf eine Reihe der schönsten und erlebnisreichsten Kletterführer in den Dolomiten hinzuweisen. Sich diese aus den Kletterführern herauszulesen, ist für den, der in den Dolomiten nicht viele Sommer verbracht hat, sehr schwierig. Auf den Ratschlag von andern zu hören hingegen, kann ein trügerisches Beginnen sein, denn nur zu oft fehlt diesen die Urteilsfähigkeit des Kenners und Könners.

Ein anderes Argument für diese Zusammenstellung sind die sich stark mehrenden neuzeitlichen Verkehrsmöglichkeiten in den Dolomiten, die auch dem Bergsteiger zugute kommen. Wohl in keinem Teil der Alpen kann man mit Motorfahrzeugen auf Paßstraßen und jetzt auch mit Seilbahnen und Sesselliften so nahe an die Einstiege und die Felsen herankommen wie in den Dolomiten. Waren früher lange Anstiege aus den Talorten und von den Schutzhütten für den Großteil der Besteigungen nötig, heute kann man viele in unwahrscheinlich kurzer Zeit und mit geringster Mühe schaffen. Unsere Zeit ist schnellebig geworden, und dies hat sich teilweise auch auf den Alpinismus übertragen. In dieser Hinsicht hat sich eine starke Ähnlichkeit mit dem Schilau herausgebildet, bei dem früher eine Abfahrt mit stundenlangem Aufstieg erkaufte werden mußte.

Die Auslese, die hier getroffen wurde und die natürlich nur unvollständig und auch subjektiv sein kann, weil es keine absoluten Wertmaßstäbe gibt, beschränkt sich bewußt auf Klettertouren der Schwierigkeitsgrade II bis V. Felsgänge des VI. Grades sind absichtlich nicht eingeschlossen, weil ihre Bewertung in rein bergsteigerischem Sinne schon problematisch ist, weil diese Art von Bergsteigen immerhin etwas umstritten ist und auch nur von einem zahlenmäßig geringen Kreis von Bergsteigern ausgeübt wird. Es soll damit keiner Polemik gelten, die im Rahmen dieses Aufsatzes auch gar nicht berechtigt wäre; immerhin sind diese Zeilen für Bergsteiger und nicht für Bergarbeiter bestimmt.

Es soll mit diesem Aufsatz auch nicht versucht werden, den Bergsteiger auf eine verhältnismäßig kleine Auswahl von Kletterführern abzudrängen. Wohl aber soll er richtungweisend sein für den, der nur eine begrenzte Zeit für Bergtouren in den Dolomiten hat.

Besonders aktuellen Wert werden diese Hinweise auch für die großartigen Verkehrsmöglichkeiten aus Tirol und dem süddeutschen Raum haben, wenn die Inntal- und Brennerautobahn in zwei bis drei Jahren dem Verkehr übergeben werden. Ein Beispiel: von München wird man in rund zwei Stunden die etwa 220 Kilometer lange Autobahnstrecke München—Kufstein—Innsbruck—Klausen durchfahren; auf der neuen Zufahrtsstraße nach Gröden erreicht man dann in rund einer Stunde das Sellajoch, 2214 Meter, und in weiteren 14 Minuten die Bergstation des Sessellifts auf die Langkofelscharte, 2681 Meter. In rund dreieinhalb Stunden wird man also von München aus in Tuchfühlung mit den Felsen des Langkofels und der Fünffingerspitze sein!

Mit den westlichen Dolomiten diesen Gang querfelsein durch dieses wunderbare Felsland zu beginnen, hat in der oben erwähnten Motivierung seinen Grund. Die Rosengartengruppe ist eines der Kletterparadiese der Dolomiten. In ihr ragen so verschiedenartig geformte Felsgipfel auf, daß man eine schier unübersehbare Auswahl an Wänden, Türmen, Kanten, Kaminen und Rissen hat, von denen hier die beliebtesten und bekanntesten vermerkt seien.

Dazu gehören vor allem die südlichen drei Vajolettürme, 2805 Meter, die in formklarer Schönheit die Felslandschaft im Herzen der Rosengartengruppe beherrschen. Ihr Felsenantlitz ist nicht nur gleichberühmt wie das der Drei Zinnen etwa oder der Guglia di Brenta, sie sind auch klettertechnisch ein echter dolomitischer Leckerbissen, ferner ein Stück in Fels gemeißelter Erschließungsgeschichte der Dolomiten: Als Denkmäler für drei große Bergsteiger sind sie nebeneinander aufgereiht. Winkler- und Delagoturm, nach den berühmten führerlosen Alleingängern benannt, flankieren den Stabeleturm, der den Namen eines verdienten Bergführers trägt. In welcher Richtung soll man die Überschreitung dieser drei berühmten Felstürme machen? Wer Reißklettern bevorzugt, geht von Osten nach Westen, beginnt also beim Winklerturm mit dem bekannten Winklerriß, überschreitet den Stabeleturm und erreicht durch den Pichlriß den Delagoturm. Wer die Überschreitung in umgekehrter Richtung macht, also mit der überaus eleganten und ausgesetzten Südwestkante am Delagoturm beginnt, der erspart sich diese anstrengenden Risse durch Abseilen. Wer schnell klettert und die Türme ganz auskosten will, soll die Hin- und Rücküberschreitung an einem Tage machen, er bewältigt dabei einen Höhenunterschied von rund 800 Metern. Auch die Überschreitung aller sechs Vajolettürme an einem Tage ist lohnend, wird jedoch nur selten gemacht.

Dem Rosengarten, 2981 Meter, sollte jeder Bergsteiger einen Respektsbesuch machen. Er ist nicht nur der sagenumwobenste Berg Südtirols und das felsige Wahrzeichen des Etschlandes und ein prächtiger Aussichtsberg, sondern hat an seinem langgestreckten Felsleib verschiedene schöne Kletterführern aller Schwierigkeitsgrade. Kurz und sehr hübsch ist der Normalweg vom Santnerpaß aus, II bis III, großartig und großes Können erfordernd ist die 600 Meter hohe Ostwand auf der Stegerführe, V.

Die hübschen Felsgänge an den Gipfeln im Südkamm des Rosengartens werden heute zu Unrecht wenig beachtet (Tscheiner, 2791 Meter, Teufelswand usw.). Nur die gelb-

rote Bruchwand der Rotwand, 2806 Meter, hat gleich drei Hakentouren, die in allen Schwierigkeiten des VI. Grades schillern. Als bequemer Zugang zu all diesen Touren dient von Karersee hinauf der Rosengartensessellift, der bis auf 2130 Meter führt.

Die geschlossene Längsüberschreitung des ganzen Südkammes der Rosengartengruppe vom Beginn des Nordostgrates des Rosengartens bis zu dem sägeartig zerzackten Masaré-Grat direkt über dem Karerpaß mit einer Länge von rund 1,5 Kilometern, ist eine Parforceleistung, eine Schaukelfahrt über große und kleinere Felsgipfel, ein Kletter-Höhenspaziergang mit herrlicher Aussicht bis zu den Zentralalpen.

Der *Schlern* ist keine vielgipfelige Felsgruppe, sondern eine mächtige Felshochebene mit durchschnittlich 2400 Meter Höhe. Er ist ein mächtiger Klotz, ein idealschöner Wanderberg mit Anstiegswegen von allen Seiten und trägt ein großes Schutzhaus nahe dem höchsten Punkt. Trotzdem hat dieser mächtige, von vielen Seiten so wenig dolomitisch anmutende „Heilige Berg“ der westlichen Dolomiten einige Klettergänge, von denen der wirkliche Dolomitalpinist die eine oder andere kennen sollte. Durch die West- und Nordabstürze der Schlernhochebene, die felsig am stärksten und steilsten geformt sind, gehen einige Führen zur Randerhebung der Mullwand und zum Jungschlern durch prächtigen Dolomitenfels.

Elegant und zu kühner Spitze geschweift ragt über dem Schlerndorf Seis die Santnerspitze, 2414 Meter, auf, der vorgeschobene Felsturm des hier aus dem Massiv des Schlerns herausragenden Zackengrates. Die Santnerspitze ist nicht nur von schönster Gestalt, sondern ein gar seltsamer Kletterberg. Ohne Schuttreise und Kar, ohne einen Gürtel von Matten oder Schrofen wächst er unmittelbar aus dem Hauensteiner Forst in den Himmel. Darum ist seine Nordwand eine besonders genußvolle, abwechslungsreiche Kletterei, III bis IV, in griffigem und festem Gestein, ein Felsgang über Fichtenwipfeln, über Feldern und Wiesen, Weilern und Dörfern. Wer den Klettertag voll ausnützen will, kann die benachbarte Euringerspitze, 2397 Meter, mitüberschreiten. Zur Wahl steht in nächster Nähe noch die mächtige, stumpfe Burgstallkante, V, die mehr Beachtung verdiente.

Keine Felsgruppe der Dolomiten bietet sich von allen Seiten gesehen so schroff und wild dar wie die *Langkofelgruppe*. Während bei anderen Gruppen die Hauptberge meist aus einem eigenen, irgendwie abgegrenzten Sockel herauswachsen, ist diese Gruppe klobig und klotzig um einen hufeisenartigen Krater zusammengepreßt. Sogar ihre Hauptberge sind nur durch schmale, hochgelegene Felscharten voneinander getrennt.

Der Langkofel und seine Berge sind eine Klettergruppe par excellence. Fast jeder dieser Berge hat eine Glanzföhre. Und was bei nur wenigen der Felsenriesen der Dolomiten der Fall ist, hier trifft es in hohem Maße zu: Schon der Normalweg auf den Langkofel, 3181 Meter, ist ein ausnehmend hübscher, abwechslungsreicher Felsgang II. Grades, der gutes Orientierungsvermögen erfordert.

Das Prunkstück am Langkofel aber, eine Bergfahrt großen Stils und nur für erfahrene und ausdauernde Bergsteiger, ist die Nordkante (Pichlweg) mit dem Abstieg über den Normalweg, eine der klassischen Überschreitungen in den Dolomiten. Immerhin hat der Aufstieg an der Nordkante einen Höhenunterschied von rund 1200 Metern, und der Abstieg ist, wie schon erwähnt, nicht einfach zu finden. Wohl an keinem Berg in den Dolomiten gerät man so leicht in Biwaknot wie am Langkofel. Nirgendwo war es darum so notwendig wie hier, ganz in der Nähe des höchsten Punktes eine Biwakschachtel zu bauen.

Eine auffallende Eigenart der Langkofelgruppe sind die kurzen Einstiegswege. War schon ehemals der ganze Bergfuß der Gruppe von guten Steigen fast im Kreis und mit wenig Höhenunterschied umrundet, so wird man jetzt aus den Talorten oder von den Autostraßen her von Seilbahnen und Sesselliften zu den hochgelegenen Bergstationen mühelos hinaufgeschaukelt. Dann ist es meist nicht mehr weit zu den Einstiegen. Der

Sessellift vom Sellajoch auf die Langkofelscharte, 2681 Meter, zwischen Langkofel und Fünffingerspitze (Demetzhütte), führt sozusagen bis vor die Haustür des östlichen Teiles der Gruppe und einige der südlichen Spitzen. Viele Einstiege sind von hier aus mühe-los und teilweise sogar im Abstieg, sozusagen um die Ecke herum, zu erreichen. Man-cher Bergsteiger mag Wut im Bauch und Leid im Herzen haben, wenn er von Stahl-seilen diesen herrlichen Bergen entgegengehißt wird, doch die technische Entwicklung läßt sich nun einmal nicht mehr zurückdrehen.

Die Fünffingerspitze, 2996 Meter, war im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhun-derts neben der Kleinen Zinne einer der bekanntesten „Modeberge“ der Dolomiten. Sie steht als filigranes Felsmonument im Südanblick gesehen zierlich und zerzackt zwischen den mächtigen Felskolossen des Langkofels und der massigen Grohmannspitze. Ihre erste Besteigung im Jahre 1890 durch den vollblütigen R. H. Schmitt (einen Kletter von der Rasse des jungen Münchners Georg Winkler) und den bedächtigeren, doch durchschlagskräftigen Bozner J. Santner war ein Markstein in der alpinen Er-schließungsgeschichte der Dolomiten. Bis auf heute ist die Fünffingerspitze ein beliebter Kletterberg geblieben. Ursprünglich war der schluchtartig tiefe Schmittkamin, IV, mit seinen Überhängen der berühmte Normalweg. Er wurde vom Daumenschartenweg abgelöst, der mit seinen abwechslungsreichen und bemerkenswert interessanten Kletter-stellen immer einer der mittelschwierigen, klassischen Berggänge in den Dolomiten blei-ben wird. Auch diese prächtige Kletterfahrt wird jetzt durch den Sessellift gekürzt. Von der Bergstation des Sessellifts umklettert man den Daumen, erspart sich so die Bege-hung der Felsen des Daumenballens in ihrer ganzen Länge und gelangt direkt in die Daumenscharte.

Die Fünffingerspitze ist auch an Überschreitungsmöglichkeiten reich. Schon vor mehr als einem halben Jahrhundert wurde sie kreuzweise nach allen vier Windrichtungen überschritten. Als beliebteste Überschreitung gilt heute die Westostüberschreitung über vier Finger mit Schuster- und Schietzoldriß und Abstieg über den Daumenschartenweg. Den Daumen spart man hierbei aus. Heute kann man auch von der Bergstation des Sessellifts auf der Langkofelscharte den Daumen zum Normalweg überschreiten und von der Spitze (Mittelfinger) über den Südwestgrat (Ring- und Kleiner Finger) abstei-gen.

Die Geschlossenheit der Langkofelgruppe ermöglicht noch andere großartige, doch lei-der ziemlich selten ausgeführte Überschreitungen, die echte Bergfahrten großen Stiles sind und an Ausdauer und Höhenunterschied zünftigen Westalpentouren nicht nachstehen. Die gesamte Gruppe vom Nordfuß des Langkofels bis zum Plattkofel, mit allen acht Felsgipfeln des Hauptkammes ist, soweit bekannt, noch nicht gemacht worden. Wohl aber hat schon Paul Preuß 1911 Langkofel, Fünffinger- und Grohmannspitze an einem Tage überklettert, während Jahn und Merlet 1918 von der Langkofelscharte bis zum Plattkofel sämtliche im Hauptkamm aufragende Gipfel ebenfalls an einem Tage be-zwangen.

Noch einige Führen in dieser Gruppe sind besonders genußvoll und schön. An der Grohmannspitze, 3126 Meter, gebührt von den drei Führen durch die Südwestwand dem Weg von Harrer-Wallenfels, 1936, V, die Krone; es ist eine Kletterei, die an Eleganz und Genuß kaum zu übertreffen ist. Berühmt und berüchtigt ist schließlich der Rizzi-kamin der Südwand des Innerkoflerturms, vielleicht die interessanteste, jedenfalls die eigenartigste Kaminkletterei, V, in den Dolomiten. Der Kamin ist bis zu 30 Meter tief und fast durchwegs gleichmäßig stemmbreit, in ihm ist es teilweise so finster, daß man Griffe und Tritte ertasten muß, und so dreckig von Schlamm und Dohlenmist, daß man wie ein Kanalaräumer verschmiert aussteigt.

Früher war die zerzackte Berggruppe der *Geislerspitzen*, die mit wenig größe-ren Wandbildungen, dafür aber eng gedrängt aus Schluchten, Rinnen, Graten und Grät-chen aufgebaut ist, ein beliebtes kleines Königreich für die Dolomitenkletterer. Die eher

geringen Höhenunterschiede und bequemen Anstiegswege (die jetzt von den Talorten aus durch die Secedaseilbahn und den Sessellift zum Col Reiser stark abgekürzt werden) machen die Südseite der Gruppe auch heute noch besuchenswert. Schon früh im Jahr und meist lang in den Herbst hinein bieten sich hier Kletterfreuden, wenn andere Gruppen schon in winterlichem Kleid fast ungangbar sind.

Die nördliche Seite der Gruppe wird wegen der Brüchigkeit des Gesteins seltener besucht, trotz der hier besonders prachtvoll aufragenden Zinnen und der zwei Großfahrten auf dieser Seite (Furchettanordwand und Sass-Rigais-Nordwestflanke).

Die Überschreitung der großen Fermeda, 2873 Meter, III, mit dem Aufstieg über die Ostwand und Abstieg über den Normalweg ist als Klettergang besonders genußvoll, dann der Vilnösser Turm durch den „Delagokamin“, IV, schließlich der „Dülferriß“, V, an der Cisleser Odlá, 2780 Meter, sind ebenfalls beliebte, erstklassige Klettereien.

In der *P u e z g r u p p e* und zwar im Kamm der Cirspitzen war einmal die über dem Grödner Joch aufragende Große Cirspitze, 2592 Meter, nicht nur als Aussichtsberg sehr bekannt und viel besucht, sondern hatte mit dem „Adangkamin“, IV, eine sehr bekannte, kurze Kaminkletterei, die von flotten Seilschaften in weniger als einer Stunde bezwungen wurde. Seit dem mächtigen Felssturz im Jahre 1962 ist der Kamin ungangbar, alle anderen Varianten an der Südwand sind gekünstelt und nicht sehr befriedigend.

Die *Sella*gruppe mit dem Piz Boé, 3151 Meter, als höchste Erhebung ist eine an die 30 Quadratkilometer große Felshochebene, die teilweise stark gegliedert ist und nach einigen Seiten mit wie geschnittenen Steilwänden abbricht. So ist sie mehr ein Reich des Bergwanderers, besonders seit eine schnelle Seilbahn ihre südwestliche Ecke, den Sass Pordoi, 2950 Meter, vom Pordoijoch her, 2239 Meter, in nur vier Minuten erreicht.

Dem Kletterer bietet sie an einigen Felstürmen, die von der eigentlichen Felshochebene abgesprengt und leicht zugänglich sind, manche hübsche und dankbare Kletterei. Die bekanntesten unter ihnen sind die Sellatürme, 2688 Meter, deren Einstiege fast durchwegs in weniger als einer halben Stunde von der Autostraße über das Sellajoch zu erreichen sind. Viele Bergsteiger werden in ihnen nur einen überdimensionierten Klettergarten sehen, der bestenfalls knappe Halbtagsstouren bietet. Wer aber die Überschreitung aller drei Türme macht, der hat doch eine hübsche, dolomitische Kletterfreude mit kleinen Leckerbissen erlebt (erster Sellaturm direkter Westgrat, III bis IV, und Jahnroute auf den dritten Sellaturm, III). Von all den Einzelführen an den Sellatürmen gibt es da aber eine, die schöner und genußvoller ist als alle anderen: die schwarze Nordwestwand des zweiten Sellaturms, eine unheimlich steile und einheitlich an die 80 Grad geneigte und wenig gegliederte, 250 m hohe Wandflucht mit gutgriffigem Fels, die vom Anfang bis zum Ende eine luftige und spannende Kletterei bietet, IV bis V.

Weniger bekannt und begangen, obschon unmittelbar über der Autostraße zum Sella- und Grödner Joch aufragend, springen die Murfreidtürme aus dem Sellamassiv vor. Die Nordostwand des Großen Murfreid, die wie ein glatter, grauer Felsmantel gegen das Grödner Joch liegt, ist eine so schöne und luftige Kletterfahrt, daß sie mehr Besuch verdiente, III, (Pescosta-Trenker, 1913). Im Inneren des Sellamassivs ragen über dem den Schifahrern so wohlbekanntem Val di Mezdí zwei prachtvoll geformte Felstürme auf: Daint de Mezdí, 2881 Meter, und Bec de Mezdí, 2967 Meter. Schon ihre ladinischen Namen deuten darauf hin, mit welcher Steilheit sie das Val de Mezdí beherrschen. Die Ostwand am Daint übertrifft an Genußkletterei und Eleganz vielleicht die ganze Reihe von Türmen des Sellastockes. Der früher lange und anstrengende Anstieg von Colfuschg herauf oder von der Pisciadühütte her erübrigt sich jetzt; heute bummelt man von der Bergstation der Seilbahn auf den Sass Pordoi und an der Boéhütte vorbei in den Schlund des Val de Mezdí zu den Einstiegen hinunter.

Die *Marmolata* (Marmolata di Penia, 3344 Meter, und Marmolata di Rocca, 3309 Meter) ist der höchste Gipfel der Dolomiten, einer der wenigen mit einem kleinen Gletscher. Dieser herrliche Berg hat in seiner Gruppe eine Reihe von kühnen Berg-

gestalten, fast ein halbes Dutzend Dreitausender. Die Marmolata selbst aber übertrifft, ja erdrückt an Schönheit alle ihre Trabanten. „Montagna perfetta“, den „Vollkommenen Berg“, nennen ihn die Italiener. Das soll heißen, daß die Marmolata jeder Spielart von Bergsteigen gerecht wird und zwar in so hohem Maße, wie es dem höchsten Berg der Dolomiten zusteht. Für den Bergwanderer ist sie auf dem Normalweg ein leichtes Bergziel, den Kletterern bietet sie mittelschwierige und sehr schwierige Klettereien, den Extremen stehen in ihrer berühmten Südwandflucht noch viele Probleme offen* und schließlich zählt sie zu den schönsten Schibergen der Alpen. Ja, sogar für den Eisgeher mit Pickel und Zwölfzackern hat sie in ihrer Nordwand eine hübsche, kleine Eisführe.

Die plattigen Südabstürze des Marmolastockes, die fast drei Kilometer lang von der Marmolatascharte bis zum Pizzo Serauta reichen und vom Ombrettapaß gegen Osten immer höher und bis zu 1000 Meter Höhenunterschied haben, werden von rund einem halben Dutzend Führen durchzogen. Mit Ausnahme der Führe der Erstersteiger der Südwand mit ihrer Gipfelvariante, gehören diese Führen alle dem VI. Grad an. Diese berühmte Wandflucht der Marmolata macht jener der Civetta den Rang als „Königreich des VI. Grades“ mit Recht streitig.

Der ungekünstelte, von der Natur dem Kletterer wie vorgeschriebene Felsweg durch die Südwand, 500 Meter hoch und IV, ist kaum weniger „Direttissima“ als die benachbarten Führen des VI. Grades. Diese klassische Südwandroute ist ein Höhepunkt an herrlicher Dolomitekletterei von genußreicher Abwechslung und mit herrlicher, landschaftlicher Schau. Wer die klassische Südwandführe der Marmolata, IV, (Tomasson-Bettega-Zagonel, 1901) nicht gemacht hat, dem fehlt einer der schönsten dolomitischen Edelsteine.

Die Überschreitung des kilometerlangen Gipfelkammes von der Forcella Serauta über den Gipfel der Punta Rocca zur Punta Penia und mit dem Abstieg über den gesicherten Westgrat zur Marmolatascharte ist fast vollständig in Vergessenheit geraten. Mit dem Bau der großen Marmolataseilbahn von der Malga Ciapela herauf, die auf der Forcella Serauta eine Zwischenstation erhält (Fertigstellung 1968), wird dieser prachtvolle „Kletter-Höhenspaiziergang“ immer am Rande der gewaltigen Südwandflucht wohl zu hoher Blüte gelangen.

Den überaus idyllischen, weithängigen Talkessel von Cortina d'Ampezzo, der in den Dolomiten nicht seinesgleichen hat, umstehen fast im Kreis ein halbes Dutzend Berggruppen jeder Formung, mächtige Felsriesen, gebänderte Abstürze, vielgipfelige Bergketten. Es ist fast so, als hätten sich die Dolomiten hier in all ihren Spielarten zu einer eindrucksvollen Schau aufgebaut. Fast jede dieser Gruppen hat eine oder mehrere Kletterführen, die nach unseren Kriterien zur Auslese der schönen und genußreichen Bergfahrten zählen. Nicht alle können hier vermerkt werden.

Dem Felsstock der drei **T o f a n e n** vorgelagert und durch das romantische Tal von Travenanzes getrennt, liegt versteckt und darum wenig besucht die **F a n i s g r u p p e** mit ihren Bergen, die einen besonderen Formenreichtum aufweisen. Vielseitig sind daher auch die Klettermöglichkeiten. Zu einer der edelsten Berggestalten weit im Umkreis zählt der Fanisturm, 2922 Meter. Auch seine Führen gehören zur Auswahl der schönen Klettereien, vor allem die 400 Meter hohe Ostwand, IV (Meyer-Dibona), dann aber auch die schöngeführte Südkante, V (Castiglioni-Dibona), dann aber auch die schöngeführte Südkante, V (Castiglioni-Pisoni). Der Zugang zu den Klettertouren in der Fanisgruppe ist jetzt durch die Seilbahn vom Falzaregopaß auf den Kleinen Lagazuoi, 2728 Meter, sehr erleichtert und verkürzt worden.

Die Gruppe der **C i n q u e T o r r i** nahe der Großen Dolomitenstraße nach Cortina

* Siehe O. Wiedmann: „Marmolada-di-Rocca-Südwand“ dieses Jahrbuches.

d'Ampezzo, deren Felsbrocken, wie von einer Titanenfaust zertrümmert, auf den Weideböden gleich über ihrer Hütte verstreut liegen, sei hier nur erwähnt, weil sie ein hochorigineller, überdimensionierter Klettergarten ist. Hier gibt es nach Herzenslust kurze Klettereien jeder Art und Schwierigkeit, im Miniformat ist hier alles anzutreffen, was der Dolomittfels an seinen großen Bergen bietet. Touren an diesen Felsklötzen kann man natürlich nur für halbe Rasttage oder bei unsicherer Wetterlage empfehlen, dann sind sie für einen kurzen Trainingsgalopp überaus geeignet.

Die mächtige Gruppe der drei **Tofanen** hat entsprechend ihres Aufbaues fast durchwegs schwach geneigte, vielfach gebänderte Flanken, die in ihren Führen nur wenig genußvolles Klettern bieten. Eine gewaltige Wand jedoch, die wunderbar aufgebaute Südwand der Tofana di Rozes, 3205 Meter, rettet hinreichend den Ruf dieser Felsgruppe. Sie ist eine der großen, klassischen Dolomitwände mit einer Wegführung, die dem Aufbau des mächtigen Felsmassivs wie auf den Leib geschnitten ist, IV. Die zahlreichen „Direttissime“ (dieses häßliche Eisenbahnwort ist von der jüngeren deutschen Bergsteigerschaft begeistert in ihren alpinen Wortschatz übernommen worden) sind entweder in die obere Hälfte des Südwandkessels geklebt oder enden an der östlichen Seite des breiten Felskörpers in halber Höhe auf den Schotterflächen des Gipfeldaches.

Die gebänderte, langgestreckte Felskulisse des **Pomagagnon**, 2445 Meter, die sich von allen Gruppen am weitesten gegen den Talkessel vorschiebt, ist von Kletterföhren wie gerastert. Die Wahl ist schwierig, Kombinationen sind hier wie auf einem Schachbrett möglich. Die Abstiege sind leicht.

Der niedrige, charakteristische Westpfeiler der Kette, die **Punta Fiammes**, rund 2200 Meter, gehört mit seiner Südwand und der prachtvoll profilierten Kante zu den beliebtesten Klettereien um Cortina. Ihre Föhren haben viele Vorzüge: kurze Einstiegswege, prächtigen Kletterfels mit luftigen Varianten und in der Südostkante, V, ein Meisterstück freier Kletterei. Schließlich gehören diese Klettertouren zu den ersten und den letzten im Jahr. Auch im Winter ist diese Wand sehr oft ganz schneefrei.

Die Berge südlich des Talbeckens von Cortina d'Ampezzo, die Gruppe der **Croda da Lago**, sind eines Besuches wert. Der Stützpunkt für Touren an diesem zersägten Felsgerüst, Rifugio Croda da Lago (fr. Reichenberger Hütte), liegt so idyllisch und auch den Einstiegen nahe wie nur wenige Schutzhütten in den Dolomiten. Letzte Baumgruppen umstehen das Haus am kleinen See, in dessen kristallklaren Wassern sich die Felsriffe spiegeln. Am Hauptstock des langgestreckten Bergkammes, in den drei schönen, fast wie zusammengeschweißten Turmgestalten des Campanile Federa, Innerkoflerturms und der Croda da Lago, 2709 Meter, gibt es mehrere lohnende Kletterwege. Mit etwas gutem Orientierungssinn kann man verschiedene von ihnen kombinieren und hübsche Überschreitungen ohne längere Abstiege durchführen. Kaum vorstellbar klingt es für uns, die Croda da Lago habe einst als unersteiglich gegolten, und die besten Sextener und Ampezzaner Bergföhren hätten tagelang an ihrem abschreckenden Aufbau herumspioniert, bis 1884 dem berühmten Michel Innerkofler mit seinem Herrn Baron Eötvös die Erstbesteigung gelang. Heute wird diese geschichtsträchtige Kletterfahrt mit II bis III eingestuft. Wer mehr Schwierigkeiten, luftige Quergänge und Passagen liebt, der wählt gleich links davon den Gang durch die Ostwand des Innerkoflerturms, IV.

Von der Hütte aus lockt der östlich der Forcella da Lago wie eine versteinerte Segeljacht aus dem südlichen Horizont stehende **Becco di Mezzodí**, 2602 Meter. Für Liebhaber von Kaminklettereien durchreißt an ihm der Barbariakamin, IV, die Nordwestwand, eine kurze und vergnügliche Riß- und Kaminkletterei älteren Stiles (1908).

Im weitgespannten und langgezogenen Berggrahnen von Cortina d'Ampezzo im Nordosten und Osten liegen die mächtigen Berggruppen des **Cristallo**, 3216 Meter, **Sorapiss**, 3205 Meter, und **Antelao**, 3263 Meter. Zahlreiche Föhren an ihnen und ihren Trabanten sind vielfach sehr schöne Bergtouren, den meisten von ihnen aber fehlt das echt dolomitische Charakteristikum der geschlossenen Felswand oder der

steilen Kante. Entsprechend ihrem massigen Aufbau sind es meist Kletterwege, die sich in Terrassenbildungen, lange Schluchten und Grate auflösen. Lediglich die mächtigen Abstürze des Sorapiss und seiner Grate gegen Norden bilden eine Ausnahme, doch hat sich auch hier keine Führe einen besonderen Ruf erworben.

Im südlichen Raum der Ampezzaner Berge sind zwei berühmte, mächtige Dolomitgruppen aufgebaut, die jede für sich mehr aus einem einzigen Felsmassiv mit großen Vorbauten gebildet wird. Diese Dreitausender tragen berühmte Namen: Pelmo, 3168 Meter, und Civetta, 3218 Meter. Der Pelmo ist ein Aschenbrödel unter den großen Dolomitbergen. Seine Nordwand, die sich so herrlich und frei über der Landschaft aufbaut, trägt zu sehr den Stempel einer Klettertour des VI. Grades. Sie wird jedoch heute zu Recht mit V eingestuft, ist keineswegs eine Hakentour, jedoch wegen ihrer Höhe von rund 850 Metern ein hohes Können beanspruchender Berggang. Wer die großen Wandklettereien der Dolomiten liebt, darf an der Pelmonordwand nicht vorbegehen.

Ähnlich ist es mit der Nordwestwand der Civetta. Das Urteil über sie ist sehr verschieden. Vielfach wird sie dem VI. Grad zugezählt, andere bewerten sie nur als zwar überaus großartige Wand, deren 1000 Meter Höhenunterschied jedoch durchwegs frei erklettert werden können. Jedenfalls liegt sie im Schwierigkeitsgrad an der obersten Grenze des freien Kletterns. Dafür spricht auch die Erstersteigung durch Emil Solleder, der kein Mann des VI. Grades war und bei der ersten Begehung noch am Abend den Gipfel erreichte. Es gibt noch einige sehr schöne Klettereien im Massiv der Civetta, besonders an den hüttennahen Torre Venezia und Torre Trieste. Doch allein die Tatsache, daß diese Türme als letzte Ausläufer des Hauptstockes fast um 1000 Meter niedriger sind als der Hauptgipfel, kann sie kaum zu bevorzugten Kletterzielen machen.

Zwei Merkmalen verdanken die Drei Zinnen ihre Berühmtheit: ihr Anblick von Norden ist eines der schönsten und seltsamsten Schaustücke der Alpen überhaupt, ihre Felsleiber und Vorbauten sind ferner ein Kletterparadies, das alles in den Dolomiten an Reichhaltigkeit übertrifft. Zu Unrecht haben sie heute den Ruf, nur ein ausgesprochenes Reich des VI. Grades zu sein. Man findet an den Zinnen auch Dutzende und Dutzende von schönen Felswegen jeden Schwierigkeitsgrades. In dieser verhältnismäßig kleinen Gruppe zählt man über einhundert Felswege, die von ihren Erstersteigern offiziell beschrieben worden sind. Wer daraus wirklich die schönsten Felsgänge finden soll, der hat mehr als anderswo die Qual der Wahl.

Die Kleine Zinne hat zwei klassisch-dolomitische Kletterfahrten, steil, ausgesetzt, gutgriffig, die jeden Kletterer befriedigen werden, obschon sie älteren Datums sind. Es ist der reizvolle Normalweg durch die Südwestwand, III, der bis auf den heutigen Tag nichts von seiner Beliebtheit verloren hat, und dann die hochelegante Nordwand, IV, des berühmten Sepp Innerkofler, die auch in Zukunft immer eine der genußvollsten Dolomitzklettereien bleiben wird. Die Große Zinne hat in der Dibonakante, IV, einen überaus schönen Kantenanstieg. Es gäbe noch gar manche Führe an der Großen und Westlichen Zinne zu empfehlen, doch bleibt hier die Wahl jedem einzelnen überlassen, denn keine tut sich durch besondere Qualitäten hervor. Vielleicht sollte man den Preußriß von der Kleinsten Zinne noch erwähnen. Er ist zwar nur eine Halbtagestour, wiegt aber mit seiner prächtigen Kletterei ein halbes Dutzend andere Führen auf. An ihm spürt man die alpine Handschrift eines Paul Preuß.

Für Liebhaber von Überschreitungen muß erwähnt werden, daß die Überkletterung der eigentlichen Drei Zinnen ungemein genußvoll ist und auch die Gesamtüberschreitung der ganzen Gruppe, also auch der Kleinsten Zinne, der Punta Frida und der Vorbauten der Westlichen Zinne schon durchgeführt wurden.

Mächtige Felsmassive ragen im Nordostterritorium des Dolomitenlandes auf, man faßt sie mit dem Sammelnamen Sextener Dolomiten zusammen. Ihr Aufbau ist zerrissen und zerklüftet, steile, glatte Wandbildungen und turmartige Felsgestalten finden

sich seltener, dafür kennzeichnen vereiste Schluchten, Bänder- und Terrassenbildungen und langgestreckte Grate vorherrschend den architektonischen Aufbau. Hier gehört vielfach auch der Eispickel zur Kletterausrüstung.

Die Nordwand des Einsers, 2696 Meter, die unmittelbar aus dem Altensteintal aufragt, ist wohl die beliebteste Kletterwand der Sextener Berge und an ihr wiederum die direkt dem Gipfel zustrebenden Führen von Hans Steger, V, und W. Mariner, V. Die Nordwand des Zwölfers, 3094 Meter, gehört zu den klassischen Klettergroßfahrten der Dolomiten, V (Gebrüder Schranzhofer), eine Führe, die auch den besten Kletterer nicht nur voll beansprucht, sondern auch restlos befriedigt.

Ihrer Ausdehnung nach eine der größten und der Zahl ihrer schön geformten, reinen Kletterberge nach wohl die bedeutendste Gruppe ist die Pala. Ihren Reichtum wird nur jener erkennen, der nicht nur die Zentralgruppe mit ihrem berühmten, geschlossen aufgetürmten Westabfall gegen das Cisonetal kennt und an ihm klettert, vom Cimone della Pala bis zum äußersten südlichen Eckpfeiler der Cima della Madonna, sondern auch in die verborgenen Schönheiten der mächtigen Flügelgruppen eingedrungen ist, des Nordzugs der großartigen Kette der Croda Grande.

Trotz dieser Fülle an prächtigen, paradierenden Felsgestalten und klettertechnischen Möglichkeiten, ist es bei der Pala einfacher als bei anderen Gruppen, eine oberste Auswahl zu treffen. Vor allem die Schleierkante der Cima della Madonna hat Leumund und Ruf, die ein Buch mit goldenen Lettern füllen. Ein sehr guter und kluger Bergsteiger hat ein Urteil über sie geprägt, das am Ende aller Lobpreisungen und Werturteile stehen könnte: Die Schleierkante ist nicht nur der schönste Klettergang in den Dolomiten, ja vielleicht überhaupt im Kalkfels, Berg und Führe sind auch die herrlichste Symphonie der Dolomiten für den Bergsteiger, der wahren Idealismus für die Berge im Herzen trägt und dem Leitmotiv verhaftet ist: In Schönheit klettern.

Und weil drei Prachtführen in einer so großen Berggruppe, wie es die Pala ist, bestimmt nur eine dürftige Auswahl bedeuten, sollte man noch jedem Bergsteiger raten, die Pala di San Martino über den Gran Pilaster zu erklimmen, IV, und über den Verbindungsgrat zur Palahochfläche abzusteiigen. Diese Überschreitung ist nach der Schleierkante die schönste Führe im silbergrauen Fels, der hier einen Riesenpfeiler aufbaut, so wuchtig und geschlossen und ein architektonisches Meisterwerk, wie es nur die Natur der Dolomiten formen kann. Und als letzte Glanzföhre, der allerdings viele andere Felswege der Pala den Rang schon bedenklich streitig machen, soll die gerade Westwand der Cima delle Vezzana, 3193 Meter, III bis IV, genannt sein. Diese Wand steht kühn und beherrschend über dem kleinen Travnogletscher, blickt weit hinaus über die welligen Matten des Rollepases und wird von der vereisten Kulisse des Cimone della Pala, 3185 Meter, zauberhaft flankiert.

Dieser Gang querfelsein durch die Dolomiten wird immer nur ein kleinster Ausschnitt aus dem Föhrenreichtum dieses Felslandes bleiben. Trotzdem, wer auch nur einen Teil dieser Berggänge gemacht hat, wird einen reichen Schatz in seinen bergsteigerischen Erinnerungen haben.



VEZZANA UND CIMONE DELLA PALA
Zeichnung von Oswald Rampl

Marmolada-di-Rocca-Südwand (1. Winterbesteigung)

OTTI WIEDMANN

Unser Wunschtraum, ja einer unserer größten Wünsche überhaupt, war, eine wirklich große Winterbegehung zu versuchen, und diese sollte noch eine ganz besondere Note aufweisen: Wir wollten einmal nach einer extremen Kletterfahrt nicht die üblichen mehr oder weniger schwierigen Abstiegs- und Abseilmanöver durchführen, sondern ganz einfach einmal auf dem Gipfel die Schier anschnallen können und im staubenden Pulverschnee zu Tal gleiten. Nicht sehr viele Gipfel kamen für solch ein Unternehmen in Frage, und die Marmolada-di-Rocca-Südwand war bald Favorit in der Auswahlliste. Zwangsläufig mußte die Verwirklichung des Gedankens natürlich im Winter erfolgen. So kann man ruhig behaupten, daß die Schiabfahrt von einem erkletterten Gipfel der Vater des Gedankens war.

Vorbereitung

Wir hatten einige Erfahrung von eigenen kleineren Unternehmungen und studierten aufmerksam die Berichte erfolgreicher Winterbesteiger. Ich glaube aber, daß es keine Schablone gibt, sondern daß jeder Besteigungsversuch seine eigene, individuelle Vorbereitung haben muß. Vor allem war uns klar, daß wir nicht selbst in der Lage sein würden, die Schier durch die Südwand auf den Gipfel zu tragen. Schon allein dies verlangte zwingend eine Hilfsmannschaft, vor allem aber war eine solche auch für unsere Sicherheit im Notfall erforderlich. Es mußte daher neben der Wandmannschaft auch eine Elite als Hilfsmannschaft zusammengestellt werden. Urlaubstermine machten Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Ein wichtiger Faktor der Vorbereitung war die Zusammenstellung der Ausrüstung und der Verpflegung. Man soll ja alles mithaben, und gleichzeitig soll der Rucksack nicht zu schwer sein. Der endgültigen Besteigung sind bereits zwei Versuche vorangegangen. Vor dem zweiten Versuch sind wir eine Woche vorher am Fuß der Wand gewesen und haben sie mit dem Fernglas genauestens studiert. Eine Woche vor der Durchsteigung wurden die Verhältnisse nochmals überprüft, diesmal durch einen Erkundungsflug rund um die Marmolada. Dies war für die Teilnehmer nicht nur sehr aufschlußreich, sondern auch ein großes Erlebnis. Die Reichweite der Funkgeräte wurde auf verschiedenen Bergen geprüft, und neue Ausrüstungsgegenstände wurden in bezug auf Qualität erprobt. Schließlich war neben dieser geistigen Vorbereitung auch eine Topfitkondition äußerst wichtig, und es wurde auch in dieser Hinsicht viel getan.

Start zum Anmarsch

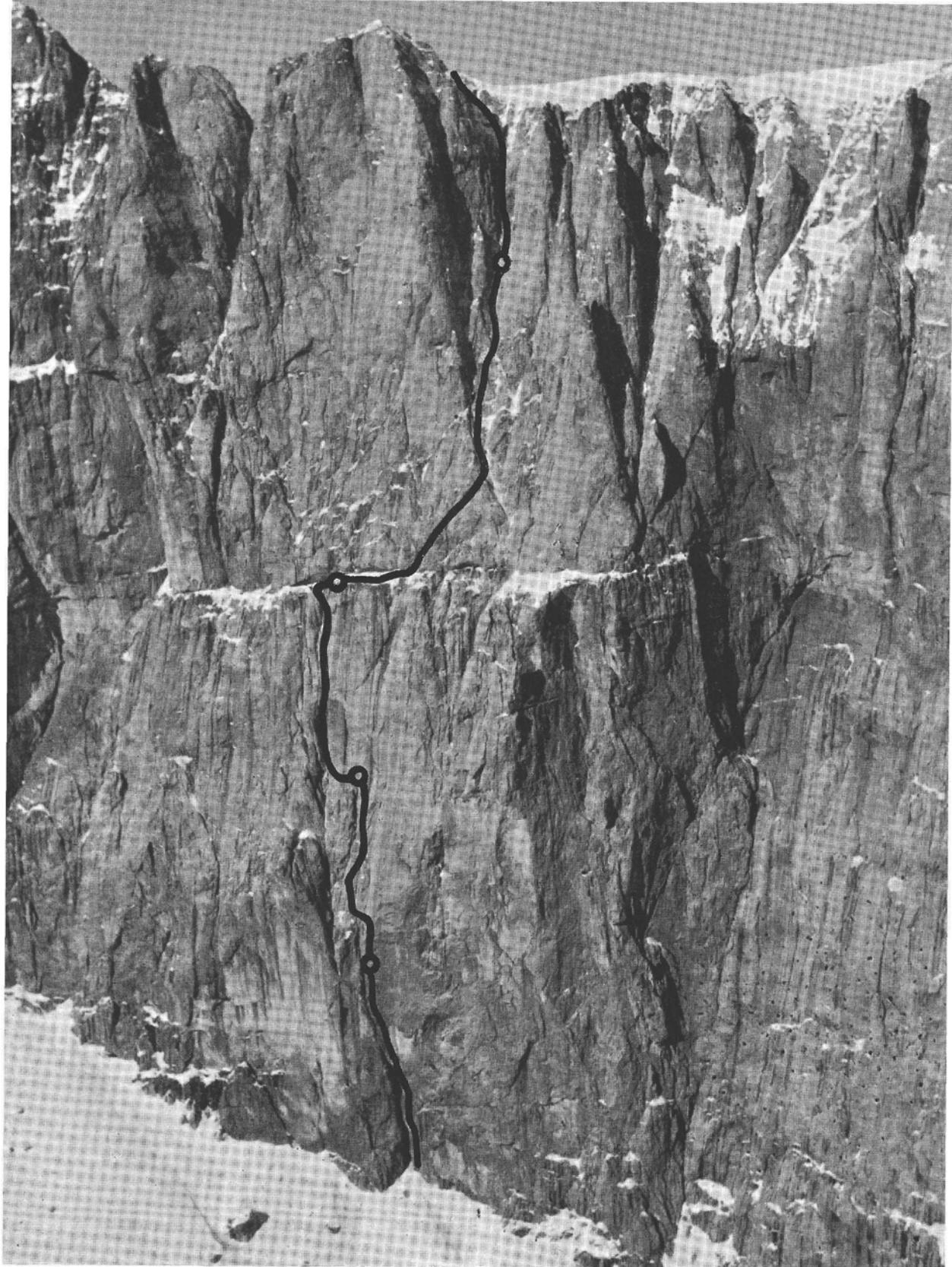
Endlich, am Samstag, dem 4. März, konnten wir starten, nachdem durch Schlechtwetter und meinen verstauchten Daumen wieder einige Tage Verzögerung eingetreten waren. Mit drei Pkw und insgesamt zehn Mann Besatzung fuhren wir Richtung Marmolada. Auf der Malga Ciapella war Endstation für unsere Autos, und es begann das

Verteilen der Lasten zum Transport auf die Hütte. Jeder erhielt zumindest zwei Rucksäcke aufgebürdet, außerdem wurde vereinbart, daß Ferry und Richard schon am nächsten Tag 200 Meter Stahlseil für einen Notfall zum Gipfel transportieren sollten. Nach gut drei Stunden Marsch erreichten wir die Falierhütte, und unsere Befürchtung, daß der Winterraum für unsere Mannschaft zu klein sein könnte, wurde bestätigt. Wir hatten aber Glück, denn die Hütte war ohne nennenswerte Beschädigung eines Fensterladens leicht zu öffnen. Das Wetter schien auf unserer Seite zu sein, die Nacht war sternenklar. Ich konnte nicht richtig schlafen und war froh, als es am Morgen Zeit zum Aufstehen war. Zu viele Gedanken beschäftigten mich, jedoch trotz mehrfacher pessimistischer Anwandlungen hatte ich immer wieder das Bild unseres Gipfelsieges vor Augen. Da ich entgegen meiner ziemlich ausgeprägten realistischen Denkweise auch manchmal ein großer Träumer sein kann, malte ich mir diesen in leuchtenden Farben aus. Diese Gedanken — so bilde ich mir mindestens ein — gaben mir Ruhe und Sicherheit.

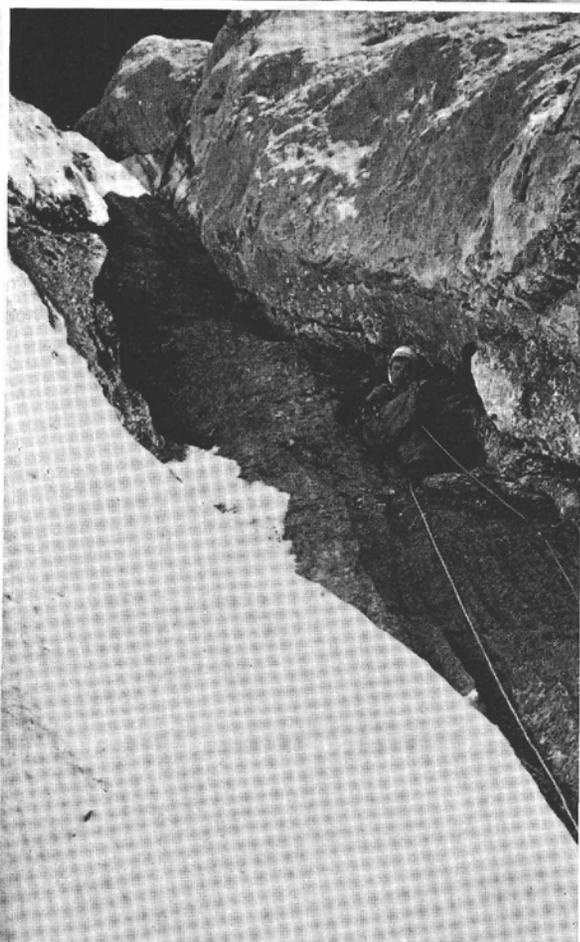
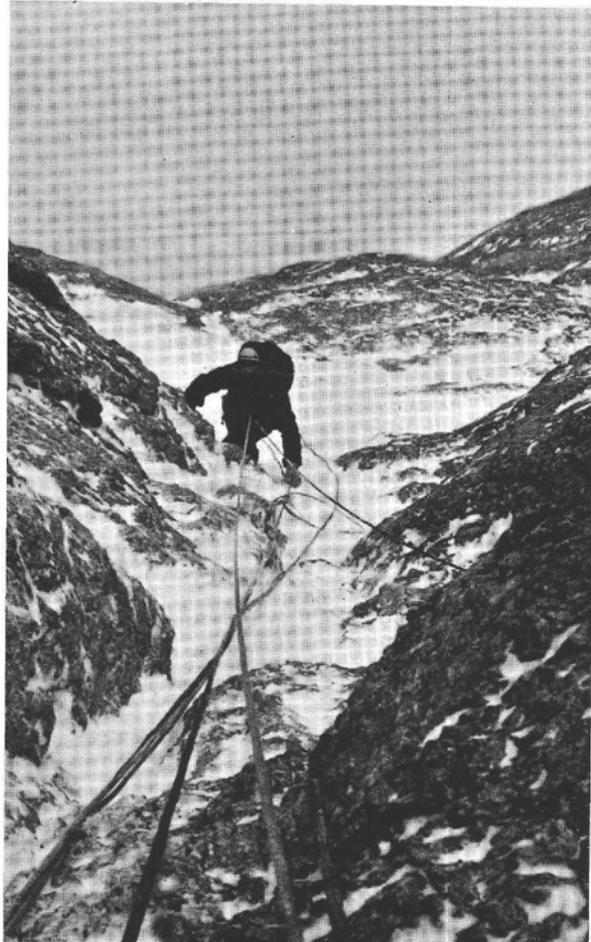
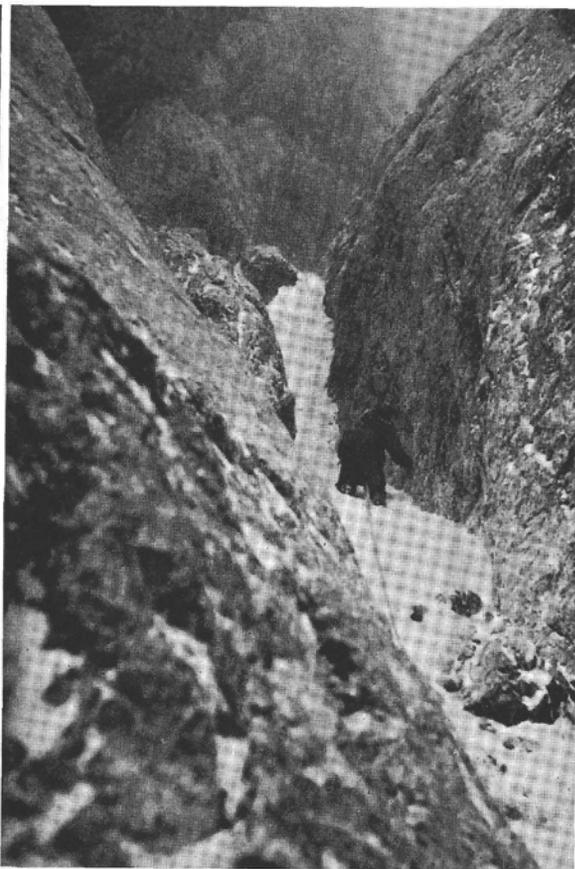
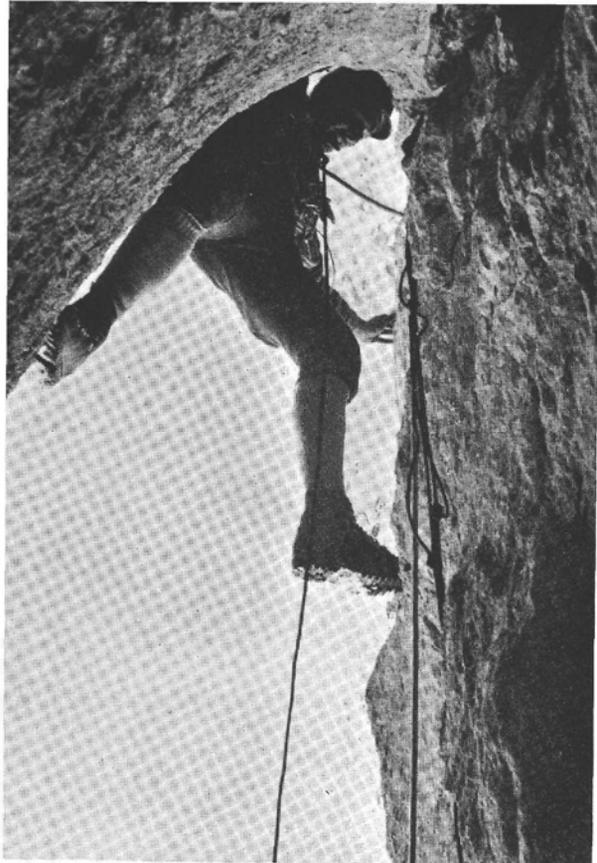
Erster Tag in der Wand

Um 5.30 Uhr war Tagwache auf der Hütte, und nach mühseligem Marsch mit dem vielen Gepäck standen wir um etwa 8 Uhr beim Einstieg. Wenn ich Walter, Robert oder mich selbst beobachtete, so war deutlich das herrschende Lampenfieber zu bemerken. Bei Robert war es am besten ersichtlich, hatte er sich doch erst vor wenigen Tagen mit dem Gedanken des Besteigungsversuches vertraut gemacht. Bei Walter und mir war schon seit Monaten der Großteil unseres freizeithlichen Denkens auf dieses Unternehmen ausgerichtet, daher hatte unser Lampenfieber mehr positiven Charakter. Wie ersichtlich, rüsteten Walter, Robert und ich für die Besteigung. Um 9 Uhr war es endlich so weit. Vom Einstieg weg ging es mit dem VI. Schwierigkeitsgrad los, und es dauerte zweieinhalb Stunden, bis Robert und ich der Wand 80 Meter abgerungen hatten von den insgesamt 800 Meter Wandhöhe. Walter kam mit Steigbügeln und zwei Rucksäcken nach. Auf einem Schnee balkon im Kamin kamen wir zusammen, und es gab gleich einen heillosen „Seilsalat“. Nicht weniger als 240 Meter Seil waren vorerst zu bedienen, was sich aber laut unserem Plan noch auf 500 Meter erweitern sollte. Robert entschloß sich, zugunsten des schnelleren Vorwärtkommens einer Zweierseilschaft auf die Tour zu verzichten. Er seilte sich ab. So waren nun Walter und ich allein in der Wand, und in Walter kamen einige Zweifel über die Möglichkeit des Erfolges auf. Mir wurde jedoch gleich klar, daß die Hilfsmannschaft durch Robert eine enorme Stärkung erfuhr und sich dies für uns in der Wand psychologisch sehr vorteilhaft auswirken mußte.

Außerdem war mein Vertrauen zu Walter einfach grenzenlos, lernte ich doch seine einmaligen Fähigkeiten schon oft auf gemeinsamen Fahrten kennen. Durch all diese Manöver wurde wertvolle Zeit verloren, und es wurde uns klar, daß unser Marschplan — demzufolge wir nach spätestens vier Tagen den Gipfel erreichen sollten — für heute nicht mehr ganz eingehalten werden konnte. Am Nachmittag kamen wir aber flott vorwärts, und es konnte einige Zeit gutgemacht werden. Eine VI + -Länge wollte ich als zweiter mit den Steigbügeln am eingehängten Kletterseil nachkommen, obwohl es einige Male ums Eck ging. Die Dehnung des Perlenseiles war jedoch so stark, daß ich die größten Schwierigkeiten bekam und letzten Endes sogar einen unfreiwilligen, freiwilligen Pendler machen mußte. Diese Erfahrung hätte ich besser im Klettergarten gesammelt, denn hier kostete es mich wertvolle Kräfte, aber gottlob keine moralische Schwächung. Walter, gerade die Spitze unserer Seilschaft, war 70 Meter unterhalb des ersten Terrassenbandes, als es zu dämmern begann. Ich hockte 35 Meter tiefer vor einem engen, schrägen Felspalt halb in Schlingen und wartete auf die Zusicherung von Walter, daß er einen geeigneten Biwakplatz für zwei Leute gefunden habe. Dem war nicht so, und daher mußte ich mich in den engen Spalt zwängen und dort die Nacht verbringen. Zu-



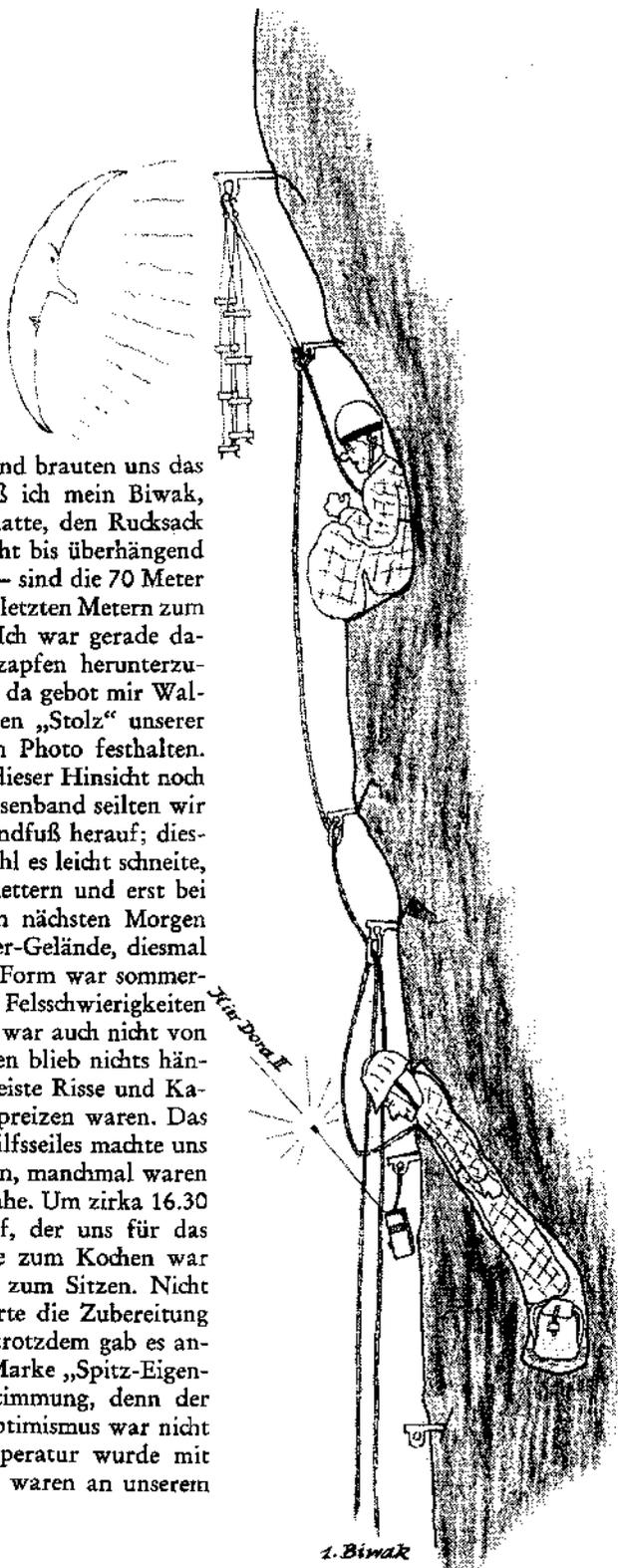
Marmolada-di-Rocca-Südwand mit Anstieg und vier Biwakplätzen (Flugaufn. W. Spitzenstätter, Innsbruck)
Tafel XIII



erst wurde das Nachtmahl (heiße Ovomaltine) aufgeseilt, dann per Funk die wichtigsten Sachen für den nächsten Tag vereinbart. Zur Aufheiterung der Lage bestellte ich „17 Schwedenmädel“.

Zweiter Tag in der Wand

Die Temperatur in der Nacht war angenehm, nur das Wetter schien umzuschlagen. Am Morgen war der Himmel völlig bedeckt, und auf der Civetta schneite es bereits. So schnell wollten wir aber nicht aufgeben. Punkt 6 Uhr waren die Kameraden am Wandfuß und brauten uns das Frühstück. Erst um 7.30 Uhr verließ ich mein Biwak, nachdem ich größte Schwierigkeiten hatte, den Rucksack aus dem Spalt zu bekommen. Senkrecht bis überhängend — fast ausschließlich frei zu klettern — sind die 70 Meter bis zum ersten Terrassenband. Bei den letzten Metern zum Band gab es ein kleines Intermezzo. Ich war gerade dabei, von einem Überhang einige Eiszapfen herunterzuschlagen, um ihn begehbar zu machen, da gebot mir Walter energisch Halt, denn er wollte den „Stolz“ unserer Winterbegehung vorher unbedingt im Photo festhalten. Noch wußten wir ja nicht, was da in dieser Hinsicht noch alles kommen sollte. Am ersten Terrassenband seilten wir zum letztenmal Verpflegung vom Wandfuß herauf; diesmal gab es eine kräftige Suppe. Obwohl es leicht schneite, wollten wir noch bis abends weiterklettern und erst bei einem endgültigen Wetterumsturz am nächsten Morgen abseilen. Bald fesselte uns wieder Vier-Gelände, diesmal graue, griffarme Platten, aber unsere Form war sommerlich, und so konnten uns die großen Felsschwierigkeiten nichts anhaben. Der leichte Schneefall war auch nicht von Bedeutung, denn an den steilen Platten blieb nichts hängen. Es folgten einige im Grunde vereiste Risse und Kamine, welche aber meist gut zu überspreizen waren. Das Nachziehen der Rucksäcke und des Hilfsseiles machte uns hier wesentlich größere Schwierigkeiten, manchmal waren wir beide einem Armmuskelkrampf nahe. Um zirka 16.30 Uhr erreichten wir einen Pfeilerkopf, der uns für das zweite Biwak geeignet schien. Schnee zum Kochen war auch vorhanden und Platz für zwei zum Sitzen. Nicht weniger als eineinhalb Stunden dauerte die Zubereitung von einem Liter heißer Ovomaltine, trotzdem gab es anschließend noch eine kräftige Suppe, Marke „Spitz-Eigenbau“. Es herrschte herrliche Biwakstimmung, denn der Himmel wurde sternenklar. Unser Optimismus war nicht mehr zu steigern. Die kälteste Temperatur wurde mit minus vier Grad gemessen. Vielleicht waren an unserem



1. Biwak

Tafel XIV

Oben links: In der ersten Seillänge (VI) (Aufn. W. Spitzenstätter, Innsbruck)

Oben rechts: Am ersten Eiswulst (Aufn. W. Spitzenstätter, Innsbruck)

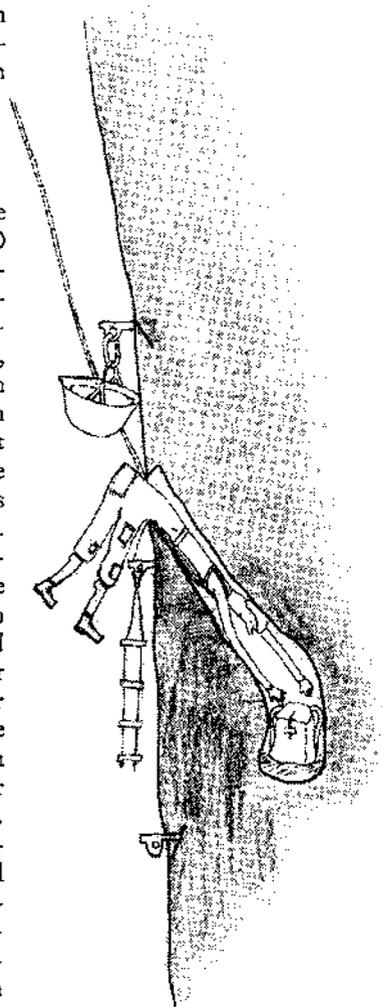
Unten links: Tiefblick in der schrägen Rinne, nach Wettersturz (Aufn. O. Wiedmann, Innsbruck)

Unten rechts: Verschneidung zwischen dem zweiten und dritten Biwak (VI) (Aufn. O. Wiedmann, Innsbruck)

Optimismus auch ein bißchen die vielen Sternschnuppen schuld, die wir in der Nacht sahen und die unausgesprochen in uns immer wieder denselben Wunsch erwachen ließen.

Dritter Tag in der Wand

Das Wetter war wieder auf unserer Seite, keine Wolke war zu sehen. Wieder begann unser Tagwerk um 7.30 Uhr. Das Nachziehen des Hilfsseiles wurde immer schwieriger, war es nun doch schon 400 Meter lang. Durch Funkverbindung — die immer noch ausgezeichnet funktionierte — erkannten wir auch die Zuversicht der Freunde, die heute noch mit den Schiern über die Nordseite zum Gipfel wollten, um uns dort morgen zu empfangen. Ein vereister Riß gab rotes Licht, doch konnten wir sofort auf Grün umschalten. Nun folgte die letzte VI+-Länge laut Beschreibung, über die im unteren Teil ein munteres Bächlein floß und die im oberen Teil mit Eis verziert war. Bald sollten wir merken, daß hier für uns die Hauptschwierigkeiten begannen. Nach 40 Metern erreichte Walter keinen Stand, und so mußte ich mich von einem Seil abknüpfen, da wir zum Klettern ein 40-Meter- und ein 50-Meter-Seil verwendeten. Walter ging die 50 Meter voll aus, und es traf ein, was ich befürchtete. Schon der erste Rucksack blieb beim Nachziehen hängen. So mußte ich nun wohl oder übel den zweiten schultern und beim Nachklettern nebenbei das Hilfsseil einziehen. Es war eine Anstrengung, die mir ziemlich alles abverlangte. Völlig groggy kam ich bei Walter an, unfähig, das nächste Hindernis anzugehen. Dieses bestand aus einem total vereisten Kamin, der nach 80 Metern am zweiten Terrassenband endet. Walter packte zu, mit Fifs und Eisschrauben bewaffnet. Manchmal konnte er in heikler Freikletterei in die linke Begrenzungswand ausweichen. Nach 40 Metern wieder kein Stand, aber diesmal ließ ich mich auf das Experiment des Rucksacknachziehens über 50 Meter gar nicht ein, sondern nahm die Steigbügel und stieg mit geschultertem Rucksack am fixierten Seil nach. Den zweiten holte Walter herauf. Nach 30 Meter „Schleichens“ über vereiste Platten standen wir auf einem riesigen Schneebalkon am zweiten Terrassenband. Überall Schnee und nichts zu sehen von den erhofften Biwakhöhlen. Doch diesmal hatten wir Glück, denn nachdem unsere Hoffnungen schon sehr geschwunden waren, fand Walter eine maßgeschneiderte Höhle mit Kriecheingang, welcher dafür sorgte, daß kein Schnee eindringen konnte und daher Trockenheit herrschte. Bei unseren vom Eis und Wasser durchnässten Kleidern ein willkommener Umstand. Jetzt wollten wir das Hilfsseil einziehen, aber es blieb beim Wollen, denn nach 15 Metern war trotz aller Anstrengung kein Zentimeter mehr zu gewinnen. Ein Abwurf erschien uns aussichtslos, so fixierten wir es an einem Haken. In der Höhle richteten wir uns zum Biwak ein. Hier konnten wir wieder einmal liegen, was wir auch entsprechend würdigten, indem wir von den schwarzen Wolken im Westen keine Notiz nahmen. Trotz des sich andeutenden Schlechtwetters hatte ich keine Zweifel mehr über den Erfolg. Wie weit dieser aber noch entfernt war, sollte ich bald erfahren.



*Schwierigkeiten am Morgen
mit dem Rucksack*

Vierter Tag in der Wand

Gut ausgeruht, kochten wir unsere Ovomaltine, die Walter ohne Zucker gar nicht schmecken wollte. Vor der Höhle sahen wir nur grau, das Wetter hatte also tatsächlich umgeschlagen, mehr wußten wir aber vorläufig nicht. Ich zog meine Sturmhose an und Walter meine Reservemaschen. Erst als ich vor dem Höhleneingang stand, wußte ich, was in der Nacht los war. Die ganze Wand war tief verschneit und die Felsen kaum zu sehen; trotzdem gingen wir zuversichtlich ans Werk. Schon die Querung am Terrassenband hatte die Schwierigkeit einer Eisfeldquerung. Nebenbei ging ein äußerst starker Wind. Langsam aber stetig kamen wir vorwärts. Man braucht bei so vereisten Felsen ein grenzenloses Vertrauen auf die Fähigkeiten seines Partners, und es beweist sich, wie wichtig eine gut zusammengespielte Seilschaft ist. Beim Vorausklettern dachte ich mir oft, „wie kann der Freund dir mit solcher Ruhe zusehen, wie du dich mit diesem unsicheren Gelände abkämpfst?“

Tritt um Tritt, Stufe um Stufe mußte mit dem Eishammer, der nun unser wichtigstes Instrument war, herausgeschlagen werden. Manchmal, wie vereinbart, versuchten wir zur vollen Stunde eine Funkverbindung herzustellen. Es war vergebens, der Sturm schluckte alles. Am frühen Nachmittag erreichten wir die Gipfelschlucht, und unsere Hoffnung, heute noch den Gipfel zu erreichen, wurde bestärkt, bis uns ein Eisüberhang den Weg nach oben versperrte und sich einfach nicht bezwingen lassen wollte. In der mittleren Zone des Überhanges war das Eis für Schrauben ungeeignet, und der Versuch von Walter, rechts im glatten Fels zu bohren, schlug viermal fehl. Immer bröckelte der Fels mitsamt dem gebohrten Loch ab. Plötzlich hörten wir Rufe vom Gipfel, wir versuchten wieder zu funkeln, aber ergebnislos. Wir schrien hinauf, sie sollten ein Seil herunterlassen, wir hatten nämlich nicht mehr die Gewißheit, ob wir diesen Überhang „derpacken“ würden. Wir wurden verstanden und verständigt, daß sie von der Gipfelhütte bald mit dem Seil zurück seien. Untätig wollten wir aber doch nicht sein, und so probierte Walter nochmals. Nun konnte er einen Bohrhaken unterbringen, dann wurde das Eis wieder besser, und somit war auch dieses Problem gelöst. Wir schätzten die Entfernung bis zum Gipfel auf 150 Meter. Inzwischen kamen die Kameraden von der Gipfelhütte und warfen ein Seil herunter, wir konnten es aber nicht sehen, denn sie hatten die Rinne verfehlt. Zu allem Unglück der hilfsbereiten Kameraden auf dem Gipfel konnten sie das Seil nicht mehr hochziehen, da es sich am Ende aussichtslos im Fels verhängte. Die Rufverbindung war äußerst schlecht, denn der orkanartige Sturm schluckte so ziemlich alles. Es wurde dämmerig, aber weit und breit kein geeigneter Platz zum Biwakieren. Als es dunkel war, stand Walter 30 Meter ober mir in einer Eistrinne und ich an ihrem Anfang in einer kleinen Standstufe. Mit der Stirnlampe erreichte Walter ein kleines Felsköpfel, das weder zum Sitzen groß genug war noch für zwei Leute zum Stehen Platz bot. So mußten wir stehend die Nacht verbringen. Der Schneesturm tobte unaufhörlich, und dauernd kamen Pulverschneegeschosse die Eistrinne herab und deckten mich zu. Vier Bohrhaken schlug ich mir zur Sicherung, aber nicht nur deshalb, sondern auch um die Zeit totzuschlagen. Dann begann ich zu singen. So zirka zehn Standardlieder habe ich auf Lager, die ich nun in allen Stimmlagen ertönen ließ. Gut, daß Walter nicht in meiner Nähe war, sein Gehör hätte wahrscheinlich einen Knacks bekommen. Meistens übertönte mich der Sturm, und so war wirklich kein Zeuge meiner Darbietungen vorhanden. Heute durfte man nicht einschlafen, denn bei der Kälte und in dieser Lage wäre das äußerst gefährlich gewesen, aber auch in dieser Lage hatte ich einen ungeteilten Glauben an unseren Erfolg! Die Temperatur dürfte etwa minus 20 Grad betragen haben.

Fünfter Tag in der Wand (Der Gipfelsieg!)

Endlich kam die Morgendämmerung! Sofort packte ich den Rucksack und kletterte mit steifen Gliedern hinauf zu Walter. Der Sturm tobte weiter, aber trotzdem war es eine Wohltat, etwas tun zu können. Der Höhenmesser war nun 15 Teilstriche gefallen, erzählte mir Walter! Ich kletterte die Eisrinne gleich weiter und war am Ende der Seillänge unter einer 35 Meter hohen, senkrechten bis überhängenden Eisstufe. Mit so was hatten wir so kurz vor dem Ziel nicht mehr gerechnet. Walter kam zu mir herauf und ging die Sache gleich an. Ungefähr in halber Höhe war es aus, im Eis hielt keine Schraube mehr, und 20 Meter bohren — unmöglich, mit drei oder vier Bohrhaken. Walter kam zurück mit Hilfe eines steckengelassenen Hakens und ging die total verschneite und vereiste rechte Wand an. Er schaffte es, doch war es einwandfrei die Schlüsselstelle für uns. Nun wußten wir, daß der Weg zum Gipfel für uns frei war. Auf einmal tauchte links neben uns in der nächsten Rinne Robert, am Stahlseil hängend, auf! Es gab eine herzliche Begrüßung, und er erzählte uns, daß auf dem Gipfel für einen Notfall Verstärkung aus Innsbruck gerade eingetroffen sei. Sie konnten die Ungewißheit nicht mehr länger ertragen. Er ließ sich am Stahlseil wieder hochziehen und kam uns in der richtigen Rinne entgegen. Inzwischen kletterten Walter und ich das letzte Steilstück der Gipfeleisrinne hinauf und trafen mit Robert im flachen Teil kurz unterm Gipfel zusammen. Gemeinsam stapften wir nun das letzte Stück hinauf und standen um 13.30 Uhr glücklich bei den Kameraden auf dem Gipfelgrat. Robert, Adi und Thommy — die während der ganzen Besteigung in unserer Nähe waren — schüttelten uns die Hände und konnten vor Freude kaum etwas sagen. Herbert, Kurt, Bulle, Egon, Erich, Laus und Kurtl waren wegen uns nachgekommen, und alle freuten sich nun mit uns derart, daß einem Außenstehenden nicht klar gewesen wäre, wer die glücklicheren waren, ob Walter und ich, oder unsere hilfsbereiten Kameraden. Das ist für mich ein eindeutiger Beweis der Kameradschaft.

Nach einer Stärkung in der Gipfelhütte schnalften wir die Schier an, und hinunter ging's in staubendem Pulverschnee! Drunten wurden wir im Rifugio Marmolada von Herrn Jori und später in Pian Trevisan von Herrn Dezulian herzlich empfangen. Es gab einen herrlichen Ausklang!

So wurde unser alter Wunschtraum dieser harten und äußerst schwierigen Winterkletterei mit anschließender Abfahrt in staubendem Pulverschnee volle Wirklichkeit und steht nun als leuchtender Stern am Horizont meiner unvergeßlichen Erinnerungen.

Südtirol

Wandlungen im Bevölkerungsbild im Land an der Etsch

ADOLF LEIDLMAIR

In der Geschichte des Alpinismus steht Südtirol an führender Stelle. Dies gilt nicht allein für die bergsteigerische Erschließung. In den vier Jahrzehnten von 1874 bis 1913 konnte der Deutsche und Österreichische Alpenverein fünf seiner Hauptversammlungen zwischen Brenner und Salurn veranstalten und 73 Schutzhütten, von denen mehr als zwei Drittel im Besitz auswärtiger Sektionen waren, errichten^{9*}. Die Ent-eignung des Hüttenbestandes nach dem Jahre 1919 hat dieser regen Tätigkeit zwar ein Ende gesetzt, nicht aber der im ganzen deutschen Sprachgebiet lebendigen Begeisterung für die kühnen Zacken der Dolomiten und die Gletscherwelt des Ortlers, aber auch für so manche einsame Gipfelfahrt im Vintschgau oder im Pustertal. So ist gerade unter den Bergsteigern das Interesse wachgeblieben für alles, was die viel erörterte Südtiroler Frage betrifft. Der Blick in die Tiefe des Bozner Kessels mit den Bauklötzen der immer noch rasch wachsenden Stadt und dem darüberhängenden Dunstschleier ihrer Industriezone, der sich vom Schlern, vom Penegal oder von der Rampe des Tschöggelberges bietet, ist eindrucksvoll genug, um mehr, als es die so rührige Publizistik zu tun vermag, den Beweis zu liefern, daß neue Lebensformen in das alte Kernstück des „Landes im Gebirge“ eingezogen sind.

Mögen in der Diskussion um Südtirol auch wirtschaftliche und juristische Gesichtspunkte ein erhebliches Gewicht besitzen, so sind dies im ganzen doch nur Randerscheinungen der Bevölkerungsentwicklung. Die Öffentlichkeit wurde in den letzten Jahren häufig durch offizielle Memoranden und Publikationen wissenschaftlicher oder journalistischer Art darüber unterrichtet, wie sehr sich nach der Angliederung des Landes an Italien der Bestand seiner Volksgruppen verändert hat. Einen Eindruck davon vermittelt die *Nationalitätenstatistik*, deren Kenntnis nicht nur im Interesse einer quantitativen Vorstellung, sondern als Grundlage zur Beurteilung aller damit verbundenen Strukturprobleme unerlässlich ist.

Die Bevölkerung der Provinz Bozen nach ihrer sprachlichen Zugehörigkeit**

Jahr	Gesamtbevölkerung	Deutsche		Italiener		Ladiner	
		abs.	v. H.	abs.	v. H.	abs.	v. H.
1910	237.800	221.150	93,0	ca. 6.950	3,0	ca. 9.350	4,0
1921	232.600	202.350	87,0	20.300	8,7	9.900	4,3
1939	326.650	ca. 234.650	71,8	80.750	24,7	ca. 11.250	3,5
1943	291.700	176.300	60,4	104.750	35,9	10.650	3,7
1953	341.500	214.250	62,7	114.550	33,6	12.700	3,7
1961	373.550	232.700	62,3	128.250	34,3	12.600	3,4

* Zahlen = Nummer im Schriftenverzeichnis.

** Abgerundete Werte der tatsächlich ansässigen Bevölkerung (ohne nur vorübergehend anwesende Staatsfremde oder Militärpersonen); 1921 einschließlich der österreichischen Bewerber um die italienische Staatsbürgerschaft. 1910, 1921, 1961 nach den amtlichen Volkszählungsergebnissen, 1939 und 1943 Erhebungen anlässlich der Option und Umsiedlung, 1953 Statistik des italienischen Grenzzenonamtes (Innocenti-Statistik oder Grünbuch 1953). Zum Nachweis und zur Kritik der Quellen vgl. Leidlmair 1958, S. 37/43; 1965, S. 560 ff.

Es ist allgemein bekannt, und die zwischen 1910 und 1961 eingetretenen prozentualen Verschiebungen beweisen es hinlänglich, daß die derzeitige Volksstrumgliederung Südtirols in erster Linie durch *Wanderbewegungen* und weniger durch die Bilanz der Geburten- und Sterbefälle bestimmt wurde. Ohne Einschränkung trifft dies für den größten Teil der im Lande ansässigen Italiener zu. Genaue Angaben über die zahlenmäßige Stärke dieses Wanderstromes sind der Statistik zwar nicht zu entnehmen. Auf Grund der Durchschnittswerte der Geburtenüberschüsse läßt sich jedoch mit einiger Sicherheit schließen, daß zwischen den beiden Kriegen gegen 75.000 Italiener in die heutige Provinz Bozen eingewandert sind, denen nach einer kurzen Unterbrechung während der letzten beiden Kriegsjahre mit einer vorübergehenden rückläufigen Tendenz von 1945 bis 1953 annähernd 25.000 weitere Zuwanderer folgten⁴. Sicher war Südtirol schon in der Zeit der österreichisch-ungarischen Monarchie das Ziel italienischer Einwanderer aus dem nahen Trentino — im nennenswerten Umfang zumindest bis zur Jahrhundertwende —, jedoch lagen die bevorzugten Ansiedlungsorte damals im ländlichen Bereich, vor allem im Bozner Unterland, wo in Branzoll und in Pfatten schon im Jahre 1910 eine italienische Mehrheit bestand. Nach dem ersten Weltkrieg und in allen späteren Jahren hingegen verschob sich das Schwergewicht der italienischen Wanderströme in zunehmendem Maße in die Städte und in andere zentrale Orte, wo der Handel, der Verkehr, das Gewerbe und nicht zuletzt die Dienststellen der öffentlichen Hand die meisten Verdienstmöglichkeiten boten. Salurn, Leifers und Neumarkt an der Trentiner Straße erhielten dadurch eine italienische Majorität, aber auch der Verkehrsknotenpunkt Franzensfeste im Eisacktal sowie das alte Meran und vor allem Bozen, wo die deutsche Stadtbevölkerung schließlich in die Rolle einer schwachen Minderheit mit einem Anteil von rund 20 Prozent an der gesamten Einwohnerschaft zurückgedrängt wurde. Die Errichtung der Bozner Industriezone im Jahre 1935 hatte dafür den entscheidenden Anstoß gegeben und zum Bau jener Wohnquartiere zwischen Eisack, Talfer und Gries geführt, wo sich in unmittelbarer Nachbarschaft nüchterne Arbeiterviertel mit den Straßenzügen der faschistischen Repräsentation treffen. Dem nur flüchtig Durchreisenden, der in der Altstadt von Bozen und Meran die Erinnerung an ähnliche Städtebilder wie in Innsbruck, Sterzing oder Wasserburg empfindet und zugleich den beruhigenden Eindruck, daß zumindest hier die alte Tradition fortlebt, unverändert durch jene fremde Welt, die sich an der Peripherie so offensichtlich zur Schau stellt, bleibt es in der Regel verborgen, daß das italienische Element mit 60 und 70 Prozent aller Bewohner längst auch in den alten Kernen der beiden Hauptstädte des Landes überwiegt. Ebenso wie in ihren bevorzugten Zielgebieten unterscheiden sich die Zuwanderer italienischer Zunge von ihren Vorgängern zur Zeit der alten Monarchie auch in ihren Herkunftsräumen. Waren es damals beinahe ausschließlich Trentiner, so liegen ihre Geburtsorte jetzt vor allem in Venetien, in den Provinzen Padua, Rovigo und Verona, während der Anteil der Südtaliener im Gegensatz zur landläufigen Meinung im Vergleich dazu gering erscheint.

Auch der Bestand der deutschen und ladinischen Volksgruppe ist zu einem nicht geringen Teil das Ergebnis von Wanderbewegungen, die aber schon seit dem Ende des ersten Weltkrieges mit einem negativen Saldo abschlossen. Die größten Verluste brachte die Südtiroler Umsiedlung als Folge der Berliner Vereinbarung vom 23. Juni 1939, die rund 74.000 Menschen außer Landes führte, von denen kaum mehr als 22.000 nach dem Kriege wiederum den Weg in die alte Heimat fanden. Gefördert durch formalrechtliche Schwierigkeiten, die die neue staatliche Zugehörigkeit für viele brachte, und durch die wirtschaftliche Notlage, derer die faschistische Regierung nicht Herr werden konnte, überwog darüber hinaus in allen Jahren zwischen den beiden Kriegen die Abwanderung. Ihr Umfang läßt sich heute nicht mehr feststellen, doch ist die Untergrenze dieses Wanderverlustes für die Zeit von 1921 bis 1939 bei mindestens 5000 Personen anzusetzen. Die Grenzziehung am Alpenhauptkamm hat ferner schlagartig die Zuwanderung aus

dem übrigen deutschen Sprachgebiet unterbunden, die in den letzten Jahrzehnten unter Österreich nicht nur in quantitativer Beziehung zur Ergänzung der Bürgerschaft von Meran und Bozen beigetragen und sich weniger aus Nordtirol, wie man erwarten würde, sondern mit größeren Beträgen aus Sudetenland und Oberösterreich hergeleitet hatte.

Die unter dem Signum des faschistischen Liktorenbündels forcierte und unter Duldung des demokratisch gewordenen Staates in den ersten Jahren nach dem Kriege fortgesetzte Zuwanderung aus dem Süden ist für Südtirol keineswegs zu einem historischen Ereignis geworden, über das endlich die Akten geschlossen werden sollten, um den friedlichen Ausgleich zwischen den Volksgruppen im eigenen Lande nicht länger durch schmerzliche Erinnerungen oder Vorwürfe zu stören. Sie hat bei der bodenständigen Bevölkerung die Sorge hinterlassen, die Zugehörigkeit zu einem chronisch überbevölkerten Staatsgebiet könne jederzeit ähnliche Vorgänge auslösen. In der öffentlichen Diskussion wird daher immer wieder die Frage nach dem Stand der Wanderbewegungen gestellt. Tatsächlich hat sich die italienische Zuwanderung im letzten Jahrzehnt vermindert. Nach den amtlichen Angaben konnte die italienische Sprachgruppe von 1953 bis 1961 ihre Einwohnerschaft um 13.700 Personen erhöhen. Dieser Zuwachs erfordert nach Maßgabe des mittleren Geburtenüberschusses zwar immer noch einen Wandererwerb von einigen tausend Menschen, ein Betrag, der indessen viel geringer ist als in den vorangegangenen Jahrzehnten. Die Bevölkerungsfortschreibung im Anschluß an die Volkszählung 1961 läßt auch für die unmittelbare Gegenwart keine alarmierenden Summen der italienischen Zuwanderung, sondern eher eine abklingende Tendenz erkennen. Ob diese Zwischenbilanz zu einer Prognose der künftigen Entwicklung berechtigt, wird jedoch erst die Zukunft erweisen.

Eher zur Sorge als zu einem begründeten Optimismus gibt die Wanderbilanz der deutschen Sprachgruppe Anlaß. Wohl erreichte ihr Gesamtzuwachs zwischen 1953 und 1961 die stattliche Zahl von 18.460 Personen, der jedoch, wiederum gemessen am Geburtenüberschuß und im Gegensatz zu den italienischen Bewohnern der Provinz, erheblich unter dem Soll der natürlichen Bevölkerungsvermehrung liegt. Bei den Deutschen zwischen Brenner und Salurn hat somit abermals die Abwanderung eingesetzt, und nicht weniger als 13.000 sollen sich derzeit in der Bundesrepublik Deutschland, in der Schweiz und in Österreich in einem Arbeitsverhältnis befinden, das sehr oft zu einer endgültigen Niederlassung führt.

Diese Tatsache erhellt zugleich, daß die zahlenmäßige Entwicklung der Volksgruppen in Südtirol nicht nur ein quantitatives Problem einschließt. Die Majorisierung der städtischen Zentren durch die italienische Zuwanderung führte zu dem Ergebnis, daß die Unterschiede zwischen den Volksgruppen über das Sprachliche hinaus durch die *Berufsstruktur* verstärkt wurden. Nach der Volkszählung 1961, die dafür erstmals genau aufgeschlüsselte Daten liefert, bezogen bei der deutschen und ladinischen Bevölkerung etwa 56, bei der italienischen hingegen 96 Prozent ihr Einkommen aus einer nicht-agrarischen Tätigkeit. Die gegensätzliche Berufsstruktur ist sicher ein Erbe der faschistischen Bevölkerungspolitik, die den einheimischen Kräften den Zugang zu allen Stellen der öffentlichen Hand, aber auch der neuen Großindustrie im Lande verwehrte. Darüber hinaus verbergen sich dahinter noch andere Motive, die nicht allein durch direkte politische Lenkungsmaßnahmen zu begründen sind. Der starke italienische Zuwachs hat in den großen Talorten entscheidend zur Belastung des Wohnungsmarktes beigetragen und dadurch die Ergänzung der deutschen Stadtbevölkerung durch Zuzüge aus ihrem eigenen Umland erschwert. Die *Schranken zwischen Stadt und Land* sind somit höher geworden⁵, und das italienische Element konnte dadurch auch in den bodenständigen Handwerks- und Handelsbetrieben eindringen, da das Angebot an Arbeitskräften aus dem Kreis der alteingesessenen Bürgerschaft zu gering wurde und die Einstellung eines deutschen Lehrlings aus der ländlichen Umgebung oft an der Unterbringung scheiterte. Die gehemmten Wanderbeziehungen zwischen Stadt und Umland haben ferner ein

erhebliches Ansteigen der nationalen *Mischehen* begünstigt, die schon im Jahre 1951, zumindest in Bozen, mehr als ein Drittel aller Eheschließungen, an denen Südtiroler beteiligt waren, erreichten. Mit dieser Feststellung soll nicht ein diskriminierendes Urteil abgegeben werden. Unbestritten bleibt jedoch, daß die aus solchen Verbindungen hervorgegangenen Kinder meistens der deutschen Sprachgruppe verlorengehen, da sich im häuslichen Umgang das Italienische, dessen Kenntnis der deutsche Partner in die Ehe mitbringt, schon aus Bequemlichkeitsgründen leichter durchzusetzen vermag.

In den *bäuerlichen Bereichen* mußte die fortschreitende Entfremdung zwischen Stadt und Land schließlich eine *Bevölkerungsverdichtung* erzeugen, für die die örtlich vorhandenen Existenzmöglichkeiten nicht genügen. Symptomatisch dafür ist die laufende Bevölkerungszunahme in jenen Berggebieten — zwischen 1951 und 1961 beinahe um 5 Prozent —, in denen vor dem ersten Weltkrieg die Abwanderung höhere Summen als der Geburtenüberschuß erreicht hatte. Der auf den Bergbauernhöfen immer noch intakten Familiengemeinschaft ist es zu verdanken, daß dieser Zustand bisher nur eine latente Unterbeschäftigung und nicht gefährliche Spannungen auszulösen vermochte. Die Entwicklung der letzten zehn Jahre läßt jedoch mit wachsender Deutlichkeit die daraus resultierende *soziale Seite der Südtiroler Frage* erkennen und daher die Notwendigkeit, daß sich die Anstrengungen aller nicht mehr allein auf die Erhaltung des kulturellen Erbes beschränken dürfen. Auch die bevölkerungsbiologische Situation zwingt zu einer raschen Abhilfe. Schon zwischen den beiden Kriegen lag die Geburtenhäufigkeit in Südtirol über dem gesamtitalienischen Mittel und jenem aller nord- und mittelitalienischen Provinzen. Nach 1955 kam es zu einem erneuten Anstieg der Geburtenkurve, wobei die Zahl der Lebendgeburten auf Tausend der Bevölkerung von 18,8 im Jahre 1955 auf 23,3 im Jahre 1963 anstieg und in beinahe der Hälfte aller Gemeinden einen Betrag von 25 erreichte. Diese Zunahme der natürlichen Bevölkerungsvermehrung ist außerhalb der Städte und vor allem in den rein deutschen Gemeinden eine generelle Erscheinung. Sie gilt auch für die westliche Landeshälfte, wo wegen der stärker verbreiteten Realerbteilung die Kleinbesitzungen überwiegen und die Geburtenraten zwischen den beiden Kriegen ein deutliches Gefälle aufwiesen. In der gleichen Zeit ist auch die Kurve der Eheschließungen angestiegen. Das verstärkte Bevölkerungswachstum ist somit in erster Linie auf die Zunahme der Familiengründungen zurückzuführen. Nach dem derzeitigen Geburtenüberschuß müßte in den gleichen Berggebieten, in denen vor dem ersten Weltkrieg die Höhenflucht verbreitet war*, für die Zeitspanne von 1961 bis 1971 mit einem Zuwachs von 10.000 Personen gerechnet werden, wenn keine Abwanderung eintritt. Die Schaffung neuer Arbeitsplätze für die heranwachsende Generation, die nur im nichtagrarischen Bereich erschlossen werden können, ist somit ein dringendes Gebot. Dazu kommt noch, daß die Rationalisierung der Landwirtschaft weitere Arbeitskräfte freustellen wird, rechnet doch der vor kurzem der Öffentlichkeit vorgelegte Südtiroler Raumordnungsplan mit einem Überbesatz der bäuerlichen Betriebe von knapp 10.000 Personen.

Damit stellt sich die vieldiskutierte Frage, ob und in welchem Ausmaß auch in Südtirol bei einer offenbar sehr traditionsgebundenen bodenständigen Bevölkerung Anzeichen einer *Landflucht* vorhanden sind. Die Interpretation des statistischen Materials ergibt — sofern den örtlichen Gegebenheiten mit der gebotenen Sorgfalt Rechnung getragen wird —, daß trotz der geschilderten Schwierigkeiten auf dem Arbeitsmarkt die Zahl der in der Landwirtschaft Tätigen im Vergleich zur österreichischen Vorkriegszeit wohl abgenommen hat. Die dadurch ausgewiesene Landflucht war aber, zumindest bis zum Jahre 1951, so gering, daß sie zu keiner wirkungsvollen Entlastung der Unterbeschäftigung in den bäuerlichen Gebieten beitrug. Ein völlig neues und über-

* Unter Höhen- oder Bergflucht wird in der bevölkerungsgeographischen und statistischen Literatur die absolute Bevölkerungsabnahme in den höheren Stockwerken des Gebirges verstanden.

raschendes Bild liefern die Ergebnisse der Volkszählung 1961. Sie zeigen, daß in dem Jahrzehnt zwischen 1951 und 1961 die Summe der landwirtschaftlichen Erwerbspersonen um gut 13.300 und somit um rund 20 Prozent zurückgegangen ist. In zahlreichen Gemeinden weist die Statistik sogar eine Abnahme von über 33 Prozent aus. Vor allem ist die Zahl der in der Landwirtschaft tätigen Frauen und der mithelfenden Familienangehörigen mit Durchschnittswerten von 50 und 36 Prozent geringer geworden. Die Landflucht scheint somit bei den Deutschen und Ladinern, die knapp 96 Prozent aller landwirtschaftlichen Erwerbspersonen stellen, in einem ungeahnten Ausmaß eingesetzt zu haben. Die nüchterne Sprache der Statistik wirft daher die Frage auf, ob es weiterhin ratsam ist, eine Sozialpolitik zu empfehlen, die ein Abwandern von Arbeitskräften aus der Landwirtschaft zum Ziele hat. Darüber hinaus gibt die radikale Senkung der Agrarquote zu Bedenken Anlaß, ob die eben vertretene These einer drohenden Überbevölkerung in den ländlichen Gebieten unter dem Einfluß der gehemmten Wanderbeziehungen zwischen Stadt und Land nicht einer Überprüfung bedarf. An sich läge der Schluß nahe, die Begründung dafür in einer kräftigen Entfaltung des Gewerbes und der Dienstleistungsbetriebe auch in jenen Orten, von denen die italienische Zuwanderung fernblieb, zu suchen. Dem widerspricht jedoch in beinahe allen Fällen schon die flüchtige Beobachtung, besonders in den entlegenen Gemeinden. In Martell, Laurein und Proveis, um nur einige Beispiele herauszugreifen, hat die Summe der landwirtschaftlichen Erwerbspersonen um 39 bis 44 Prozent abgenommen, ohne daß andere Beschäftigungsmöglichkeiten in nennenswertem Umfang entstanden wären. Auch die Pendelwanderung vermag diese Diskrepanz nicht zu erklären, da der tägliche oder wöchentliche Wechsel zwischen Wohn- und einem auswärtigen Beschäftigungsort in Südtirol vergleichsweise immer noch gering ist. So sprechen alle Anzeichen dafür, daß die in der jüngsten Statistik ersichtliche Berufsumschichtung nicht eine tatsächliche Radikalisierung der Landflucht, sondern ein sozialpsychologisches Problem zum Inhalt hat. Nach einer Schätzung des Landwirtschaftsassessorates in Bozen verwandten 1962 30 Prozent aller bäuerlichen Betriebe nur einen Teil ihrer Arbeitszeit für die Agrarproduktion⁷. 1951, zur Zeit der vorletzten Volkszählung, hatte die Erinnerung an die Kriegsjahre und somit an die Vorteile für den, der zur Not von der eigenen Scholle leben konnte, ein viel stärkeres Bekenntnis zum Bauerntum erzeugt. Dazu kamen noch die Erfahrungen der faschistischen Unterdrückung, die man eben überstanden hatte, der Umsiedlung und die wiederum angelaufene italienische Zuwanderung nach Bozen, die wenig später den allseits verehrten *Kanonikus Michael Gamper* das viel zitierte Wort vom Todesmarsch der Südtiroler aussprechen ließ⁸. Alles in allem Gründe genug, die ein unbedingtes Festhalten am bäuerlichen Lebenskreis als dem sichersten Reservat zur Erhaltung der eigenen Art empfahlen. 1961 ist die im Emotionalen begründete Berufsentscheidung anders ausgefallen. In der Führung der Südtiroler Volksgruppe selbst hatte sich längst die Überzeugung durchgesetzt, daß ein höherer Lebensstandard ohne ein stärkeres Ausweichen in die gewerbliche Wirtschaft nicht zu erreichen sei. Was bisher bei vielen Kleinbauern nur als Nebenerwerb betrachtet und immer schon ausgeübt worden war, etwa eine zusätzliche Tätigkeit im Handwerk, im Bau- oder Gastgewerbe, rückte nun zur Hauptbeschäftigung auf. Sicher hat gleichzeitig die Landflucht neue Impulse erfahren, ohne aber zu einem mit anderen Ländern vergleichbaren Substanzverlust der Landwirtschaft zu führen, da ein nicht unbeträchtlicher Teil des Rückganges der landwirtschaftlichen Erwerbspersonen auf das Konto dieser eigenen Umbewertung geht. Im ganzen wird man diesen Vorgang, der letzten Endes beweist, daß sich das Arbeiterbauerntum seiner eigenen Stellung bewußt wurde, jedoch als Anzeichen eines tiefgreifenden Strukturwandels werten müssen, der in den eben vergangenen Jahren große Teile der Bevölkerung erfaßt hat. Die Zeit der patriarchalischen Familiengemeinschaft, in der sich die

⁷ Südtiroler Wirtschafts- und Sozialinstitut, Bd. 3, S. 89.

⁸ Dolomiten, 23. Oktober 1953.

nicht erbberechtigten Geschwister mit der Rolle des Knechtes oder der Magd am väterlichen Hof zufriedengaben, geht auch in Südtirol zu Ende. Der Schritt in eine andere soziale Welt wird nicht mehr als ein schmerzlicher Bruch mit der Tradition empfunden, sondern als unerläßliche Notwendigkeit, um eine angemessene Beteiligung am Erwerbsleben zu erreichen. Der durch die Volkszählung 1951 und 1961 zwar erwiesene, zum großen Teil aber durch eine veränderte Einstufung der Tätigkeitsmerkmale erklärbarer Rückgang der Landwirtschaft enthält daher nicht die Aufforderung, nur Maßnahmen zur Eindämmung der Landflucht, sondern ebenso zur Bereitstellung weiterer Verdienstmöglichkeiten zu ergreifen. Mit dem Ausbau der bestehenden Einrichtungen ohne die Hilfe der öffentlichen Hand ist es aber nicht getan. Die Südtiroler Landesregierung ist daher bestrebt, neue Industriestandorte zu erschließen mit dem Erfolg, daß es gelang, seit dem Jahre 1959 knapp 60 gewerbliche Betriebe zu errichten, darunter 31 im Besitz ausländischer Firmen, und in dem schon erwähnten Raumordnungsplan sechs Industriezonen für die heimische Bevölkerung zu projektieren.

Ein überzeugender Beweis, daß auch die Bevölkerung selbst bereit ist, die Voraussetzungen für einen Aufstieg der jungen Generation zu schaffen und nicht nur auf die Erfüllung sozialer Postulate pocht, liefert die Entwicklung des *Schulwesens*. Alle Gemeinden mit mehr als 3000 Einwohnern sind der durch ein Staatsgesetz vom Juli 1962 angeordneten Verpflichtung, Einheitsmittelschulen zu errichten, nachgekommen. Obwohl die vorherrschende Streusiedlung den Besuch einer weiterbildenden Schule erschwert, setzten rund 70 Prozent aller deutschen Schulkinder, die im Jahre 1965 mit Erfolg die fünfte Volksschulklasse abgeschlossen hatten, ihre Ausbildung an den neuen Einheitsmittelschulen fort. Der durch öffentliche Mittel finanzierte Schülerbeförderungsdienst wurde im Schuljahr 1965/66 von über 4700 Kindern benutzt, von denen ein gutes Viertel einen über zehn Kilometer langen Schulweg zurückzulegen hatte. Die Zahl der Oberschüler hat sich in den letzten 15 Jahren verdreifacht, und es spricht für das Verantwortungsbewußtsein der Südtiroler Eltern, daß die in den Städten bestehenden Schülerheime ohne Ausnahme überfüllt sind. So steht Südtirol an der Schwelle einer neuen Entwicklung. Die Umschichtung von der Landwirtschaft in andere Tätigkeitsbereiche läßt sich auch hier, obzwar um Jahrzehnte verspätet, auf die Dauer nicht mehr aufhalten. Der Wunsch nach Erhaltung der eigenen Art darf nicht mit einem kompromißlosen Festhalten an einer überholten Gesellschaftsstruktur verwechselt werden. Unverkennbar sind die Anzeichen, daß die bodenständige Bevölkerung bereit ist, die durch die politische Entwicklung der Zwischenkriegsjahre aufgerichteten Schranken zwischen Stadt und Land sowie Berg und Tal zu überwinden und in soziale Bereiche zu drängen, die ihr bisher verschlossen waren.

Schriften

- 1 IX. Censimento generale della popolazione, 4. September 1951, Vol. 1, Fasc. 17, Roma 1953.
- 2 X. Censimento generale della popolazione, 15. Oktober 1961, Vol. 3, Fasc. 21, Roma 1964.
- 3 Landesverwaltung Bozen, Assessorat für Volkswohnbau und Raumordnung: Raumordnungsplan der Provinz Bozen, 1967.
- 4 Leidlmair, A.: Bevölkerung und Wirtschaft in Südtirol. Tiroler Wirtschaftsstudien, 6. Folge, Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 1958, 296 S.
- 5 Leidlmair, A.: Südtirol als sozialgeographisches Problem. In: Tiroler Heimat, 1960, S. 71—87.
- 6 Leidlmair, A.: Bevölkerung und Wirtschaft seit 1945. In: Südtirol, eine Frage des europäischen Gewissens. Hrsg. v. Fr. Huter, Verlag f. Geschichte u. Politik, Wien 1965.
- 7 Leidlmair, A.: Landflucht und Bevölkerungswachstum in Südtirol. In: Tiroler Heimat, 1966.
- 8 Rungaldier, R.: Südtirols Bedeutung für den Alpinismus. In: Beiträge zur Landeskunde Südtirols. Festgabe für Dr. F. Dürrenhaus. Neustadt a. d. Aisch, 1962, S. 67—94.
- 9 Schriftenreihe des Südtiroler Wirtschafts- und Sozialinstituts, Bd. 3, 1963, 137 S.

Anschrift des Verfassers: Univ.-Prof. Dr. A. Leidlmair, Geographisches Institut der Universität Bonn, D-53 Bonn; Franziskanerstraße 2.

Skarabäusfund am Hohen Sonnblick

HANS FLUCHER

„Meines Erinnerens war es im Jahre bevor ich das Bronzeschwert 5¹ am Ritterkopf fand, also im Sommer 1954. Ich stieg damals von der Rojacher Hütte (2718 Meter) in etwa südwestlicher Richtung zum Goldberggletscher (i. d. AV.-Karte: Vogelmaier-Ochsenkarkees, Anm. d. Verf.) hinab und fand nach etwa zehn Gehminuten auf einem aus dem Firnschnee ausgeparten Fleck, der mit Steinen bedeckt war, diesen Skarabäus. Seine untere Platte war vom Käferkörper abgebrochen, doch lagen beide Teile mit ihrer Bruchfläche eng aneinander, so wie ich sie daheim wieder zusammengeklebt habe. Als ich das Jahr darauf das Bronzeschwert fand und zu Professor Hell trug, wollte ich auch den Skarabäus mitnehmen, konnte ihn aber unter meinen vielen Steinen und Mineralien nicht gleich auffinden, habe aber Herrn Dr. Hell auch von diesem Fund berichtet.“ Mit ungefähr diesen Worten, jedoch völlig sinngemäß, hat mir der heute 69jährige Bundesbahnpensionist *Peter Schwegel*, der bis vor wenigen Jahren ein eifriger Mineraliensucher war, von der Auffindung seines Skarabäus wiederholt erzählt.

Viel zu spät, erst 1965, kam dann der verschollene Skarabäus in die Hände des Salzburger Landesarchäologen, Prof. DDr. M. Hell, der darüber erstmalig im „Salzburger Volksblatt“ Nr. 239 vom 15. Oktober 1966 kurz berichtet hat. Wäre der Skarabäusfund gleich nach seiner Auffindung zu Dr. Hell gelangt, so hätten sich damals aus der Fundstelle, in Verbindung mit den Firnverhältnissen der Umgebung, wohl wertvolle Anhaltspunkte für eine genauere Datierung des Stückes ergeben.

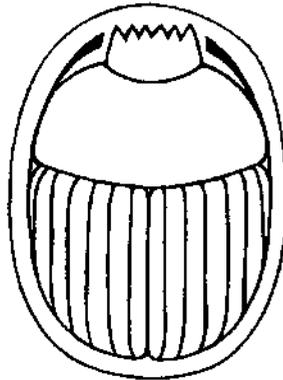
Zum allgemeinen Verständnis sei vorweggenommen, daß heute unter der Bezeichnung „Skarabäus“ vor allem jene vielen tausend in den Ausgrabungen Ägyptens aufgefundenen Darstellungen eines zwei bis drei Zentimeter großen, schwarzen Käfers, des „Heiligen Pillendrehers“ (*Ateuchus sacer*), gemeint sind. Dieser, zur Klasse der Mistkäfer gehörig und in den Zonen um das Mittelmeer beheimatet, hat die sehr nützliche Eigenschaft, allen Kot von Mensch und Tier und sonstige faulige Abfälle zu Kugeln von zwei bis fünf Zentimeter Durchmesser zu formen, diese mit einem befruchteten Ei zu belegen und zu vergraben, woraus dann — über Larve und Puppe — wieder solche Käfer entstehen. Darob auch seine altägyptische Bezeichnung „cheper“ = der aus der Erde erstand. Wegen seiner „als geheimnisvoll empfundenen Fortpflanzung“¹² (S. 46), dabei zahlreichen Vermehrung (Sinnbild des Lebens und der Fruchtbarkeit) oder weil „die Kugel, die er formt, zum Sinnbild des Sonnenballs wird, zum Symbol des sich ständig erneuernden Lebens, des ewigen Werdens und Vergehens, wie es die Sonne uns täglich am Himmel vorführt“⁶ (S. 93), wurde er schon zu sehr früher Zeit als heilig verehrt.

Meiner unmaßgeblichen Meinung nach haben aber schon die alten Ägypter — als wirklichkeitsnahe Menschen — den großen Wert dieses Käfers in seiner sanitär-polizeilichen Aufgabe erkannt. Nach *Brehm* „berichtet schon *Livingstone* von einer Art *Kuruman*, wahrscheinlich auch ein *Ateuchus*, der die Dörfer rein hält, indem er allen Kot sofort zu Kugeln formt und vergräbt“. Nichts liegt näher, als daß man ihn daher schon im alten Ägypten geschützt hat und daß dies in der Folge — über die Priesterkaste — zu seiner heiligmäßigen Verehrung zumindest beigetragen hat.

¹ Die Zahlen verweisen auf die entsprechenden Literaturhinweise.

Wie kein anderes Symbol hat man ihn daher in überaus großer Anzahl und aus dem verschiedensten Material, wie Holz, Ton und Stein, vielfach aber aus gediegeneren Werkstoffen, wie Ebenholz, Elfenbein, Halbedelsteinen und Edelmetallen, geformt, mit Namensinschriften und symbolischen Zeichen versehen und vornehmlich als heilkräftiges Amulett getragen. Die Unterseite ist oft mit rühmenden und frommen Texten bedeckt, bei besonderen Anlässen wurden von den Pharaonen „Gedenkskarabäen“ wie Erinnerungsmedaillen verteilt, und den Toten wurden sogenannte „Herzskarabäen“ unter die Mumienbinden eingelegt.

Ganz selten hat man den so auffallenden Kopf des Pillendrehers mit seinen sechs kräftigen Grabzacken durch den einer anderen Gottheit — wie im vorliegenden Fall durch die Himmelsgöttin Hathor — ersetzt, die entweder mit einem Kuhkopf oder wenigstens mit Hörnern und Kuhohren dargestellt wurde. Der Beweggrund hiezu ist naheliegend: durch diese Kombination mit einem besonders hochgestellten göttlichen Wesen sollte wohl die Zauberkraft und die Heilwirkung des Amuletts noch verstärkt werden. Der Archäologe Univ.-Prof. Dr. J. Wiesner (Freiburg), der den Rauriser Skarabäus kennt, teilte mir mit, daß er erst kürzlich die reichhaltigen Sammlungen im Ägyptischen Museum zu Kairo nach einem ähnlichen Stück absuchte, dort aber gleichfalls nur Skarabäen mit dem Käferkopf zu sehen bekam. Dies erhöht die Seltenheit des vorliegenden Fundes, bestärkt aber zugleich die Vermutung, daß diese Verquickung von Käfer und Hathorkopf nur während eines bestimmten Zeitabschnittes und an einem Orte, wo die kuhköpfige Himmelsgöttin besonders hoch im Ansehen stand, angefertigt worden ist. Für diesbezügliche weitere Hinweise wäre der Verfasser sehr dankbar.



Normaler Skarabäus

So erscheint es wohl verständlich, daß Skarabäen als Tausch- und Handelsware sehr bald vor allem in die Mittelmeerländer gelangten. Unter anderem finden wir sie, nebst mancherlei Schmuckstücken aus dem Nilland, schon bei den Etruskern von Vetulonia, etwa 750 v. Chr.¹ Und als heilbringendes Amulett waren sie im ganzen Abendland bald sehr begehrt und dürften deshalb — wie man vermutet — auf italienischem Boden nachgemacht worden sein. Sicher ist, daß sie (nach *Komorzynski*) bis in dieses Jahrhundert herein in Verwendung standen.

In der Souvenirindustrie der Gegenwart feiert unser Mistkäfer fröhliche Urständ. Glasindustrien, Specksteinschneider und andere mehr beliefern heute Ägypten mit großen Mengen von Skarabäen aller Art, die von dort wieder als Dutzendware, mitunter aber auch als recht geschmackvolle Schmuckstücke, in alle Welt gehen.

Doch zurück zu unserem Skarabäus, der aus einem sehr feinsandigen Ton von bräunlichgrauer Farbe (drapp) mit etlichen helleren Kaolineinschlüssen gebrannt ist. Auf einer ovalen Basisplatte von 87×57 Millimeter, die an den stark verwitterten Rändern fünf bis sieben Millimeter dick ist, ruht der bis zu 24 Millimeter hochgewölbte Käferkörper (Gesamthöhe 31 Millimeter), der selbst wieder 76 Millimeter lang und am Rückenschild bis 50 Millimeter breit ist (siehe Abbildungen). Die beiden Flügel sind vom Rückenschild und auch voneinander (übrigens nicht genau symmetrisch) durch eine Doppelrinne abgesetzt. Deutlich sind solche Rillen auch bei den stilisierten Haarsträhnen zu sehen, die das Köpfchen der Göttin Hathor umrahmen und bis auf die beiden vorderen, gezackten Grabbeine herabfallen. Trotz der zangenförmigen Hörner und Kuhohren zeigt das Antlitz mit seinen nach vorn gerichteten Augen und der dünnen Nasenwurzel deutlich menschliche Züge, denn der Rinderkopf hat einen sich von der Stirne zum Flotzmaul verjüngenden Nasenrücken. Sehr gut beobachtet und von wahrer Meisterhand geformt, erscheint mir die Anordnung der seitlichen drei Beinpaare, rechts allerdings stark durch Verwittern abgebrüchelt.

Falls die Herstellung — wie dies auch Prof. *Hell* annimmt — mit einem Model (Preßform) serienmäßig erfolgt ist, dann wurde am weichen Ton noch kräftig nachgearbeitet. Denn unter den Deckflügeln bestehen beiderseits tiefgreifende Einbuchtungen, die bei der Verwendung von selbst zwei Preßformen (Basisplatte und Käfer) nicht ausgespart werden konnten. Auch die vorerwähnten Rillen wie auch die Schriftzeichen auf der Unterseite scheinen mit einem Griffel eingedrückt worden zu sein. Dadurch wurde der Ton an diesen Stellen noch verdichtet (komprimiert), und so haben diese, wie es auch die Abbildungen erkennen lassen, der Korrosion besser widerstanden als die übrigen Tonflächen.

Seitlich des Rückenschildes durchquert unter den Gelenksköpfen des vorderen und mittleren Beinpaars eine im Verhältnis übergroße, fast ovale Aushöhlung den ganzen Tierkörper. Nach ihren Ausmaßen von etwa 15×8 Millimetern zu schließen, muß der 120 Gramm schwere Tonkörper an einer recht dicken, doch weichen Schnur (Hanf oder Wolle) gehangen haben, die durch diese große Öse lief, denn an deren Öffnungen sind keine ausgescheuerten Rinnen erkennbar.

Dies und die billige Herstellung aus Ton lassen darauf schließen, daß der Träger dieses Amuletts sicherlich kein begüterter, nach Gold suchender Handelsherr, sondern eher einer seiner Knechte oder nur ein einfacher Bergknappe gewesen sein muß. *Hell* bringt den Fund mit den sagenhaften „Venedigermandln“ in Verbindung; vermutlich nach Gold und Kristallen suchende Bewohner Venetiens, die wegen ihrer Heimlichkeit unseren Bergbewohnern aufgefallen und schon frühzeitig in deren Sagenwelt eingezogen sind.

Damit ist aber die Frage nach Herkunft und Alter dieses Amuletts aufgerollt, zu deren Klärung sich Prof. *Hell* schon 1965 mit Lichtbildern und später der Verfasser an den Ägyptologen Dr. *Egon Komorzynski*, Direktor der ägyptisch-orientalischen Sammlung am Kunsthistorischen Museum in Wien, gewandt haben. Wie außerordentlich schwer gerade im vorliegenden Fall eine genaue Datierung ist, geht aus den brieflichen Stellungnahmen dieses bekannten Forschers hervor, dem wir dafür an dieser Stelle besonderen Dank sagen.

Seinen Schreiben entnehmen wir: „Wie ich auch seinerzeit schon geschrieben habe, sind auf der Bildseite des Skarabäus in sogenannten Kartuschen Königsnamen zu sehen. Die Hieroglyphen in der einen rechten Kartusche (vom Beschauer gesehen) zeigen — trotz der Beschädigungen — zweifellos den Namen Ramses II. Mit der Schreibung des Namens in der linken Kartusche bin ich jedoch nicht einverstanden. Abweichungen von den richtigen Schreibungen finden sich eben bei Nachbildungen späterer Zeit sehr oft. Ich kann nur wiederholen, daß ich auf Grund meiner Wahrnehmungen den Skarabäus

nicht für ein zeitgenössisches Produkt Ramses' II.² halten kann. Ob es sich aber um eine Arbeit aus griechisch-römischer Zeit oder um eine viel spätere handelt, läßt sich mit gutem Gewissen unmöglich genau sagen. Der Skarabäus *kann* in römischer Zeit entstanden sein und kann daher auch von den Römern in das Rauriser Gebiet gebracht worden sein. Er bietet, meines Erachtens, für eine solche Annahme keine Beweise. Ich kann ihn aber ebensowenig auch mit unbedingter Sicherheit als eine Fälschung oder Nachahmung des vorigen oder unseres Jahrhunderts bezeichnen.“

Und über die Art, wie solche Kultgegenstände nach Europa gekommen sind, sagt derselbe Forscher an anderer Stelle: „Man muß in Rechnung stellen, daß Ägypten von jeher als geheimnisvolles, an Zaubern reiches Land galt und daß ein Gegenstand von dort, vor allem magischer Gründe wegen, sich besonderer Beliebtheit erfreuen mußte. Man hat sich zweifellos solcher Objekte, wie Stelen, Statuetten usw., die Göttersymbole trugen und mit der heiligen, unverständlichen Schrift bedeckt waren, gern bemächtigt und sie als ‚Amulette‘ oder auch als ‚Zaubergeräte‘ benützt.“

Der Alterseinstufung steht demnach ein weiter Spielraum offen von der Zeit der griechisch-römischen Besetzung, also der Zeit der Ptolemäer, die von 332 v. Chr. bis 640 n. Chr. in Ägypten herrschten, bis zum jetzigen Jahrhundert; demnach gute 2000 Jahre. So ist die Frage naheliegend, ob es vielleicht andere Wege gibt, um zu einer genaueren Datierung zu kommen.

Was sagt unter anderem der Glaziologe Prof. Dr. *Hanns Tollner*, Salzburg, der ja das Sonnblickgebiet von seinen ständigen gletscherkundlichen Vermessungen her besonders gut kennt. Um seine Meinung gebeten, schreibt er: „... daß eine glaziologische Beurteilung der Frage ‚antik oder nicht‘ ohne genauere Kenntnis des Fundortes nur schwer erfolgen kann. Es ist ohne Lokalausweis nicht möglich, festzustellen, ob sich der Skarabäus früher in einem nahezu unbeweglichen Altschneefeld oder in einem mehr oder minder rasch bewegten Eiskörper (Firnfeld oder Zungenbereich) des Kleinen Sonnblickkeeses befunden hat.“

Außerordentlich merkwürdig ist der Umstand, daß sich alle sehr feinen, linienhaften Vertiefungen so wunderbar gleichmäßig erhalten konnten. Der Skarabäus mußte, falls es sich um ein altes Stück handeln sollte und das bereits 1954 frei lag, mindestens in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, viele Jahrzehnte lang, sommersüber ausgeapert, gelegen und einer starken Einwirkung der Gesamtstrahlung und wiederholten flüssigen Niederschlägen ausgesetzt gewesen sein. Dies gilt sowohl für einen früheren Aufenthalt im Gletscherbereich unterhalb der Rojacher Hütte als auch für die Anwesenheit in einem perennierenden Schneefeld. Die eben erwähnten atmosphärischen Einflüsse konnten auf keinen Fall ohne deutlich sichtbare Folgen an der Oberfläche des Skarabäus geblieben sein. Infolge Fehlens deutlicher atmosphärischer Einwirkungsspuren scheint, vom glaziologischen Standpunkt aus betrachtet, der Skarabäus jüngeren Datums zu sein.“

Es ist bekannt, daß zu Beginn des 16. Jahrhunderts die Schneegrenze um rund 200 Meter höher lag als heute und daß vermutlich diese Klimaverbesserung auch den Betrieb des Goldbergbaues in höheren Regionen erlaubt hat. Tatsächlich stand derselbe zu jener Zeit in höchster Blüte, was viele fremde Bergknappen in das Rauriser Tal gelockt hat. Sollte nun einer derselben diesen Skarabäus verloren haben, der dann, seit der Zeit des neuerlichen Vorstoßes der Firnfelder bis zu seiner Ausaperung, an die 300 Jahre wohlverwahrt im Schnee lag? Diese Möglichkeit ist keineswegs von der Hand zu weisen.

Oder hat — wie dies *Hell* vermutet — ein Goldsucher aus viel früherer Zeit diesen Skarabäus verloren, der dann eine viel längere Epoche, in einem anhaltenden Schneefeld gut verpackt und konserviert, so relativ gut überdauert hat? Es sind aber auch

² regierte von 1298 bis 1232 v. Chr.

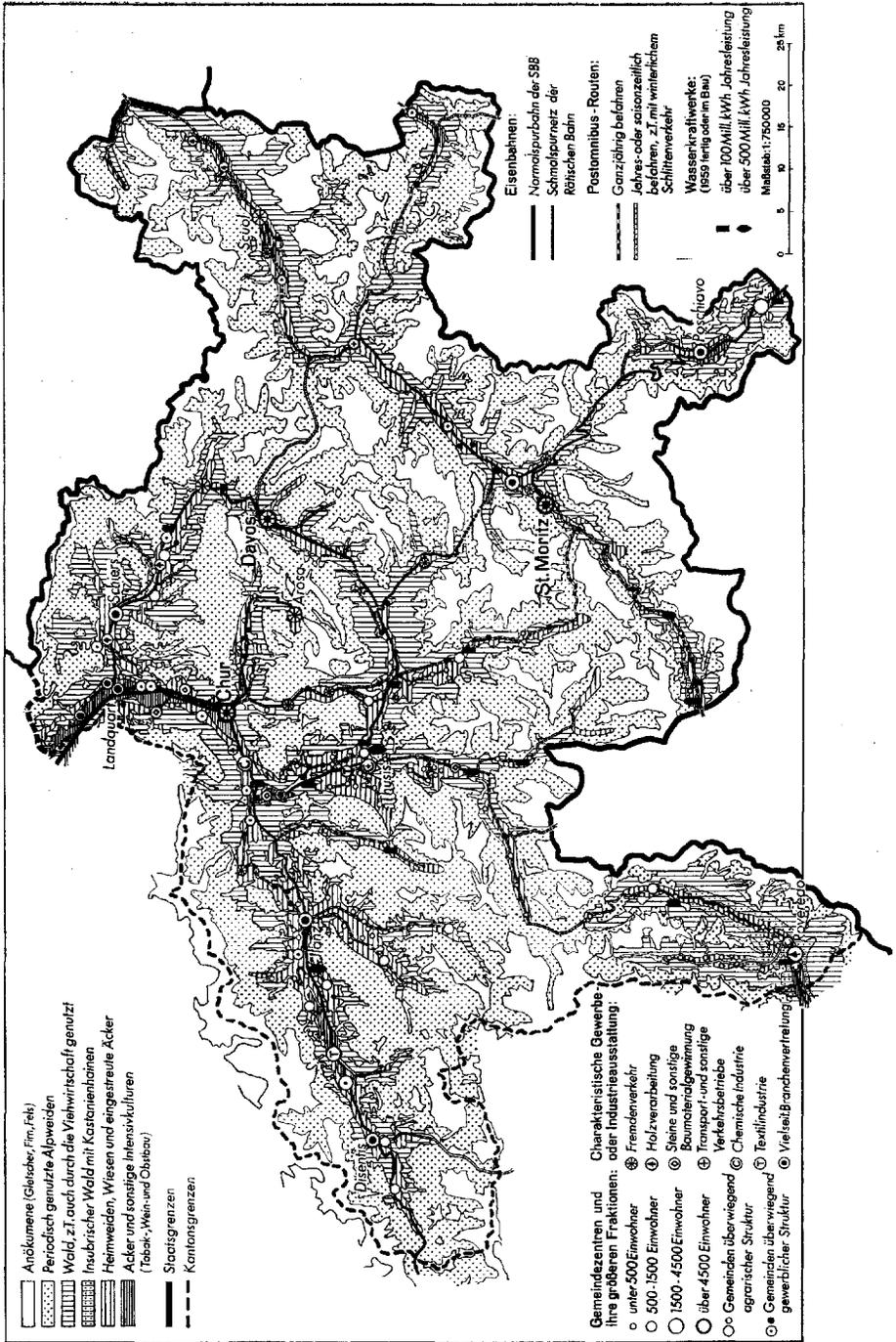
Stimmen laut geworden, die gerade letzteres ganz entschieden glauben verneinen zu müssen und das Stück für eine Fälschung der letzten Jahrhunderte ansehen.

Dieser Meinung kann ich mich, nach kürzlich angestellten Vergleichen mit Skarabäen aus gleichem Material und ähnlicher Ausführung und Größe im Museo Civico zu Bologna, nicht anschließen. Zwar war auch in Bologna ebenso wie in der Skarabäensammlung des Kunsthistorischen Museums in Wien — in jeder befinden sich annähernd 100 Skarabäen — kein einziges Stück vorzufinden, das den Käferkopf durch den eines anderen göttlichen Wesens ersetzt gehabt hätte.⁸ Aber die rein visuelle Betrachtung der Bologneser Vergleichsstücke hat meine Anschauung, daß es sich beim Skarabäus vom Sonnblick um ein echtes und altes Stück handeln muß, nur verstärkt.

Allerdings, genauere Daten, wie Alter und Herkunft (Werkstätte), könnten wohl nur mit Hilfe eines gleichen Stückes, von dem man mehr darüber weiß, gelingen. Diese bleiben daher, ebenso wie seine sicherlich sehr wechselvolle Lebensgeschichte, weiterhin das Geheimnis unseres Skarabäus, dem jeder Bergwanderer, der in das freundliche Tal von Rauris kommt, im dortigen Heimatmuseum — das auch sonst wertvolle Relikte aus vergangener Goldgräberzeit birgt — seine gebührende Reverenz abstatten möge.

Schriftum:

- 1 *Banti, L.*: Die Welt der Etrusker, C. A. Kochs-Verl., Darmstadt.
- 2 *Brehms Tierleben*, Bd. 24 a.
- 3 *Erman, A.*: Die Hieroglyphen, Sa. Göschen, Bd. 608, 1917.
- 4 *Erman, A.*: Die Religion der Ägypter, Berlin 1934.
- 5 *Hell, M.*: Drei Funde der Bronzezeit aus dem inneralpinen Salzburg. *Archaeologica Austriaca*, Bd. 21, 1957.
- 6 *Klein, H.*: Beiträge zur Siedlungs-, Verfassungs- u. Wirtschaftsgeschichte von Salzburg. Verl.-Ges. f. Salzburger Landeskunde, 1965.
- 7 *Komorzynski, E.*: Ein ägyptischer Grabkegel aus Emona, in „Situla“ 1961/4, Ljubljana.
- 8 *Noak, E.*: Ägypten und der Vordere Orient im Altertum. Verl. C. Ueberreuter, Wien 1962.
- 9 *Steindorff, G.*: Zur ägypt. Geschichte, Abschn. IV—VIII i. Baedekers Ägypten.
- 10 *Wiesner, I.*: Vor- und Frühzeit der Mittelmeerländer, Berlin 1943, Sa. Göschen.
- 11 *Woldering, I.*: Ägypten, die Kunst der Pharaonen. Holle-Verl., Baden-Baden, 1962.
- 12 *Wolf, W.*: Die Welt der Ägypter, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.



Graubünden als Wohn- und Wirtschaftsraum

(zu nebenstehendem Aufsatz als Fig. 9)



Skarabäus mit Hathorkopf vom Sonnenblick, Ober-, Unter- und Seitenansicht in nat. Größe
(Aufn. Ing. J. Kopecky)



Sedrun im Tavetsch (oberster Vorderrhein). Links Crispalt (3076 m), rechts Piz Nair (3060 m), beide vergletschert. Altflächen mit Alpweiden, darunter steile, zerrunzte Talhänge. Mächtige Schuttkegel von Seitenbächen, von „Rein-Anterior“ und Seitenbächen wieder zerschnitten. Vorn Sedrun, Mitte Camicholas, Rueras hinten, rätoromanische Dörfer mit enggeschartten Holzhäusern an der Straße zum nahen Oberalppaß. Parzellen obersten Ackerbaues in 1400 bis 1600 Meter (Aufn. n. H. Gutserohn, Luftbild)

Soazza (Val Mesolcina). Blick talaus, S. Martino auf Rundbuckel (620 m) über drittoberster Talstufe der tiefeingeschnittenen Moesa. Altalreste bei 1100 Metern auf linker Talseite. Beim Ort erste Edelkastanien und Feigen (Aufn. J. Geiger, Flims) Tafel XVI



Graubünden im Übergangsbereich der mittleren Alpen II*

HEINZ-GERHARD ZIMPEL

Im ersten Teil dieses Aufsatzes im Jahrbuch für 1965 berichteten wir von den „mittleren Alpen“. Dabei bezogen wir uns auf jenen mit rund 250 Kilometer besonders breiten Alpenmittelabschnitt, den die tiefen Einbuchtungen im Tessin und Etschsystem, mit dem Gotthard und dem Brenner als äußersten Grenzmarken, deutlich von den beiden Außenbögen des Gebirges abteilen (Fig. 1). Charakteristische Merkmale heben diesen zentralen Teil so nachhaltig von den eigentlichen West- und den Ostalpen ab, daß uns seine Eigenständigkeit als Landschaftsraum der „mittleren Alpen“ gegeben scheint.

Es wurden zunächst die naturgeographischen Besonderheiten dieses Gebietes behandelt. Sie ergeben sich vor allem aus der Verzahnung west- und ostalpiner Bau- und Strukturelemente. Einem sich schon im Reliefsockel abzeichnenden, transversal zum Gebirgsstreichen gerichteten Kulminationsbereich, der vom Allgäu quer durch das Gebirge zur Adamellogruppe greift, entspricht im Skulpturrelief eine noch ausgedehntere, mächtige Gebirgsbastion. Sie umfaßt im weiteren Sinn die „Rätischen Alpen“, vor allem: Silvretta, Ötztaler, Ortler, Bernina, Adula und die Inneren rätischen Alpen. Diese bewirkt zunächst als bedeutende Massenerhebung die allgemeine Anhebung vieler Obergrenzen, so daß Schneelage, Wald, Anbau und Siedlungen hier ihre alpinen Höchstwerte erreichen. Sie erweist sich ferner durch Höhe, Binnenlage und Eigentümlichkeiten der Innengliederung und Kammerung auch als relativ abgeschlossene Scheidezone. In dieser zentralen Gebirgsbastion sind alle physischen Voraussetzungen für einen großen Rückzugsraum gegeben.

Seine Scheidewirkung äußert sich vor allem im inneralpinen Ostwestzusammenhang. Die beiden großen Längstalfluchten der Alpen mit den Talwasserscheiden von Arlberg und Tonale sind hier in diesem Mittelabschnitt an der Churer Rhein- und an der Judikarienlinie auffällig unterbrochen (Fig. 3). Nur die Engadiner Linie, als Frontfurche vor der Ötztalmasse, durchbricht in direktem Durchgang mit dem Unterengadiner Fenster diagonal diesen inneren Querriegel. Demgegenüber zeigen sich die beiden Flanken des von O. Maull so benannten „Grenzwalles“ im tirolischen und rätischen Paßsystem viel durchgängiger; sie fördern geradezu den Eintritt in das Gebirge und seine Durchquerung. Das gilt vor allem für den Westsaum unserer mittleren Alpen, wo man an den Erosionsrand des Ostalpins die herkömmliche Westostalpengrenze legte. Dort herrscht noch nicht der einförmigere Kettenbau der Westalpen, vielmehr führt ein besonders dichtes und vielgerichtetes Tälerrelief zu starker Aufgliederung des Alpenwalles und zu außergewöhnlicher Paßdichte.

So hat die Natur hier in eigentümlicher Weise die Bühne den Menschen vorgezeichnet und die Geschehnisse dieses Lebensraumes vorbestimmt. Durchgängigkeit und Scheidewirkung begegnen sich auf engem Raum und prädestinieren die mittleren Alpen sowohl zur Geltung eines Paßstaates als auch zur Isolation eines Rückzugsgebietes.

* Man vgl. hierzu Teil I dieses Aufsatzes im Bd. 90 des Jahrbuches 1965, S. 92—105. Fig. 1—6 dortselbst.

Zwar äußern sich beide Faktoren, wie gezeigt, auch rein naturgeographisch, vor allem im Klima und im Pflanzenkleid, doch ihre höchste Wirksamkeit erlangen sie in den kulturgeographischen Folgen. Beide Prämissen, Durchgängigkeit und Scheidewirkung, galten von Anbeginn der Siedlungnahme, das ist seit dem 3. vorchristlichen Jahrtausend. Sie blieben auch dann noch gültig, als unserem Landschaftsraum keine politische Einheit mehr zukam, sich vielmehr unter Einwirkung von außen die West- und die Ostabdachung des Grenzwalles, West- und Osträtien, auch kulturgeschichtlich auseinanderentwickelten. Selbst heute, da noch ein drittes staatliches Glied von Süden an dem Gebiet der mittleren Alpen Anteil gewann, bestehen Aufgeschlossenheit im Durchgangs- und Fremdenverkehr einerseits wie auch Abgeschlossenheit und Konservativismus andererseits als die beiden widersprüchlichen Bestimmungsmerkmale der geographischen Charakterisierung dieses Gebietes fort.

Nord und Süd mit den Klima-, Wirtschafts- und Kultureinflüssen der Vorländer, West und Ost mit erdgeschichtlichen und volkstumsmäßigen Unterschieden greifen in diesen Übergangsraum der Alpen hinein. Er hat alle diese Einflüsse aufgenommen und, seinen physischen Sonderbedingungen entsprechend, zu einer einzigartigen Synthese umgeformt, die den Reiz und die Individualität der mittleren Alpen bewirkt und die zugleich doch soviel vom Wesen des ganzen Alpengebietes widerspiegelt.

In dem vorgegebenen unveränderlichen Naturrahmen erhielten sich bei aller Differenzierung durch die geschichtliche Entwicklung bis heute Kennzeichen der alten Kulturinheit dieses zentralen Alpengebietes. Schon der Übername „Rhätische Alpen“ im Sinne von *A. v. Böhm*, den erst *J. Früh*¹ auf das Kantonsgebiet des heutigen Graubünden beschränkte, erinnert daran. Die kulturgeographische Analyse, die im vorliegenden zweiten Teil des Aufsatzes vorgenommen werden soll, muß von jener ursprünglichen Einheit des rätischen Alpengebietes ausgehen. Der Themenstellung gemäß soll sie sich indessen — wenn auch mit dem Blick auf die Ganzheit der mittleren Alpen — hier nur mit dem Westflügel dieser zentralen Alpenbastion beschäftigen, mit Graubünden. Die Überschau der wechselvollen Geschichte dieses alten Kulturraumes wird dann erweisen, daß das heutige Graubünden, wiewohl es nur mehr eine starke Reduktion des weitläufigeren alpinen Rätiens darstellt, doch als dessen repräsentativer Kernraum zu gelten hat.

Von Rätien und dem Bistum Chur zu den drei Bünden

(Siehe hiezu Fig. 7 und 8)

Die naheliegende Annahme, dieser hohe und unwirtliche Mittelabschnitt des Alpenbogens habe den Ureinwohnern im Norden und Süden als lebensfeindlich und abschreckend gegolten, hat sich längst als irrig erwiesen. Von der Bärenjägerhöhle aus dem letzten Interglazial ob Vättis über die neolithischen Funde bis hin zu den bronzezeitlichen Padnal-Siedlungen vor allem im Unterengadin² und zu der Quellfassung von Sankt Moritz reichen die Beweise früher Siedlungnahme und vorhandener Verkehrsbeziehungen in diesem Raum. Die Lage der Fundstätten und der Vergleich von Keramiken und Bronzen haben die inneren Verbindungen über viele Pässe wie auch den Kulturaustausch im weiteren Rahmen aus Tirol und dem Trentino über Brenner, Ofen, Reschen und Arlberg in das Engadin, bis zu den Quellästen des Rheins und zum Tessin aufgedeckt³. Die illyrischen Hallstattleute, die um 500 v. Chr. von Osten her eindrangten, fanden dort vermutlich bereits Ligurer vor. Zu dem Grundstock dieser Mischbevölkerung, die von den Römern allgemein Räter genannt wurde, traten bald etruskische, venetische und in stärkerem Maße auch keltische Elemente.

Aus ihrer Mischsprache entstand nach der Unterwerfung durch die Römer (nach 15 v. Chr.), bei der frühen Christianisierung (beginnend noch im 4. Jh.⁴) und während der Gotenherrschaft die romanische Sprache. Mit dem eingeführten Spätlatein und durch kluge Verschmelzung alten Kult- und Brauchtums mit christlich-römischen Ideen hat

die Kirche maßgeblichen Einfluß auf die Entwicklung eines frühen autochthonen Kultur-gutes genommen⁵.

Die verwaltungsmäßige Organisation der mittleren Alpen durch die Römer erfolgte um 20 n. Chr.; zur großrätischen Provinz zählten die Wohngebiete der Räter, der Vindelizier, der illyrischen Veroneten und das Wallis, das aber schon im 1. Jahrhundert n. Chr. abgetrennt wurde. Im Norden reichte Rätien noch bis zur Donau, doch die Süd-alpen, das Trentino und das Veltlin zählten schon zu Italien. Unter Diokletian wurde die rätische Provinzialverfassung gründlich verändert. Für die zivile Verwaltung wurden zwei kleinere Bezirke geschaffen, Teilungsgrenze war hier im Westen die Bregenzer Ache. Der Südabschnitt, *die Raetia prima*, erhielt seinen Verwaltungssitz in Chur. Bis auf die Südabdachung umschloß Raetia prima die gesamten mittleren Alpen: vom oberen Tessin über das Glarner und Sankt Galler Bergland, Vorarlberg, das alte Tirol östlich bis zum Ziller, südlich bis Meran⁶.

Bis 536 teilte das alpine Rätien das Schicksal Italiens, es war dem Weltreich wichtig durch die strategische Bedeutung seiner Pässe. Schon die Kaiser Augustus und Claudius ließen die alten Räterwege zu Straßen ausbauen, die nach dem Zeugnis von Radspuren und Ausweichstellen selbst auf Nebenrouten befahrbar waren. Einen Ausbau erfuhren praktisch nur die Querverbindungen: der Brenner, der Reschen (Via Claudia), der Maloja und Julier⁷, der Septimer und der Splügen. Begangen wurde u. a. auch der S. Bernardino, Arlberg und Ofen; dort wie im Engadin dienten die Räterwege fort.

Ein Edikt des Kaisers Claudius gestand den rätischen Stämmen weitgehende Gleichberechtigung mit den römischen Bürgern zu. Solche Bevorzugung, wie sie auch den Bewohnern der halbselbständigen Paßstaaten am Mont Genève, am Sankt Bernhard und im Wallis zuteil wurde, kann sicher nur als Gegenleistung für den Schutz der Pässe und die Hilfe beim Bau der Straßen und beim Unterhalt des Paßverkehrs verstanden werden.

In ostgotischer Zeit erlosch die Durchgangsbedeutung der mittleren Alpen; die Provinz galt für Italien als Bollwerk und Grenzland gegen Norden. Die Räter, die in dieser Völkerwanderungsperiode wieder, wie schon in keltischer Zeit, von allen Seiten bedrängt wurden, wichen von den Rändern in das innere Bergland aus. Durch Theoderichs Erlaubnis zur Niederlassung der Alemannen in der von den Romanen nun teilweise entleerten Raetia secunda und im Bodenseeraum bis zur Linie Oberriet—Gözis kam der Einwanderungsdruck von Norden vorerst zum Stillstand. Raetia prima wahrte den romanisch-christlichen Charakter seiner Kultur, um so mehr als durch die Gründung des Bistums Konstanz sich der Einfluß Churs ganz auf den inneren Alpenraum konzentrieren konnte. Chur blieb das Bistum der Rätoromanen. Schon als „Churrätien“ fiel unser Gebiet 536 an die Franken, doch wurde es nicht von Gaugrafen, sondern von einem durch das Volk gewählten Präses in Chur regiert. In der mehrmaligen Vereinigung von Territorialherrschaft und Bischofsamt kam den Churer Bischöfen, vor allem den Victoriden auf dem Churer „Hof“ zur Zeit der Merowinger, große Macht zu. Als einzige fränkische Diözese unterstand Chur dem Erzbistum Mailand. So blieb Churrätien im ganzen Frühmittelalter zu einer Zeit allgemeiner Verwilderung für das mittlere Alpengebiet geistliches und auch geistiges Zentrum. Eine lange Reihe von churrätischen oder von Chur beeinflussten Klostergründungen im 8. Jahrhundert, so Disentis (durch Sigisbert), Pfäfers (durch Pirmin), Sankt Gallen (durch den in Chur ausgebildeten Othmar), Münster-Tuberis im Val Müstair, Cazis am Hinterrhein, Impedinis im Albula-tal, diente sowohl der Vertiefung des Glaubens als auch politischen Absichten, nicht zuletzt der Sicherung wichtiger Paßübergänge (Hospize). Mit Sankt Luzi zu Chur war die erste christliche Schule in Rätien verbunden.

Am Ausgang des 6. Jahrhunderts begann die Siedlungsnahme der Bajuwaren im Alt-tiroler Etschgebiet. Erst jetzt teilt sich Rätien endgültig in den Westflügel des „Grenz-walles“, der sich zum Churer Kirchenstaat entwickelte, und in die Ostabdachung, die in

die Einflusssphäre des Bairischen Herzogtums fiel. Dort im Westen vermochte sich das Romanentum zu behaupten, hier im neuen germanischen Siedlungsraum unterlag es mit der Zeit. Damals begann die Lücke aufzureißen, die heute die Bündner Romanen von den Dolomitenladinern und den Furlanern trennt. Noch bis ins 14. Jahrhundert erhielt sich trotz starker bairischer Zuwanderung rätoromanisches Sprach- und Volkstum im Etschtal südlich Bozens, bis ins 17. Jahrhundert im Vintschgau und oberen Tiroler Inngebiet, bis ins 20. Jahrhundert im Sulzberg (Val di Sole). Auch den nachmaligen Bischofssitz zu Brixen erhielt zunächst noch ein Ladinier.

Vorerst aber blieb in Osträtien noch alles im Fluß. Die Grenze gegen das langobardische Herzogtum Trient lag zwischen Meran und Branzoll. Das Kolonisationsgebiet wurde 739 den fernen Bischöfen von Freising unterstellt. Noch immer griff von Westen das Bistum Chur mit Eigenbesitz und Rechtsbefugnissen weit in den Ostabschnitt hinüber und hielt den Vintschgau bis Meran. Ganz zu Unrecht nimmt R. HEUBERGER das zeitweilige Erlöschen des Hochstifts Chur für das 6. bis 8. Jahrhundert an⁸; die Lex romana curiensis, die so viel über die Sozial- und die Verwaltungsstruktur des rätischen Kirchenstaates aussagt, belegt vielmehr die weitgehende Unabhängigkeit Churwalens oder Churwaldhens in jenen Jahrhunderten.

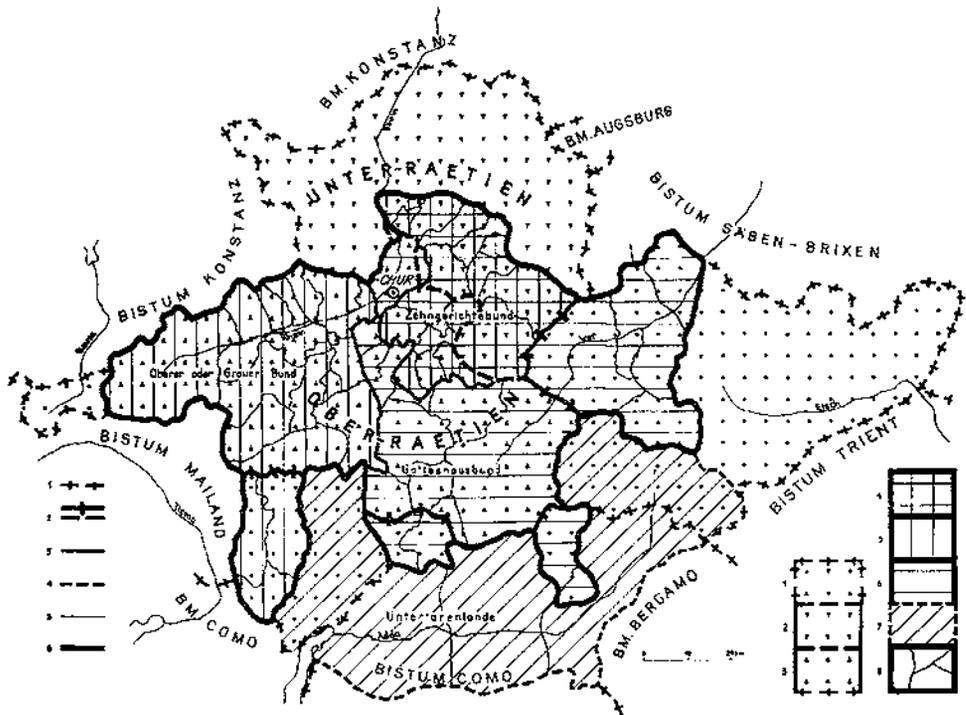


Fig. 7. Die territoriale Entwicklung zum heutigen Kanton Graubünden

Fig. 1—6 siehe Jahrbuch Bd. 90, 1965, Seite 92—105.

Grenzen: 1 = der churrätisch-fränkische Kirchenstaat (Raetia curiensis, Churwalchen, Churwalen), 2 = von (1) im S und SE abweichende Grenzen karolingisch Rätiens im 9. Jh. mit der Unterteilung in die zwei Gaue oder Grafschaften Unter- oder Niederrätien (d. h. „nid der Landquart“) oder Oberrätien, 3 = Grenzen der III Bünde, 4 = Außengrenzen der bündner. Untertanenlande, 5 = Gerichtsgrenzen, 6 = heutige Grenze von Graubünden.
Flächenraster: 1 = Churrätien, 2 = Unterrätien, 3 = Oberrätien, 4 = Zehngerichtebund (ab 1436), 5 = Oberer oder Grauer Bund (ab 1424), 6 = Gotteshausbund (ab 1367), 7 = Untertanenlande als Gemeinsame Herrschaften: Bormio, Velclin und Cläven (1512—1532), 8 = Innegliederung des Freistaates der III Bünde nach Gerichten. Bistumsgrenzen und -namen um 1300.

Die karolingische Zentralgewalt beschnitt im 8. Jahrhundert diese Fastsovranität stark. Die seit der Gotenzeit währende relative Isolation Rätiens hatte geendet, mit der langobardischen Königskrone erlangten für Karl den Großen die Alpenpässe wieder ihre strategische Bedeutung.

Die fränkische Grafschaftsverfassung teilte Churrätien in zwei Gaue: Rätien nid und ob der Landquart (Fig. 7). Niederrätien umfaßte Vorarlberg, die Walenseefurche und das Sankt Galler Rheintal; Oberrätien das heutige Graubünden und die Grafschaft Vinstgau.

Als es 843 bis 887 zur Reichsteilung durch Karl den Großen kam, die übrigens sehr genau den Verkehrswert der Alpenpässe berücksichtigte, fiel zwar ganz Rätien an das Ostreich, aber es verschärfte sich deutlich die Sonderentwicklung im Westen des „Grenzwalles“, der nun Schwaben zugehörte, und im Osten, der an das Herzogtum Bayern fiel.

Das Bistum Chur wurde aus der Erzdiözese Mailand herausgelöst und 843 Mainz angegliedert. Der bisherige Hort des inneralpinen Romanentums sollte für lange ein Zentrum des deutschen Einflusses werden. Treue Gefolgsleute des Reiches übernahmen die Kontrolle der für die Romzüge wichtigen Pässe und Klöster. Alemannische Ansiedlungen (Cazis, Heinzenberg, Schams) sollten militärischen Schutz bieten und durch dichtere Siedlungsfolge der Stärkung der inneren Verbindungen dienen.

Als die Ottonen nach der Gründung des Königreichs von Hochburgund auf die Bündner Pässe beschränkt sind, wächst wieder die Geltung des Bistums, schon durch die Immunitätserklärung von 831 und durch viele kaiserliche Schenkungen. Aus dem zerbrochenen alten churrätischen Fürstentum erwuchs der neue bischöfliche Feudalstaat.

Die Folgezeit läßt die umfassende Einflußnahme des Bischofs auf die Septimeroute erkennen. Durch Vergabung, Schenkung und Tausch erwirbt er zusammenhängenden Grundbesitz vor allem in Chur, in den IV-Dörfern, im Oberhalbstein, Oberengadin und Münstertal, dazu Regalien und Privilegien, nicht zuletzt die graflichen Rechte sogar im Bergell. Gerade im 12. Jahrhundert ist die starke Inanspruchnahme des Septimers eindringlich; so sollen Conrad von Staufeu 1128, das Heer Friedrichs I. im zweiten Kreuzzug 1158, Heinrich VI. auf Romzügen 1191, 1194, 1195 und Heinrich der Löwe neben vielen geistlichen Würdenträgern den Septimer benutzt haben.

Karl IV. hatte schon zugunsten dieses Weges den Straßenzwang geboten, 1387 erbaut hier Jakob von Castelmur in bischöflichem Auftrag eine Fahrstraße, die erste in den Alpen seit Römerzeiten. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts stand das Bistum auf dem Scheitelpunkt seiner Macht. Der Bischof war reichster Grundherr, mächtigster Landes herr und trug seit 1170 den Titel eines Reichsfürsten.

Noch ein zweites geistliches Territorium war im westlichen Rätien schon früh zu Macht und Einfluß gelangt: das 614 gegründete Kloster Disentis. Die Abtei stieg vom königlichen Eigenkloster des 10./11. Jahrhunderts bis zu reichsständischer Stellung und voller Selbständigkeit auf, zumal sie seit 1127 zusätzlich unter apostolischem Schutz stand. Dieser Klosterstaat beherrschte den westlichsten der rätischen Transitpässe, den nur 1916 Meter hohen Lukmanier, den schon Karl Martell 717, Carlemagne 747 und Pippin der Jüngere 754 benutzt haben sollen. Des Klosters Grundbesitz reichte bis an die insubrischen Seen hinab, politisch beherrschte es zeitweilig Urseren und Blenio.

Neben diesen geistlichen Feudalherren an der Spitze eigener Paßstaaten entstand eine wachsende Zahl weltlicher Gebietsherrschaften. Auf ihrem Boden lebte eine bäuerliche Bevölkerung, die überwiegend dem Stande der Hörigen, zu einem geringen Teil auch dem der Leibeigenen angehörte. Aber es gab auch eine ansehnliche Zahl von Freien auf eigenem Grund und Boden, vor allem im Oberland, am Heinzenberg und im Schams. Durch die im 13. Jahrhundert erfolgende Einwanderung der Walser aus dem Oberwallis, denen als Kriegerleuten der Schutz des Paßverkehrs, als Siedlern die Kultivierung gerade der abgelegenen höchsten Täler: Rheinwald, Avers, Safien, Vals, Davos,

Arosa, Walsertäler und so fort anvertraut war, wuchs die Zahl der Freien im Lande rasch an. Wie schon der Geist und die Übung der Marktgenossenschaften, in der Freie und Unfreie das gemeinschaftliche Nutzungsland einer Talschaft bewirtschafteten und verwalteten, so war auch das freie Walserrecht geeignet, das spätere Ringen um politische Freiheit anzuregen und zu fördern.

Auch der Osten der „Raetia alpestris“ war inzwischen zu politischer Festigung gelangt. Wie Churrätien war Tirol im Hochmittelalter Brückenland zwischen den beiden großen Reichsteilen des Heiligen Römischen Reichs. Auch die Brennertransitroute war 1027 in die Obhut geistlicher Territorien, der Hochstifte Brixen und Trient, gelegt worden. Dort aber bewahrten sich die erblichen Schirmvögte dieser Fürstbistümer, die Grafen von Tirol, ihre Gewalt und schwenkten sich zu tatsächlicher Landesherrschaft auf. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts hielten sie mit Inn- und Eisack-Etschtal beide Teilräume Tirols in Händen.

1363 erwarben die österreichischen Herzöge Tirol und bald darauf auch Vorarlberg. Nach dem in Trient und Brixen geübten Muster trachteten sie nun danach, die weltliche Verwaltung des Churer Bistums an sich zu bringen. Habsburg setzte also an, den Sperrriegel unserer mittleren Alpen zu bezwingen, um so eine Verbindung zu seinen westlichen Besitzungen zu öffnen.

Das veranlaßte die Epoche der Bundesgründungen. Gestützt durch das Aufkommen starker Gerichtsgemeinden schlossen sich die westrätischen Talschaften aus Furcht vor fremder Unterdrückung zu Schutzbündnissen zusammen. Voran gingen 1367 die besonders gefährdeten bischöflichen Gebiete (Engadin, Oberhalbstein, IV-Dörfer u. a.) im Gotteshausbund. 1395 (Bund des Oberrn Theiles), und 1424 folgte der „Graue Bund“ unter der Schutzherrschaft des Abtes von Disentis. 1436 beschworen die Bewohner des Prätigau, von Davos, des Schanfigg und Maienfelds den „Zehngerichtebund“.

Aus diesen drei Bünden ist der heutige Kanton Graubünden erwachsen. In ihnen sind die geographischen Grundlagen deutlicher zu erkennen als an dem späteren Gesamtstaatswesen. Der Gotteshausbund umfaßt die bischöflichen Kerngebiete entlang der „oberen Transitroute“ Chur—Chiavenna (mit Septimer-, Julier- und Malojaß), die Albularoute ins Oberengadin sowie im Süden und Südosten die wichtigen Übergänge des Ofen, Bernina und Muretto in die Korn- und Weinkammern von Vintschgau und Veltlin, aus denen sich wiederum weitere Wege gegen das oberitalienische Tiefland öffnen. Der Graue oder Obere Bund erwuchs im Vorderrheingebiet und beherrschte den Lukmanierpaß, später die Hinterrheintalschaften an der „unteren Transitroute“ mit dem Splügen und Bernhardin. Auch die Stadt Chur gehörte diesem kräftigsten und später namengebenden Bündnis an. Der Zehngerichtebund besaß für sich damals noch keine verkehrspolitische Bedeutung, er blieb aber in seiner Unabhängigkeit durch Österreich am längsten, bis 1649/52, gefährdet.

Die feierliche Beschwörung dieser drei Bünde wird auf 1471 datiert, schon 1486 kommt es zur Bewährung bei der Öffnung der Handelswege gegen Mailand und 1499 im siegreichen Krieg der Eidgenossen gegen den Schwäbischen Bund und Kaiser Maximilian. Der Friedensschluß zu Basel bedeutete praktisch für die drei Bünde das Ausscheiden aus dem deutschen Reichsverband.

Schon der überkommene Besitz der Bünde griff an drei Stellen über den Alpenkamm. 1512 begann nun aus Anlaß des eidgenössischen Pavierzuges gegen Mailand und unter dem Titel von Schenkungsansprüchen die Expansion der drei Bünde auf der Südabdachung. Sie besetzten das Veltlin, Bormio, die drei Plevan am oberen Comer See und die Grafschaft Cläven (Chiavenna) und behielten sie als Untertanenlande. Nicht zuletzt sollte damit nach Tiroler Beispiel auch hier der Südausgang der Transitwege aus den Alpen gegen die Ansprüche des Herzogtums Mailand und des Bistums Como gesichert werden.

Einkünfte aller Art ließen jetzt Altfreyrätien aufblühen. Hinzu traten noch die

Einnahmen aus dem regen Transitverkehr, der zu dieser Zeit seinen Höhepunkt fand. Mit dem ungewöhnlichen wirtschaftlichen Aufschwung verband sich eine lebhaftere Bautätigkeit. Den herrlichen karolingischen und romanischen Sakralbauten folgend und über eine spätgotische Erneuerung hinweg, setzte nun eine frühe barocke Bauwelle ein, die nicht nur mehr Kirchen und Schlösser, sondern auch Rats- und Pfrundgebäude, Land- und Bürgerhäuser bis hin zu den Brunnen erfaßte. Die damalige Blüte des rätischen Transitlandes begründete Graubündens heutigen Ruhm als klassisches Land des Barocks.

Zu jener Zeit erwuchs auch die eigentümliche Selbstverwaltung des Landes, Gemeindeautonomie, Referendum und Bundestag wurden zu bewährten Mitteln politischer Willensbildung. Die Einteilung des Landes in Hochgerichte, Gerichtssprengel, Nachbarschaften und Kirchengemeinden erhielt sich in vielen Fällen vor allem in der Kreisgliederung bis heute⁹.

Zugleich mit der Freiheitsbewegung und mit der Auflehnung des Bauernvolkes gegen den Feudalismus und damit auch gegen die bischöfliche Herrschaft reifte die Reformation. Etwa von 1523 an setzten sich fast überall die Ideen Zwinglis durch, vermittelt durch italienische Glaubensflüchtlinge sogar in den italienischsprachigen Südtälern. Es war von größter Bedeutung, daß es den „Prädikanten“ gelang, allen romanischen Hauptidiomen eigene Schriftsprachen zu schaffen, so daß die religiösen Texte gedruckt werden konnten. 1527 wurde die evangelisch-rätische Synode gestiftet.

Im 17. Jahrhundert gelangte der bündnerische Paßstaat durch seine geographische Lage erneut zu europäischer Bedeutung. Im Kraftfeld zwischen den beiden mächtigen habsburgischen Reichen (Österreich-Spanien) und der Allianz Frankreichs mit Venedig begann 1603 die schwere Zeit der inneren Parteikämpfe, in denen sich auch die Glaubensgegensätze verschärften. Immer nachdrücklicher bewarben sich die europäischen Großstaaten um die wichtigen Paßübergänge, vor allem an der Schwelle von Veltlin und Oberengadin. Unter dem Einfall fremder Heere, die viele Talschaften verwüsteten, verarmte das Land, und es drohte die Auflösung des Staatsverbandes. Damals wurde Jürg Jenatsch, ein starker Krieger und rücksichtsloser Realpolitiker, zum Helden seines Landes. 1635 gelang die Rückeroberung des Veltlins. Im Mailänder Kapitulat 1637 (mit Spanien) und in den Feldkirchner Vereinbarungen, die den Auskauf von österreichischen Hoheitsrechten im Unterengadin und Zehngerichtebund bezweckten, stellte sich wieder der Frieden ein. Aber es setzte sich der allgemeine Zerfall der staatlichen Autorität und die Aristokratisierung bis ins 18. Jahrhundert fort. Der Übergang Mailands an Österreich rückte die Bündner Pässe durch das Verlangen fremden Truppendurchzugs erneut an den Rand des Krieges. Waren anfangs nur die großen Ostwestverbindungen zwischen Tirol und Mailand umstritten (Addatal, Unterengadin), so umschloß das österreichische Interesse später auch die direkte Kommunikation zwischen Vorarlberg und der Lombardei (Prätigau, Davos). Der venezianisch-französische Block war vor allem auf den Nordsüddurchmarsch bedacht (Splügen, Albula, Julier, Bernina, Aprica). Relativ spät, erst in napoleonischer Zeit, erfuhr auch das bündnerische Oberland die Aufmerksamkeit ausländischer Heerführer.

Alle diese wesentlichen Durchmarschrouten traten an wichtigen, vielumkämpften Pforten in das innere Hochland ein. Es sind die Talausgänge der fünf europäischen Ströme, die direkt oder mit ihren Zuflüssen in den beiden hydrographischen Zentren Westrätens entspringt: Bellenz* mit seinen Kastellen im Tessintal, die spanische Festung Fuentes im Addatal, Calven und andere Schanzen im Eingang zum Etschtal, Burg Alt-Finstermünz im Inntal, vor allem aber die Festung Luziensteig im Rheintal. Nur der Oberalppaß als das letzte bedeutende Tor Altfreyrätens war durch Urseren freundenössisch über längere Dauer hin geschützt. Auf diesen ständigen Kampfplätzen entschied sich das Schicksal der drei Bünde. Abgesehen vom Oberalp konnten nur Bellinzona

* = Bellinzona

und Luzensteig unter Mithilfe der Eidgenossenschaft entschlossen behauptet werden; die südseitigen Grenzposten mußten bis in die Paßfußorte der bekannten Straßenkorridore des Bergell, Puschlav und Val Müstair zurückverlegt werden.

Die napoleonische Ära stürzte den Pässestaat in neue Kriegsübel. Das Veltlin erklärte nach 265 Jahren bündnerischer Herrschaft 1797 seine Unabhängigkeit. Empfund man auch vielfach die Abkehr des Veltlins, eines im Vergleich zum Rumpfkanton viel zu volkreichen und zudem andersgläubigen Landes, als nützlich für die Bewahrung der bündnerischen Eigenart, der Verlust von Bormio und von Cläven/Chiavenna aber traf die Verkehrsgeltung des Bundes schwer. Abermals besetzten österreichische, französische, ja russische Truppenkontingente wechselweise das Land, das in konfessioneller Spaltung sein inneres Gleichgewicht nicht mehr zu wahren wußte und die schon verkündete Neutralität leichtfertig aufs Spiel setzte. Die wirtschaftliche Not im Gefolge dieser Koalitionskriege war unermeßlich groß.

1797 hatte Napoleon die endgültige Abtretung des Veltlins an Cisalpinien verfügt, 1801 entschied er auch die zweite Schicksalsfrage Bündens, indem er in der Verfassung von Malmaison Rätien als 16. Kanton der Helvetischen Republik zuteilte. Dieser schloß sich 1803 bis 1813 die Mediationszeit an, die zur Reorganisation des Landes und zum Staatenbund führte. Erst 1854 gelang die verfassungsmäßige Umgestaltung des alten Föderativverbandes mit seiner Gemeindereferendumsdemokratie zum Kanton der Schweizerischen Eidgenossenschaft. In ihr wahrte Graubünden noch immer sehr viel Eigenart. Auch das Bistum Chur erhielt sich seinen romanisch-bündnerischen Charakter, was der Papst noch 1836 ausdrücklich anerkannte.

Graubünden

(Siehe hierzu Fig. 8)

Die lange wechselvolle Geschichte dieses Staatswesens ist nun bekannt. Graubünden ist das Relikt jener alten historischen Landschaft Rätien, die einst den hier beschriebenen Alpenquerriegel mit seinen beiderseitigen Durchgangslandschaften umschloß. Jenes Rätien stand sowohl in Grenz- als auch in Durchgangslage, die in ihrer Bedeutung einander wiederholt ablösten. Die Verkehrsfunktion erwies sich im Laufe der Geschichte als die beständigere und bedeutendere. Die beidseitigen Durchgangsräume, die Tiroler und Bündner Paßlandschaften, haben sich verselbständigt. Die verbleibende Restaufgabe eines Rückzugsraumes für die Rätoromanen fiel überwiegend dem Westflügel, Graubünden, zu, das mit dem Engadin die Zentraltalschaft im inneren Hochland behaupten konnte.

Das Übergreifen Habsburgs über den „Grenzwall“ nach Westen ist schließlich auf Vorarlberg begrenzt geblieben. Noch immer kommt der mittleren Alpenbastion eine deutliche Hinderniswirkung zu, die sich am Arlberg in mehrfacher Hinsicht äußert. Auch der Eingriff Churs nach Südtirol war nicht von Dauer. Selbst der Besitz des Vintschgaus und des Oberen Gerichtes mit dem Reschenpaß hätte den Bünden das Tiroler Paßsystem nicht tatsächlich geöffnet.

Für das Los des Gesamttraumes folgenschwerer ist die Inbesitznahme des ganzen Südsaumes dieser mittleren Alpen durch das 1861 vereinigte Italien. Dieses hat den einen Paßstaat, Tirol, zerstört und den anderen, Graubünden, auf seinen Kernraum zurückgeschnitten. Das dort im Süden der rätischen Alpen ansässige Romanentum ist in dem Großstaat untergegangen, um so eher, als der lombardo-venetische Alpenanteil eine noch wachsende Bedeutung im Westostverkehr (Tonale-Furche) erfuhr.

Der Charakter Graubündens müßte ohne die Kenntnis dieser reichen Geschichte unverstänlich bleiben. Es sind nicht zuletzt historische Gegebenheiten, die dem 1803 in die Eidgenossenschaft eingegliederten alten Pässestaat in deren Verband noch heute eine gewisse Sonderstellung verleihen. Diese Sonderstellung ergibt sich schon aus der Lage, Größe, Konfiguration und Höhengliederung des Kantons, sie prägt sich nicht minder im

Bild seiner Bevölkerung hinsichtlich der Verteilung, Herkunft, Sprache und Konfession. Mit 7109 Quadratkilometern nimmt Graubünden als größter Kanton den ganzen Südosten der Eidgenossenschaft und damit rund ein Sechstel der schweizerischen Gesamtfläche ein. Es ist deren einziges Mitglied, das für sich noch Paßstaatcharakter besitzt. Graubünden greift aus dem oberen Rheingebiet in der Nordflanke des inneren Alpenkörpers über die europäischen Hauptwasserscheiden hinweg weit auf die Alpensüdadachung hinüber. Damit beherrscht es die dichte Folge bekannter und altbegangener Pässe, die Bündens Verkehrsgeltung begründeten. Aber des Kantons so stark und mar-

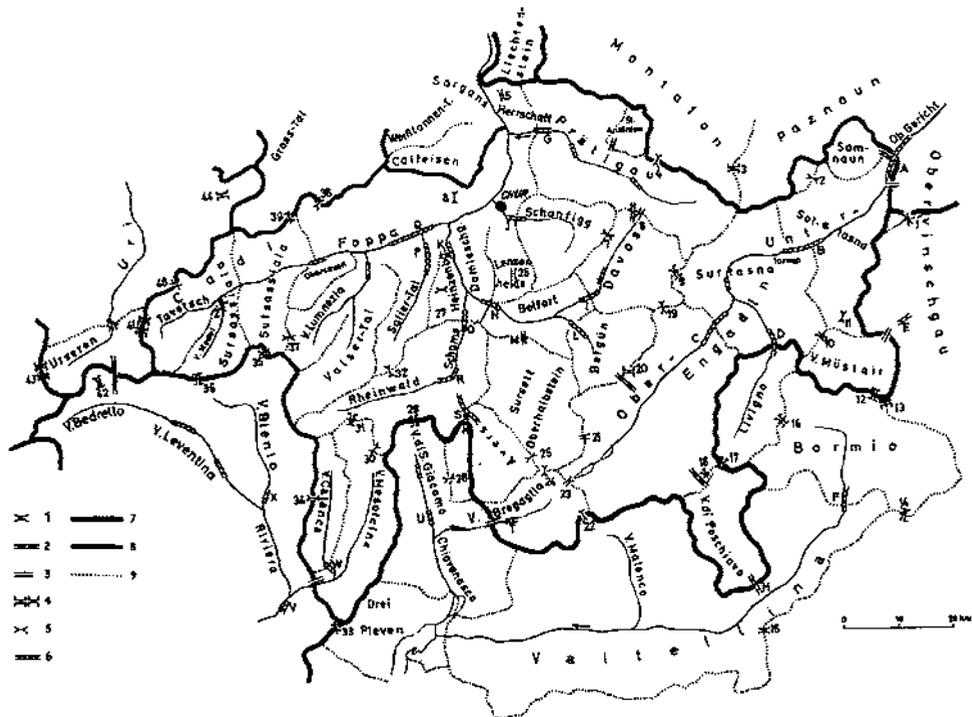


Fig. 8. Die Gliederung Graubündens in Talschaften und Talkammern

Zeichen: 1 = Bergpässe mit heute ganzjährig offenen Straßen, 2 = Bergpässe mit ganzjährig benutzbaren Bahnen (z. T. in Tunneln), 3 = sonstige auch im Winter offene Eingangsstraßen nach Graubünden, 4 = Bergpässe mit nur sommeroffenen Straßen (l) oder Bahnen (r), 5 = weitere Bergpässe mit einst wichtigen Straßen oder Saumwegen, 6 = Talengpässe und Talstufenschluchten (in Auswahl).

Ziffern = Namen der Bergpässe s. u., Buchstaben = Namen der Talengpässe s. u.

Namen: 1 = Reschen 1508 m, 2 = Passo da Fanga/Fimberpaß 2608 m, 3 = Bielerhöhe 2071 m, 4 = Schläppler Joch 2202 m, 5 = Luziensteig 713 m, 6 = Kunkelspaß 1357 m, 7 = Strelapaß 2350 m, 8 = Wolfgangpaß 1631 m, 9 = Flüelapaß 2383 m, 10 = Ofenpaß 2149 m, 11 = Passo da Costainas 2251 m und F. Funt da Scharl 2393 m, 12 = Umbrailpaß/Wormser Joch 2501 m, 13 = Sülfiser Joch 2757 m, 14 = Passo di Gavio 2652 m, 15 = Colle d'Aprica 1181 m, 16 = Passo di Foscagno 2291 m und Passo d'Eira 2210 m, 17 = Forcola di Livigno 2315 m, 18 = Berninapaß 2323 m, 19 = Scalettapaß 2606 m, 20 = Albulapaß 2312 m, 21 = Passo da Guglia/Julierpaß 2284 m, 22 = Passo del Muretto 2562 m, 23 = Passo del Maloggia/Malojapaß 1815 m, 24 = Septimerpaß 2310 m, 25 = Stallerberg 2579 m, 26 = Lenzerheidpaß 1549 m, 27 = Glaspäß 1846 m, 28 = Passo di Angeloga 2391 m, 29 = Splügenpaß 2113 m, 30 = Passo Vignone 2373 m, 31 = Passo del S. Bernardino 2065 m, 32 = Safienberg 2486 m, 33 = Passo S. Jorio 2014 m, 34 = Passo di Giumella 2117 m, 35 = Passo della Greina 2357 m, 36 = Passo del Lucomagno/Lukmanierpaß 1916 m, 37 = Passo Diesrut 2428 m, 38 = Panixerpaß 2407 m, 39 = Kistenpaß 2638 m, 40 = Chrüzlipaß 2347 m, 41 = Oberalppaß 2044 m, 42 = St.-Gotthard-Paß 2108 m, 43 = Furka 2431 m, 44 = Klausenpaß 1948 m.

A = Innschlucht v. Finstermünz und Schergenbachtobel, B = Innschlucht v. Tarasp-Ardez, C = Innschlucht v. Cinasch-Brail, D = Spöschlucht, E = Calven, F = Diavolo-Adda-Schlucht, G = Klus und weitere Landquartschluchten, z. B. Fuchswinkel, H = Poschiavinoschlucht von Campocologno, I = Zügenschlucht des Landwässers, J = Plessurschlucht v. Maladers, K = Hinterheinschlucht v. Rothenbrunnen, L = Igl Crap/Bergüner Stein, M = Crap Ses, N = Schinschlucht, O = Verlorenes Loch und Via Mala, P = Rabiusaschlucht/Versamer Tobel, Q = Ruinaglia, R = Rotla, S = Averser Rheinschlucht, T = Porta, U = Liroeschlucht v. Mescolana, V = Bellener Tessinschlucht, W = Calancascaschlucht, X = Buzza di Biasca, Y = Schöllenen, Z = Ruinaschlucht v. Disentis.

kant gegliederte Grenzen umspannen mit dem Engadin auch einen langen Abschnitt jener großen Diagonaltalung, die als einzige den Querriegel des rätischen Berglandes durchbricht. In seiner allseits wohlabgeschirmten Binnenlage kommt dem Engadin die Bedeutung eines eigenständigen, von Norden und Süden unabhängigen Landschaftsraumes zu.

Damit ist eine erste Dreigliederung des weitläufigen Kantonsgebietes erzielt: 1. Der große Nordabschnitt im Rheineinzugsbereich; das ist der Rumpfkanton mit den Schwerpunkten der Siedlung und Wirtschaft, der auch die alte Hauptstadt Chur beherbergt. 2. Die hochgelegene isolierte Innenbastion des Engadins, die über den Inn zur Donau entwässert. 3. Die kleineren Südbalkone, die zu den Alpenausgängen von Tessin, Adda und Etsch blicken.

Sucht man eine feinere Unterteilung zu erlangen, so wird man die orographische Kleingliederung in Anspruch nehmen, die mittels der Gebirgsschranken und der zahlreichen Talschluchten die großen hydrographischen Einzugsbereiche zu einer Vielzahl kleiner Talkammern zerlegt. Unsere Fig. 8 veranschaulicht diese Gliederung in mittelgroße Teilräume. Hier erkennen wir jene Talschaften oder Talgaue, in denen sich das Leben der Gebirgsbevölkerung zu natürlichen Gemeinschaften sammelte und organisierte. Über diese Teilung hinaus ermöglicht es die glazialmorphologische Gestalt unserer Alpentäler, eine den Talstufen entsprechende Kleinstgliederung vorzunehmen, die dann einen wahren Zellenbau mehr oder weniger gesonderter Raumeinheiten ergäbe.

So betrachtet, haben an dem großen Nordabschnitt drei Gruppen verwandter Talschaften teil: a) die Vorderrheintäler im sogenannten Bündner Oberland; b) die Churer Bogentalung¹⁰ und c) die übrigen Hinterrheintäler auf der Nordabdachung der inneren rätischen Alpen. Zum Bündner Oberland zählen: das Cadi (Casa Dei = Gotteshaus-Disentis), die Foppa (= Grube, oberhalb des Flimser Bergsturzes), das Val Medel, Val Lumnezia, Valsler- und Safiental. Die in ihrer seltenen Form so charakteristische Churer Ringtalung setzt sich aus dem eigentlichen Churer Rheintal (mit den IV-Dörfern), der Herrschaft, dem Prätigau, der „Landschaft Davos“, dem Belforter Albulatal, dem Domleschg und Heinzenberg zusammen. Unter den übrigen Hinterrheintälern steigen als Paßrampen zur Hauptwasserscheide auf: das Rheinwald (zum San Bernardino und Splügenpaß), das Avers, das Oberhalbstein (zum Septimer- und Julierpaß), das Bergüner Tal (zum Albulapaß).

Die hohe Innenbastion des Engadins teilt man in das Oberengadin, das hochgelegene breite glazialgeformte Alttal (mit Seental und Champagna), und das Unterengadin, der tiefere, engere, fluvialgestaltete Unterabschnitt des Inns (mit Sur- und Sottasna und dem abgelegenen Samnaun).

Die isolierten Südbalkone sind: das Val Mesolcina/Misox mit dem Val Calanca, das Val Bregaglia/Bergell, das Val di Poschiavo (Puschlav) und das Val Müstair/Münstertal.

Verwirrend vielgestaltig zeigt sich also das Mosaik dieser Talschaften, die oft über Jahrhunderte hin ihr politisches und kulturelles Sonderleben führten und deren Bevölkerungen sich in mannigfacher Weise unterscheiden. Diese vorgegebene orographische Gliederung ist hier so stark, daß sie selbst von der Verwaltung akzeptiert werden muß. So ergibt es sich, daß sich in dem menschenarmen Gebirgsland die alten Gerichtssprengel so lange erhielten und dann den Grundstock für die neue, sehr detaillierte administrative Einteilung in 14 Bezirke mit 39 Kreisen und 221 Gemeinden abgaben. Oft nennt man Graubünden den „Kanton der 150 Täler“. Diese Bezeichnung legt das Gewicht weniger auf die große Zahl als auf den Mangel des Zusammenhaltes dieser Talschaften. Weder ist ein zentrales Haupttal wie in Nordtirol oder im Wallis gegeben noch ein überragender Konvergenzpunkt.¹¹

Forscht man nach anderen naturgegebenen Strukturen des Kantons, so findet man sie in der ganz außergewöhnlichen Höhenentwicklung dieses Territoriums (Fig. 2). Von der tiefstgelegenen Gemeinde im unteren Misox (S. Vittore bei 260 Metern) bis zum höch-

sten Bündner Gipfel (Piz Bernina mit 4049 Metern) hat man rund 3800 Höhenmeter zu durchmessen. Aber diese Extremwerte täuschen; große absolute Höhendifferenzen gibt es selten und fast nur in den Südtälern. Die tiefe Einschnidung typisch westalpiner Täler wie im Wallis oder Tessin fehlt hier sonst weitgehend. Dadurch wird die Isolierung der Einzeltäler etwas gemildert. Die oft überraschend geringen relativen Höhen erleichtern auch die inneren Verbindungen über die zahlreichen Pässe hinweg.

Nur 1,4 Prozent des Kantonsareals liegen unter der Rebgränze von 600 Metern, nur 9,8 Prozent unter der oberen Laubwaldgränze bei 1200 Metern und nur 30,9 Prozent unter 1800 Metern, der Höhe des Oberengadiner Talbodens. Aber 50 Prozent der Fläche Graubündens sind über 2100 Meter hoch, also höher als im allgemeinen jeder Alpenwald gelegen, und 30,3 Prozent des Landes übersteigen 2400 Meter, das Niveau der großen, heute von Straßen genutzten Transfluenzspässe.

Dieser Hochgebirgsnatur entsprechend, entfällt nur ein geringer Prozentsatz des Landes auf die Ökumene, denn rund 350 Quadratkilometer (= fünf Prozent) werden von Firn und Gletschern, rund 2850 Quadratkilometer (= 40 Prozent) von Fels, Schutthalten und Wänden eingenommen (Fig. 9).

So stehen dem Menschen zur Nutzung nur etwa 55 Prozent der Gesamtfläche zur Verfügung. Diese ungünstigen Naturgegebenheiten berechtigen zu der zweifelnden Frage, zu welchen Kultur- und Wirtschaftsleistungen ein derartiger Hochgebirgsraum überhaupt befähigt ist.

Der größte Kanton der Schweiz ist zugleich der am dünnsten besiedelte. Graubündens 147.500 Einwohner (1960) machen nur ein Sechsdreißigstel der schweizerischen Gesamtbevölkerung aus. Zieht man von der Gesamtzahl die Einwohnerschaft der Kantonshauptstadt Chur (24.800 Einwohner = 17 Prozent) ab, so ergibt sich für das produktive Areal von rund 3900 Quadratkilometern eine Bevölkerungsdichte von nur 31 Einwohnern pro Quadratkilometer. Aber die tatsächliche Bevölkerungsverteilung ist infolge der eigenartigen Höhengliederung des Kantons stark differenziert. In den unter 600 Metern gelegenen sehr kurzen Talabschnitten der Südtäler und des Rheins einschließlich der Kantonshauptstadt wohnten nach einer Berechnung von 1950 schon rund 27 Prozent aller Bündner, in der montanen Region zwischen 600 bis 1200 Meter noch rund 35 Prozent, aber über 1200 Meter sogar noch 38 Prozent aller Bewohner Graubündens. Eine derart ungewöhnliche Wohnhöhenverteilung wird selbst in den anderen „Bergkantonen“ der Schweiz nicht erreicht.

Wohnhöhe	Tessin	Glarus	Uri	Wallis	Graubünden	(1950)
unter 600 Meter	85,9%	80,3%	74,7%	41,7%	26,6%	= 36.469 Einwohner
600 bis 1200 Meter	13,4%	18,6%	19,7%	40,4%	35,4%	= 48.533 Einwohner
1200 bis 1800 Meter	0,7%	1,1%	5,9%	17,8%	34,7%	= 47.574 Einwohner
über 1800 Meter	0,0%	0,0%	0,0%	0,1%	3,3%	= 4.524 Einwohner

Über die erstaunliche Höhe der oberen Dauer- und der „Sommer“-Siedlungsgrenzen haben wir bereits im ersten Aufsatzteil Angaben gemacht. Die ländliche Dauersiedlung steigt bis über 2100 Meter; Juf im Avers liegt in 2126 Meter Höhe.

Die Höhengliederung des Landes bestimmt weitgehend auch die Struktur der bündnerischen Wirtschaft.

In der Höhenlage von 800 bis 1600 Meter, in der fast 50 Prozent aller Bündner wohnen, währt die Dauer der Schneedecke 100 bis 180 Tage. Die mittlere Länge der frostfreien Zeit beläuft sich außerhalb der Föhngassen und der unteren Talstufen der Südtäler auf weniger als 190 Tage im Jahr. Über 1400 Meter gelegene Täler sind ganzjährig der Frostgefahr ausgesetzt, im Oberengadin zählt man sogar bis zu 100 Eistage im Jahr. Dementsprechend sind ein Großteil aller Bauernwirtschaften Wiesen-Alp-Betriebe

der typischen Bergbauernwirtschaft, die bei schmaler Futterbasis auf weite Weidegründe angewiesen ist. Vom gesamten landwirtschaftlich genutzten Areal nehmen die Weiden rund 85 Prozent, die Wiesen und der Futterbau rund 14 Prozent ein. Hohen Anteil an diesen Grünlandarealen haben mit 2100 Quadratkilometern (wirklich produktive) bis 3000 Quadratkilometer (insgesamt) die Alpflächen. Von den 815 Alpen, auf denen das Vieh durchschnittlich 85 bis 90 Tage im Jahr gesömmert wird, werden etwa 375 von Kühen, der Rest durch Galt- und Kleinvieh bestoßen. Rund 70.000 Normalstöße können gesömmert werden, viel mehr als man überwintern kann. Deshalb werden etwa 11.000 Stück auswärtiges Vieh zur Alpsommerung nach Graubünden geführt¹².

In Graubünden gibt es sowohl Einzel- als auch Genossenschaftsalpung. Wenn hier auch der dreistufige Alpbetrieb mit der bekannten Gliederung Heimstall-Maiensässe-Alp weit verbreitet ist, haben sich doch daneben auf Grund der Höhenlage vieler oberer Talkammern auch zwei- und sogar einstufige Systeme entwickelt. Dann fehlt die Maiensässe, oder aber Tal- und Alpstufe fallen zusammen, siehe Fig. 10¹³.

In den bündnerischen Südtälern verfügt der Bauer ähnlich wie in den Walliser oder Tessiner Seitentälern oft über ganz verschiedene Nutzungsstockwerke. Dem entspricht eine sehr differenzierte Wirtschafts- und Wohnweise mit mehrfach eingeschalteten Wanderungen, siehe Fig. 11.

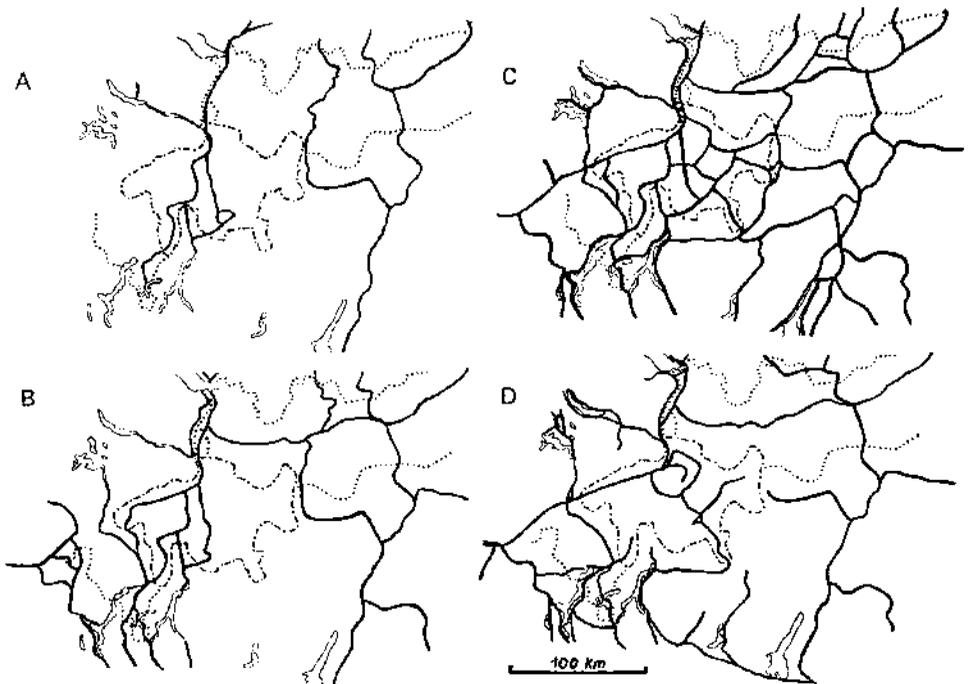


Fig. 9a. Die Bedeutung der mittleren Alpen im Durchgangsverkehr

mit der besonderen Durchgängigkeit Graubündens für den Alpenquerverkehr und der Sperrwirkung des Grenzwalls zwischen West- und Ostalpen für den inneralpinen Längsverkehr.

A = in der Römerzeit
B = während des Mittelalters

C = im Durchgangsstraßennetz des 20. Jh.
D = im Eisenbahnverkehr des 20. Jh.

Unter dem Einfluß des Gebirgsklimas verkürzt sich mit je 100 Meter Höhendifferenz die Vegetationszeit um etwa eine Woche. Darum können nicht nur weniger Arten von Nutzpflanzen angebaut und zur Reife gebracht werden, sondern auch der Ertrag der noch anbaufähigen Pflanzen ist geringer. So trifft man in den hochgelegenen Ackerbautälern, wie Tavetsch, Val Medel und Obersaxen noch auf den Sichelschnitt und auf das Aufrüsten von Getreidegarben zum Ausreifen an Trockengestellen, die hier Histern oder Talina heißen. Es nimmt nicht wunder, daß der Rückgang des Getreidebaus, der nur noch gegen 2000 Hektar umfaßt, überall anhält, trotz Gewährung von Anbau- und Mahlprämien. Die einstige Eigenversorgung ist zumeist ganz eingestellt worden.

Andrerseits gestattet es das Klima der Föhngassen und der tiefgeschalteten Südtäler, dort Spezialkulturen wie Tabak anzubauen. An diesen Stellen findet sich auch althergebrachter Rebbau, vor allem im Misox, in Maienfeld und in der Herrschaft. Ein eigenes Gesicht erhalten die unteren Stufen der Südtäler durch die Selven der Edelkastanien. Der Brentanwald von Soglio zählt zu den schönsten Kastanienhainen der Südalpen¹⁴.

Auch die starke Ausprägung des Fremdenverkehrs in Graubünden kann als Folge der außergewöhnlichen Höhenlage Bündens in der Massenerhebung der mittleren Alpen verstanden werden. Die bioklimatischen Vorzüge des Strahlungsklimas und die Vorteile einer langen Andauer der Schneedecke brauchen hier nicht beschrieben zu werden. Tatsächlich sind weite Teile Graubündens durch diese Vorzüge ausgezeichnet. So liegt denn auch dieser Kanton im gesamtschweizerischen Fremdenverkehr an vorderster Stelle, sowohl hinsichtlich der Zahl seiner Kurorte als auch nach den Gastbetten- und Übernachtungszahlen. 1961 registrierte man rund 7,1 Millionen Logiernächte. Der Heilwert der Höhenklimatherapie wurde in Sankt Moritz und Davos schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts erkannt. Der Alpinismus lockte schon vor der Jahrhundertwende große Ausländerscharen hauptsächlich ins Berninagebiet (Pontresina). Der Wintersport begann in Davos bereits 1865 (Schlittschuhklub 1880), in Sankt Moritz um 1883 (Bobsleigh- und Toboggansport). Schließlich kommt auch den bündnerischen Heilbädern, wie Tarasp, Passugg, Andeer und so fort, große Bedeutung zu.

Runden wir an dieser Stelle das knappe Bild von der Wirtschaft dieses Hochgebirgsraumes ab, so muß vor allem auf die Eignung des Landes als Wasserschloß für die schweizerische Wasserkraftnutzung verwiesen werden. Die Naturgegebenheiten bieten hierfür alle Voraussetzungen. Die hydrographischen Verhältnisse sind im ganzen Lande gut, die Ausgleichswirkung von Gletschern und Seen hebt die Nachteile örtlicher Niederschlagsarmut (Unterengadin) auf. Als durchschnittliche Niederschlagsmenge sind 1400 Millimeter, als jährliche Abflußmenge rund 1000 Millimeter berechnet worden. Das bedeutet für das Kantonsgebiet einen jährlichen Abfluß von etwa sieben Milliarden Kubikmetern, was einem Sechstel der Abflußmenge der Schweiz entspricht. Hieraus wurde die im Kanton zu tragbaren Preisen erzeugbare Energiemenge auf acht bis neun Milliarden Kilowattstunden veranschlagt, wovon 48 Prozent auf die Gewinnung in Wintermonaten entfallen. Den Gefällsverhältnissen entsprechend liegen die älteren und die größeren Werke gerade in den Südtälern, im Puschlav und Bergell. Gegenwärtig ist der Vollausbau am Vorderrhein und in Verbindung mit den italienischen Grenztälern Valle di Lei und Livigno am Oberen Hinterrhein, am Spöl und am Inn im Gange.

Demgegenüber ist der Kanton arm an anderen Rohstoffen, wenn man einmal von Holz und Steinen absieht. Die einstigen kleinen Bergwerke, hauptsächlich auf Eisen, Zink, Blei und Silber, sind längst aufgelassen. Trotz aller intensiven Bestrebungen zur Einführung von Industrie in das Bergland blieb Graubünden neben Appenzell der industrieärmste Kanton der Schweiz. Mit seiner geringen Bevölkerung stellt es kein interessantes Verbrauchsgebiet dar, in bezug auf die nächstgelegenen Industriereviere um Mailand oder Zürich besitzt es eine ausgesprochen abseitige Verkehrslage. Weitere Nachteile stellen die hohen Steuerbelastungen im Kanton und die Tariflage und Spurweite der „Rhätischen Bahn“, der schmalspurigen Staatsbahn Graubündens, dar. Abgesehen vom

Churer Rheintal erfordert jeder Bahntransport das Umladen von oder auf die Schmalspur. Ohne den Transportgewinn aus regelmäßigen größeren Güterlieferungen vermag das Bündner Verkehrswesen keine preisgünstigen Tarife anzuwenden, zumal Bau und Unterhalt aller Verkehrswege empfindlich teurer als im Flachland sind. Deshalb ergeben sich hauptsächlich bei der Bahn höhere Transportkosten als irgendsonst in der Schweiz; sie liegen bis zu mehr als 200 Prozent über denen der Schweizerischen Staatsbahnen. So ergibt es sich, daß die wenigen Industrierwerke fast ausschließlich im Churer Rheintal

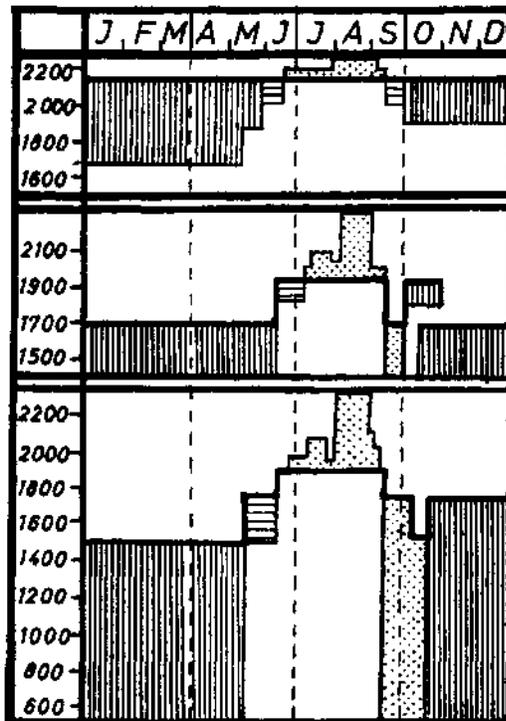


Fig. 10. Normalbeispiele für den Ablauf der Alpwanderung in Graubünden

- Im einstufigen Betrieb* werden die Alpen direkt von höchstgelegenen Dauersiedlungen aus bestoßen (Avers, Livigno).
 Je nach Winterheuvorrat nutzt man auch Wohn- und Wiesenteile tiefergelegener Talgüter.
- Im zweistufigen Betrieb* schließen die Alpen — meist im Einzelsennereisystem — mit Ställen für die Allmende an ihrer Untergrenze zugleich eine Art Maiensäss ein. Dort wird auch Heu besonders für die Übergangsjahreszeiten gewonnen (Davos, Oberengadin).
- Im dreistufigen Betrieb*, der am häufigsten vorkommt, schaltet sich die private Maiensäss (Stall und Wohngebäude) zwischen die oft weitentfernten Talgüter und Alpweiden ein. Von hier aus wird der gemeinsame Weidegang auf der benachbarten Allmende durchgeführt; sonst herrscht Stallfütterung aus dem Heu der zugehörigen Wiesen.
- Monate sind mit Großbuchstaben bezeichnet (J, F, M usw.), senkr. Schraffur = reine Stallfütterung, waagrechte Schraffur = Stallfütterung und Weidegang, punktiert = reiner Weidegang.

ansässig sind und dort das bevölkerungsmäßige und wirtschaftliche Gewicht der Kantonshauptstadt noch erhöhen. Es handelt sich vor allem um die Standorte von Domat/Emis und Landquart mit Holzverzuckerungswerken auf der Basis von Abfallholz, um Kalk- und Zementwerke und kleinere Apparate- und Textilfabriken (vgl. Fig. 9). Alle die benannten Eigenarten des Raumes begründen schon für sich allein die Sonderstellung dieses Kantons innerhalb der Eidgenossenschaft. Aber die tiefere Individualität dieses Landes in den mittleren Alpen erkennt man erst dann in vollem Maße, wenn man auch die auffälligen Merkmale der Bevölkerungsstruktur berücksichtigt. Auch diese

Bevölkerungsstruktur ist in sehr großem Umfang von den geschilderten Geschichtsabläufen bestimmt worden.

Ein gravierendes Merkmal bildet zunächst die Vielsprachigkeit der Kantonsbevölkerung. Von den Einwohnern schweizerischer Staatsangehörigkeit sprachen 1960 59,9 Prozent deutsch, 29,1 Prozent rätoromanisch und 10,3 Prozent italienisch. Berücksichtigt man noch die zahlreichen Dialekte des Schweizer-, Walser- und Tirolerdeutschen, die Idiome der lombardoitalienischen und der alpenromanischen Sprache in deren fünf verschiedenen Schriftniederlegungen, die sich merklich unterscheiden können, so ergibt sich ein sehr buntes Sprachenbild, das nur aus der Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte heraus zu erklären ist.

Diese Siedlungsgeschichte hat bewirkt, daß hier in enger räumlicher Verzahnung Romanen und Walser miteinander leben, wohnen und wirtschaften. Das Nebeneinander dieser zwei sehr individuellen Volksgruppen mit ihren Besonderheiten in Sprache und Brauchtum, in Siedlung und Wirtschaft trägt grundlegend zur Gestaltung der Kultur-

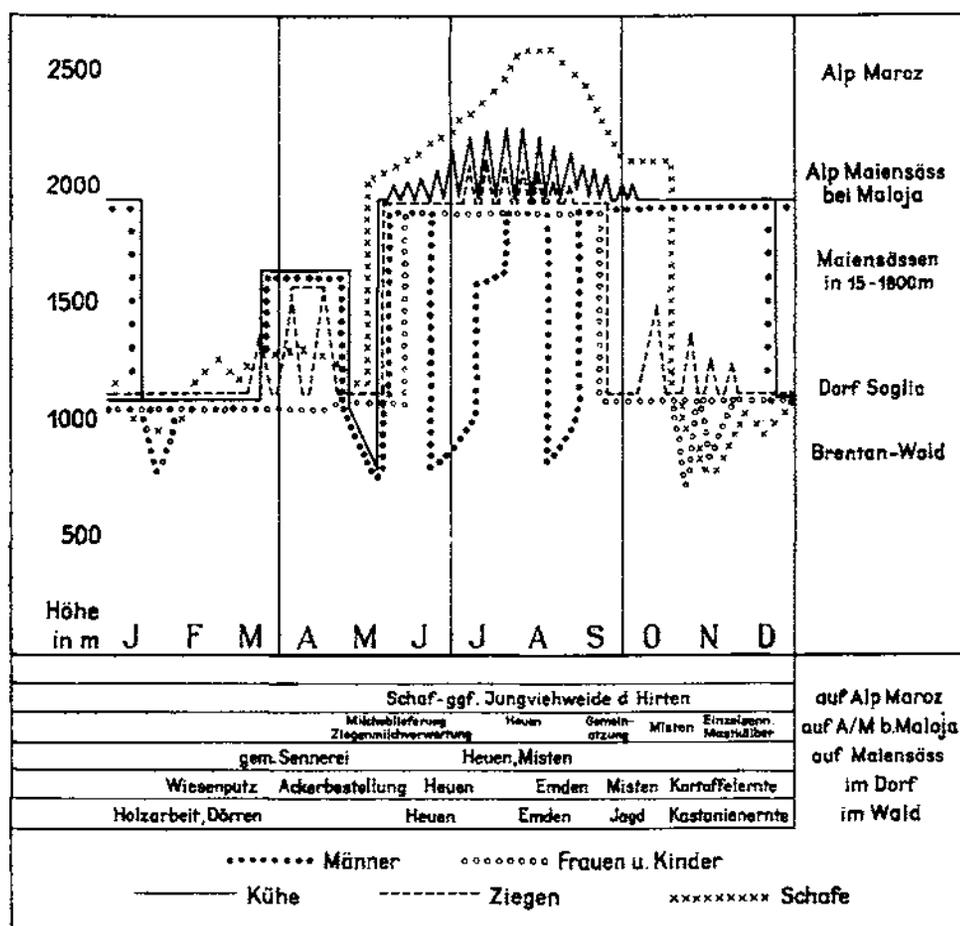


Fig. 11. Das Arbeitsjahr der Bauern von Soglio im Bergell — mit Besitz auf Castell, Grevasalvas, Blanca, Buaira, Isola und Fex

Als Beispiel für den vielstufigen Betrieb einer südalpinen Bergbauernwirtschaft.

landschaften auf der Westflanke der mittleren Alpen bei. Das Wechselbild dieser zweiförmigen Kulturlandschaft ist nicht auf Graubünden beschränkt, sondern auch in Vorarlberg (Walsertäler), in Liechtenstein und in Tirol, im Paznaun und Oberen Gericht, anzutreffen.

Die ursprüngliche Einheit des Rätoromanentums in den Alpen vom Schweizerischen Mittelland bis Salzburg und bis zur Adria war weniger eine volkstummäßige, denn eine sprachliche. Doch haben wir darunter eine Vielfalt von Lokaldialekten zu verstehen, da es sich ja um eine Umgangssprache handelt. Das einst geschlossene romanische Wohngebiet wurde durch die Siedlungnahme von Alemannen und Bayern (7. Jahrhundert) im Norden und von Italienern aus dem Süden mehr und mehr eingeengt und schließlich zu getrennten Sprachkammern aufgelöst (siehe Fig. 12)¹⁵.

Da jene Einwanderung von Norden den großen Talzügen folgte, erreichten die Neusiedler die inneren Berggebiete des rätischen „Grenzwalles“ oder auch des bündnerischen Oberlandes zunächst nicht. Dort, wie auch in den unter dem besonderen Schutz des

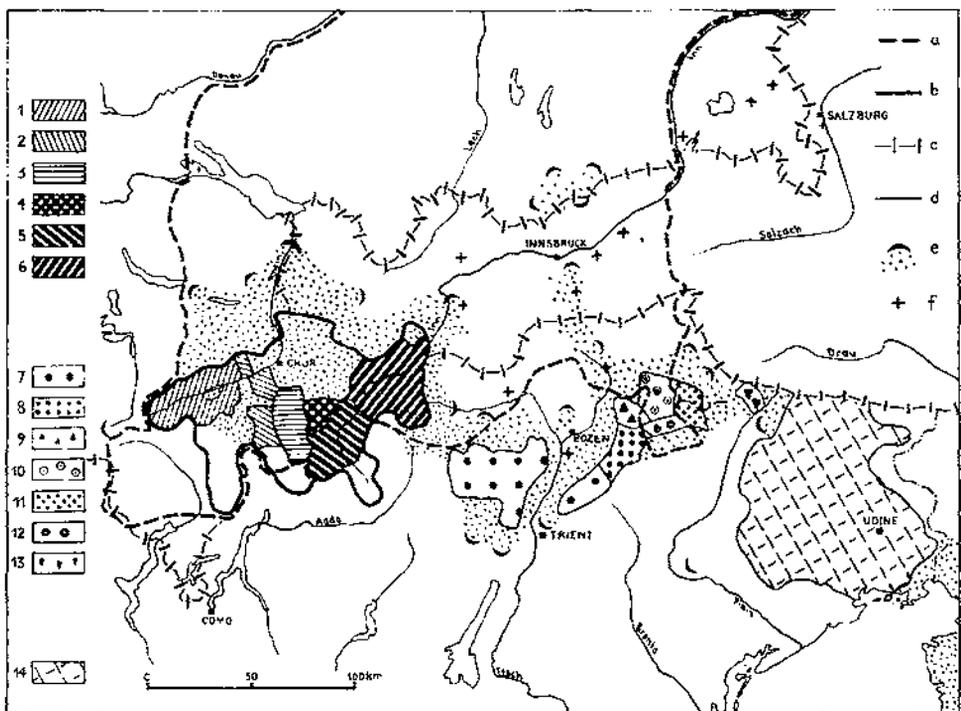


Fig. 12. Die Verbreitung und Gliederung der Alpenromanen

Westrätoromanisch

- 1 = sursilvan (Cadi, Lunnezia)
- 2 = sutsilvan (Domleschg, Schwyz)
- 3 = surmiran (Oberhalbstein)
- 4 = Bravuogn (Bergün)
- 5 = puter (Oberengadin)
- 6 = vallader (Unterengadin, Müstertal)

- 8 = Fassatal
- 9 = Gröden
- 10 = Enneberg-Abteital
- 11 = Ampezzo
- 12 = Buchenstein
- 13 = Comelico

Osträtoromanisch oder Dolomitenladinisch

- 7 = verlöschend im Sulzberg, Nonsberg, Fleimstal

Friaulisch

- 14 = furlan

a = Grenze des rätisch-vindelischen Verwaltungsgebietes seit Augustus, b = Grenze des Kantons Graubünden, c = heutige Staatsgrenzen, d = Begrenzung der heutigen romanischen Sprachbereiche, e = Außergrenzen sicherer stärkerer Verbreitung der Romanen im 8./9. Jh., f = häufigeres Vorkommen romanischer Ortsnamen oder urkundlicher Zeugnisse (Walchengau, Walensee, Walgau usw.).



Piz Morteratsch 31. I, 98.

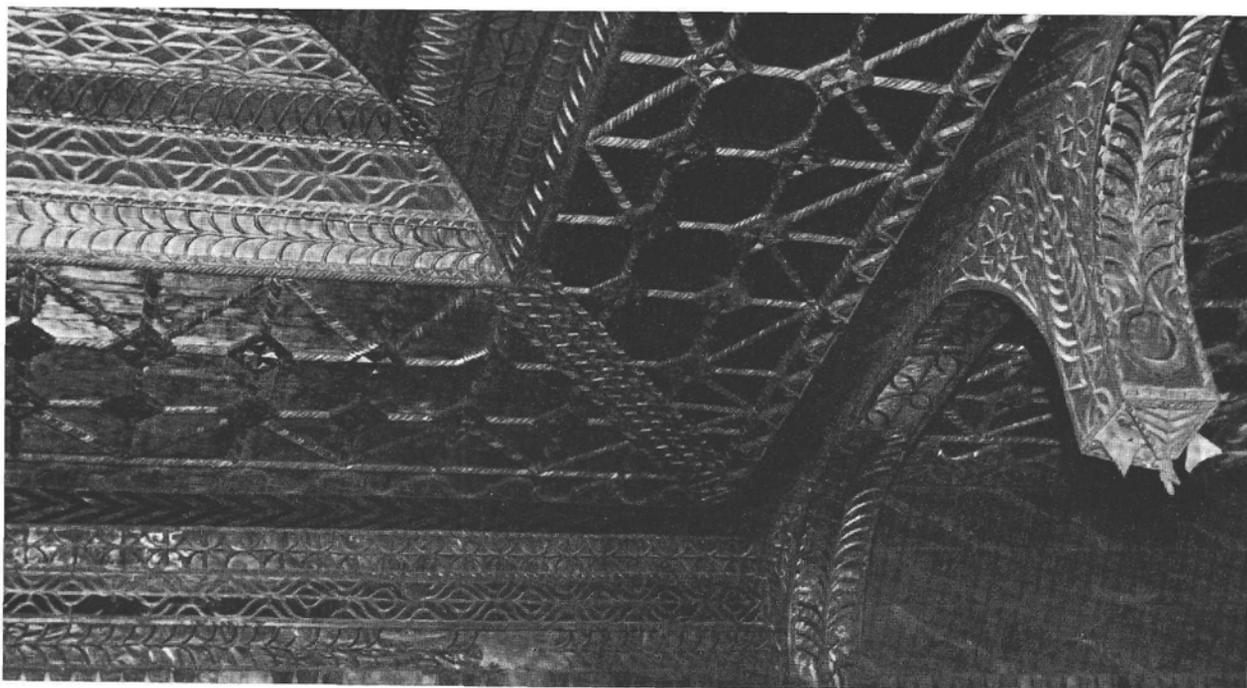


Oben links: Mrs. Main und Führer Chr. Schnitzler, Pontresina; erster Winterversuch am Piz Morteratsch

Oben rechts: An der Crast'Agüzza

Tafel XVII

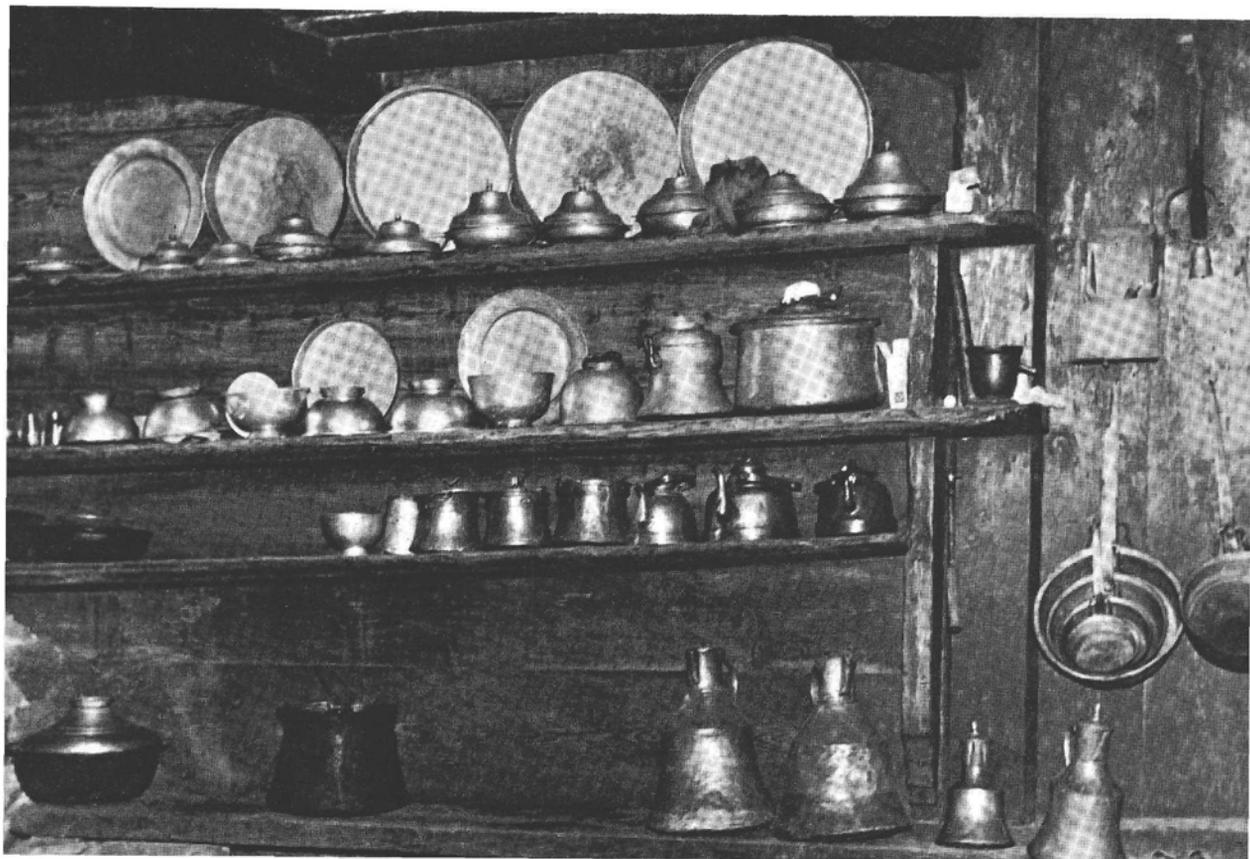
Unten: Bergsteigerinnen auf dem Morteratschgletscher um 1870 (alle Aufn. B. Schocher, Pontresina)



Reich geschnitzte Decke in einfachem Bauernhaus in Cimil Basköy (2000 m)

Tafel XVIII

Küche (offener Herd) mit Kupfergeschirr, im gleichen Haus (beide Aufn. Dr. H. Gall, Kufstein)



Churer Bistums stehenden Gebieten vermochten die Romanen ihr Sprach- und Brauchtum vorerst zu bewahren.

Aber durch die Kolonisationsarbeit der Walser, durch die Gegenreformation, die im Süden die Italianisierung der Romanen sehr förderte, durch den direkten deutschen Einfluß der Verwaltung und des Verkehrs und durch Abwanderung schwand ihre Zahl und Bedeutung immer mehr. Als ihr Bestand im beginnenden 20. Jahrhundert aufs äußerste gefährdet schien, erkannte die Schweiz 1938 das Rätoromanische feierlich als vierte Landessprache an. Schon in der Reformation wurden hier in Graubünden viele Lokaldialekte zum ersten Male schriftlich niedergelegt, die nun im 20. Jahrhundert staatlich geförderten Erneuerungsbestrebungen schufen erst die eigentlichen philologischen Grundlagen. Dabei machte man dem Sprachpartikularismus größte Zugeständnisse. Anfangs gab es sieben verschiedene Fibeln für die Grundschulen.

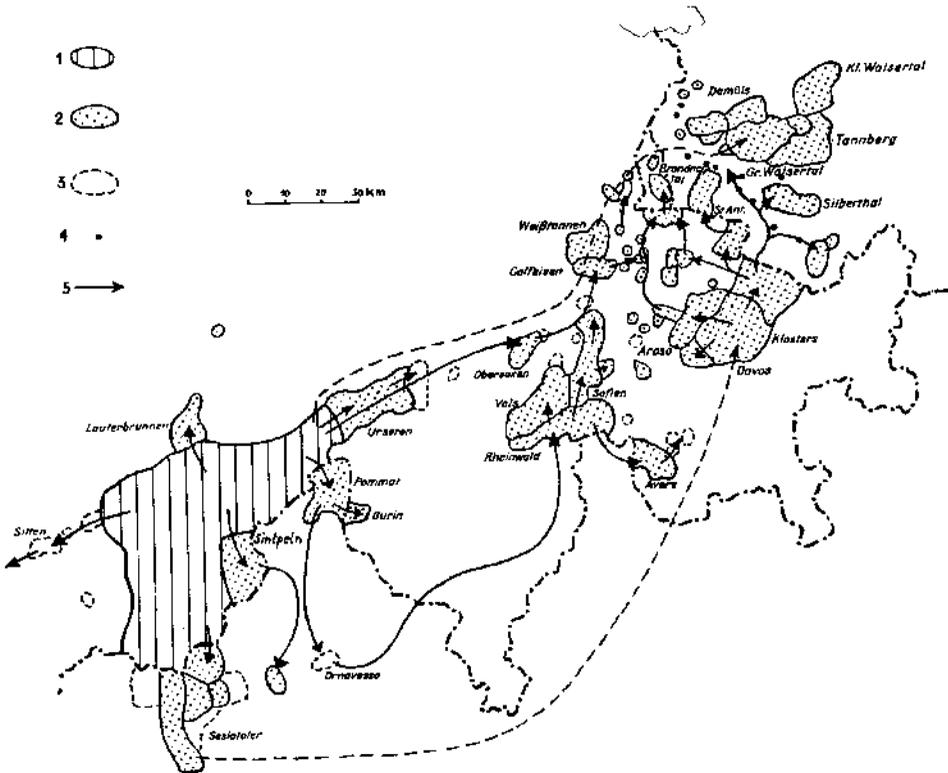


Fig. 13. Die mittelalterliche Walsereinwanderung in die mittleren Alpen
(nach A. Ammann, K. Ilg, H. Kreis und O. Winkler)

- 1 = Das Oberwallis, speziell das Goms, als Heimatgebiet der Walser
- 2 = Die Außensiedlungen und deren Tochterkolonien
- 3 = Die seither untergegangenen Außensiedlungen
- 4 = Isolierte Streusiedlungen
- 5 = Wanderungsrichtungen und Koloniebildungen im 12. bis 14. Jh.

Nächst den Alemannen aus dem Unterland, die in mehreren Phasen im Rheintal, Prätigau und Heinzenberg ansässig wurden, und den Lombarden, die über die Alpwirtschaftszone ins Oberengadin und in die oberen Hinterrheintäler kamen, muß der Walsereinwanderung im 13. Jahrhundert gedacht werden. Ihre Kolonisationsarbeit hat das Siedlungs- und Wirtschaftsbild der mittleren Alpen tiefgreifend verändert.

Allen Walserkolonien (Fig. 13) gemeinsam ist die außergewöhnliche Höhenlage. Diese wurde nicht erwählt, sondern erzwungen, weil zum Zeitpunkt der Siedlungnahme alles tiefer gelegene Land durch Romanen besetzt war. Rauheit des Klimas und Kargheit des Bodens engten überall den Rahmen der Nutzungsmöglichkeiten empfindlich ein, wenn auch der spärliche Ackerbau zunehmend durch Viehzucht und Milchwirtschaft ersetzt wurde. Siedlungsweise und Wirtschaftsform der Walser forderten die Einbeziehung

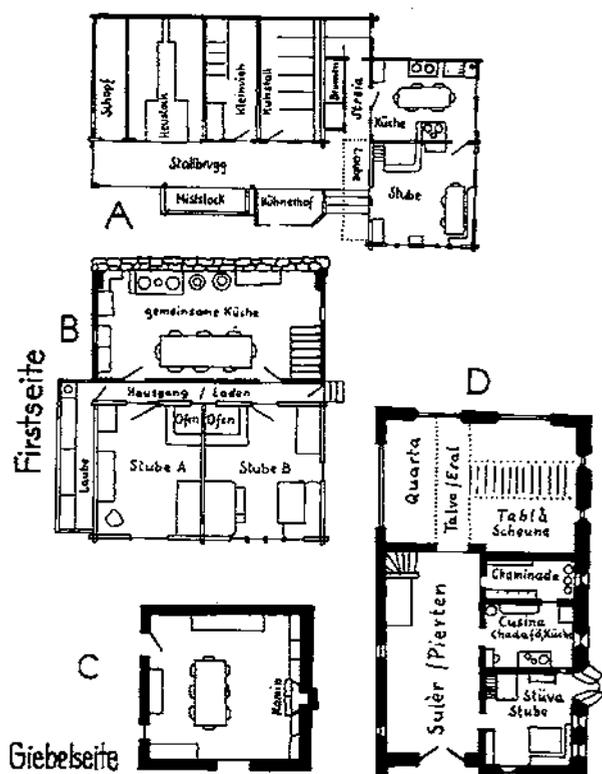


Fig. 14. Typische Bauernhausformen Graubündens

- A = Das Prätigauer Haus bei meist rechtwinkliger Anordnung von Wohnhaus und Stall, getrennt durch einen Gang — „Streie“, ein „gestrickter“ Holzbau mit gemauertem Küchenteil, dessen giebelseitige Stube ins Tal schaut.
- B = Das Walserhaus, in einfacher Form mit zwei oder drei hintereinandergestellten Räumen in Blockbauweise, doch häufig horizontal erweitert zum „Doppelwohne“ verwandter Familien. Ein Quergang oder das von der Küche abgeteilte „Vorhaus“, das dann der (2.) Nebenstube entspricht, variieren diesen Typ. Die Küche liegt stets bergwärts, der Oberstock enthält bei späterem Ausbau die Schlafkammern.
- C = Das Einraumhaus, eine Wohnküche, als Urtyp nurmehr vereinzelt im Tessin und auf Maiensässen anzutreffen, doch in vertikaler Addition zu turmartigen Bauten aus Trockenmauerwerk mit Außentritten auch im Grundriß vieler bündner. Bauernhäuser zu erkennen.
- D = Das Engadiner Haus war ursprünglich ein Blockbau mit dreiräumigem Grundriß und firstseitig angelehntem Gang, Selbst Küche und Speicher wurden erst später zu Steingewölben ausgebildet, dann das ganze Haus steinummantelt. Der Gang wurde zum geräumigen Sulär; der Speicher im Hausinnern, zuweilen eine Durchfahrt gestattend, bestimmt den stattlichen Grundriß. Große Rundtore öffnen sich zum Sulär und zu den Ställen im Keller. Scharfenförmige Fenster, Erker und Sgraffitoschmuck verleihen diesen Häusern einen ganz eigenen Eindruck.

zahlreicher Hochpässe, weil über sie die Besiedlung, die Alpwirtschaft und die Ausfuhr tierischer Produkte erfolgte. Anders als die Romanen kennen die Walser keine Flurgemeinschaft, keine Gemeinatzung auf privatem Wiesland und nur selten Gemeindealpen. Auch hat die Allmend bei den Walsern eine viel geringere Bedeutung¹⁶.

Romanen als Mehrzweckbauern und Walser als Viehzüchter haben gemeinsam die bündnerische Kulturlandschaft entwickelt und geprägt. Aber zu diesen beiden Volks-

gruppen traten zusätzlich noch andere hinzu: von Norden auf direktem Weg die Alemannen, von Süden Lombardo-Italiener und von Osten (im Samnaun und unverkennbar auch im unteren Münstertal) Bayern. Auch diesen Bevölkerungsteilen kommen vielfache Besonderheiten ihrer Lebensweise zu.

Der Mannigfaltigkeit im Volkstum entspricht das Bild der Siedlungslandschaft. Den Walsern sind die Streusiedlungen eigen, und selbst größere „Plätze“ wie Davos und Klosters, wuchsen erst in jüngerer Vergangenheit zu geschlossenen Orten zusammen.

Im übrigen deutschen Siedlungsgebiet überwiegen die Weiler und Straßendörfer, während bei den Romanen die oft enggedrängten Haufendörfer vorherrschen. Neben der Vielzahl von Übergangsformen unter den Bauernhaustypen finden sich doch noch oftmals auch die reinen Ausgangsbeispiele, wie sie Fig. 14 darstellt¹⁷. Viele aus der Feudalzeit herrührende Burgen und zahlreiche anmutige Herrenhöfe, erbaut aus dem Sold in fremden Heeren, aus dem sonst im Ausland erworbenen Vermögen oder aus dem Verdienst im Transitverkehr, erinnern allerorts durch ihre Baustile an ganz bestimmte Epochen der reichen Landesgeschichte.

Nicht minder oft trifft man auf Wüstungen und andere Zeichen des Siedlungsrückganges. Sieht man davon ab, daß die obere Siedlungsgrenze im 15. bis 17. Jahrhundert fast überall höher lag und daß jegliche Schwankungen in der Intensität des alten Transitverkehrs ihre bevölkerungsgeographischen Auswirkungen zeitigten, so ist auch gerade in jüngster Zeit die Abwanderungstendenz unverkennbar.

Die Einwohnerzahlen von nicht weniger als 108 Gemeinden (von 221!) sind gegenüber 1850 rückläufig; es gibt Talschaften mit Bevölkerungsverlusten bis zu 30 Prozent. Hingegen weisen Chur, die Fremdenorte und Verkehrszentren sowie die wenigen Industrieplätze vor allem im Rheintal sehr starke Bevölkerungszunahmen auf.

Insgesamt hat Graubünden seit 1850 zwar um 57.600 Menschen zugenommen, aber dieser Zuwachs von 64 Prozent bleibt weit hinter dem allgemeinen Wachstum der schweizerischen Bevölkerung von insgesamt 127 Prozent zurück.

Berücksichtigt man letztlich auch, daß die Bevölkerung konfessionell gespalten ist; es stehen sich rund 53 Prozent Protestanten und rund 47 Prozent Katholiken gegenüber; so hat man einen Eindruck von dem kaum zu verhüllenden Partikularismus der 150 Täler Graubündens gewonnen, einen Eindruck auch von der unverkennbaren Vielheit der Kultureinflüsse, die sich hier begegnen.

Anmerkungen und Literaturhinweise:

- 1 Früh, Jakob: Geographie der Schweiz, 3 Bände, Sankt Gallen, 1929, 1930, 1938.
- 2 Z. B. im Bereich der Engadiner Linie: S. Pietro b. Stampa, Boatta striera b. Scanfs, Muotta Chasté u. Muotta dal Clüs b. Zernez, Padnal b. Süs, Patnal b. Garsun, Petnal-Umbren b. Ftan.
- 3 So belegen die Bronzefunde von Schiers/Prätigau, Drusatscha ob Wolfgang, Davoser See, Flüelapaf und Val Mora in besonders lückenloser Weise die Verbindung Rheintal—Vintschgau. Für solche gezielten oder schweifenden Bewegungen mag das damalige subboreale Klimaoptimum förderlich gewesen sein, in welchem auch die Waldgrenze 200 bis 300 Meter höher gelegen war. Man vergleiche hierzu unter anderem:
Conrad, Hans: Beitrag zur Frage der urgeschichtlichen Besiedlung des Engadins. In: 70. Jahresber. d. Histor. Antiquar. Ges. Graubündens, 1940. Als S. A. 43 S.
v. Planta, R.: Vom Lande der Rätoromanen. In: NZZ, 1931, Nr. 590.
Heierli, J., und *Oechsl*, O.: Urgeschichte Graubündens mit Einschluß der Römerzeit. Neujahrsblatt, Antiquar. Ges. Zürich, Zürich 1903.
- 4 Ein Bischof von Chur namens Asinio wird 451 erwähnt, aber man nimmt an, daß es schon einen Vorgänger im Amt gegeben habe. Der älteste Bau der Churer Kathedrale dürfte schon in die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts fallen und damit das älteste bekannte Gotteshaus nördlich des Alpenkamms sein.

- 5 Über seine eingehenden Forschungen auf diesem Gebiet hat der seinerzeitige Bischof von Chur berichtet:
Caminada, Christianus Mgr.: Die verzauberten Täler; die urgeschichtlichen Kulte und Bräuche im Alten Rätien. Olten und Freiburg, 1961.
- 6 Wir folgen hier der Auffassung von:
Pieth, Friedrich: Bündner Geschichte. Chur, 1945.
Auch andere Historiker vertreten die Auffassung, daß Raetia I zunächst das ganze Alpeninnere umfaßte.
- 7 Die oft bestrittene Existenz einer römischen Julierverbindung ist durch Straßen- und Münzfunde und durch das Paßheiligtum hinlänglich bewiesen.
Conrad, Hans: Das römische Paßheiligtum auf dem Julier. In: Bündner Monatsblatt, 1936, 1938.
Man vergleiche auch *Zimpel*, H. G., 1958, a. a. O.
- 8 *Heuberger*, Richard: Rätin im Altertum und Frühmittelalter. In: Schlernschriften, Nr. 20, Innsbruck, 1932 (hier S. 91).
- 9 Eine gute Hilfsquelle zum besseren Verständnis dieser geschichtlichen Entwicklungen ist zu finden bei:
Ammann, Hektor, u. *Schib*, Karl: Historischer Atlas der Schweiz, 2. Aufl., Aarau.
- 10 Wir benutzen hier die Bezeichnung, die *Otto Lehmann* für diese eigenartige Talanlage geprägt hat.
Lehmann, Otto: Der Tälerkranz um Chur und seine Nachbarschaft. In: Mitt. d. Geogr.-Ethnogr. Ges. Zürich, 41, Zürich, 1941 bis 1943, S. 85 bis 93.
- 11 *Gutersohn*, Heinrich: 1958 ff. a. a. O.
- 12 *Zimpel*, Heinz-Gerhard: Graubünden und seine Landwirtschaft. In: Geogr. Rundschau, 13., 1961, S. 106 bis 118.
- 13 *Weiss*, Richard: Das Alpwesen Graubündens. Zürich, 1941.
- 14 *Zimpel*, Heinz-Gerhard: 1962 a. a. O.
- 15 *Grüll*, Josef: Entwicklung und Bestand der Rätoromanen in den Alpen. In: Mitt. d. Österr. Geogr. Ges., 106/107., Wien, 1964/1965.
Dami, Aldo: Les Rhétoromanes. In: Globe 100, Genf, 1960, S. 25 bis 71.
- 16 Aus der Vielzahl der Untersuchungen zur Walserfrage kann hier nur genannt werden:
Kreis, Hans: Die Walser, ein Stück Siedlungsgeschichte der Zentralalpen, Bern, 1958.
- 17 *Weiss*, Richard: Häuser und Landschaften der Schweiz, Erlenbach/Zürich, 1959.
Simonett, Christoph: Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden. Basel. 1965.

Herrlicher Alpstein, wir sehen dich bald wieder!

HANS SCHYMIK

Wer von Norden kommt und bei Kreßbronn zum ersten Male den Bodensee erblickt, wird staunend dieses Landschaftsbild betrachten. Wenn dann noch ein leichter Dunst über dem Wasser liegt, erheben sich die dahinter liegenden Berge wie eine Vision aus einer Traumlandschaft empor. Das wird wohl der Grund dafür sein, daß viele Reisende dieses Gebiet nur durchfahren und daher den verborgenen Zauber der Vorberge gar nicht ahnen können.

Uns erging es nicht anders! Mehrere Jahre hindurch fuhren wir in den Rätikon, zum Arlberg, über den Julierpaß ins Oberengadin und noch weiter nach dem Süden. Die Namen „Alpstein“ und „Säntis“ waren uns zwar nicht unbekannt, doch mehr wußten wir von dieser Gegend nicht. Auf einmal entdeckt man irgendwo eine Aufnahme von diesen Bergen, liest Berichte und hat dadurch ein neues Ziel gefunden. Außerdem scheint es recht verlockend zu sein, denn es heißt:

„Kein Gebirge der Erde demonstriert dem Bergwanderer — auch dem Laien — so überzeugend anschaulich das grandiose Faltengebirge, das die Alpen insgesamt darstellen.“

So kann man wohl ohne Bedenken an einem Wochenende dieses „Vorgebirge“ aufsuchen.

„Es ist meine schönste Bergtour gewesen!“ Das waren die begeisterten Worte eines Teilnehmers der ersten Fahrt ins Säntisgebiet. Die Daheimgebliebenen waren an dem betreffenden Wochenende der Ansicht, daß wir die geplante Bergtour niemals durchführen können und bei dem schlechten Wetter irgendwo im Tal die Zeit verträdeln werden. Doch daran dachte niemand, als wir, von Appenzell kommend, Wasserauen erreichten und die Autos auf dem Parkplatz der Seilbahnstation abstellten.

Oben auf der Ebenalp kamen schon die ersten und recht kräftigen Windböen auf. Recht schnell hatten alle ihre Anoraks angezogen. Auf einem einzigen Schlammfad ging es dem Schäfli entgegen. Aus einem Fenster des Gasthauses auf dem Schäfli blickte uns eine alte Frau ganz verwundert an und warnte vor dem Weitermarsch zum Säntis, da die Stahlseile am Morgen noch vereist waren. Die Gruppe war gut ausgerüstet, und außerdem war bekannt, daß ein Rückzug immer noch möglich war. Auf der anderen Seite ist es eine Notwendigkeit, daß leichte Bergtouren auch bei schlechtester Witterung durchgeführt werden, damit jeder mit diesen Verhältnissen vertraut wird, ehe es ins Hochgebirge geht oder größere Bergfahrten angetreten werden. Es kommt immer wieder vor, daß Bergwanderer schon bei einem kleinen Wettersturz die Nerven verlieren.

Schon allein aus diesen Gründen wollten wir nach Möglichkeit unser Tagesziel erreichen. Auf engen Pfaden, die zum Teil in steile Hänge gelegt sind, wanderte die Gruppe zügig voran. Der schöne Pfad ging dann schließlich in ein wegloses Gelände über. Links und rechts der Aufstiegsrichtung sah man große, trichterförmige Dolinen. Bei Nebel und einer leichten Schneedecke können diese senkrecht in die Tiefe führenden Schächte zu einer Gefahr werden. Ab und zu wurden die dunklen Wolken auseinandergerissen. Es waren dann die kostbaren Augenblicke, in denen der Blick frei wurde auf das liebliche Appenzeller Land und darüber hinaus bis zum Bodensee. Nur der Säntis selbst hielt sich hinter den Wolken verborgen.

Der Weiterweg wurde immer schlechter. Um die Anmarschrichtung bestimmen zu können, mußten sogar die Karte und der Kompaß hervorgeholt werden. Als unterhalb des Hühnerberges die ersten größeren Felsaufbauten erreicht waren, erleichterten die vielen roten Markierungsstriche den Aufstieg zum Blauen Schnee. Plötzlich vernahmen wir einen grellen Pfiff! Eine große Murmeltierfamilie wunderte sich über die lange Kolonne, die die ersten verschneiten und vereisten Felsen erstieg. Bald danach hatten wir den Blauen Schnee erreicht. Der Aufstieg konnte trotz der ungünstigen Verhältnisse noch als gemütlich bezeichnet werden. Als aber die Blauschneelücke erreicht war, standen wir mitten in einem orkanartigen Sturm, der uns gewaltig durchschüttelte. Es war kaum möglich, weitere Schutzbekleidung anzuziehen. Der Weiterweg zum Gipfel des Säntis (2501 Meter) war zwar durch Stahlseile versichert, doch atmete jeder erleichtert auf, als das Restaurant auf dem Gipfel erreicht war. Die 30 Minuten von der Blauschneelücke bis zum Gipfel waren die schwersten und unangenehmsten des ganzen Tages. Es war ein gespensterhafter Anblick, als die tief gebückt gehenden Gestalten im Nebel verschwanden. Trotz des Sturmes blickte man erstaunt auf, wenn es für einen kurzen Augenblick heller wurde und die Bauten auf dem Säntisgipfel wie ein Märchenschloß aus lauter Schneekristallen zu sehen waren.

Nachdem wir schon eine Weile im warmen Restaurant gegessen hatten, massierten einige noch immer ihre kalten Finger. Eine warme Suppe und der Kognak wirkten bald wie ein Wunder. Bald danach traten die etwas müde wirkenden Wanderer wieder ins Freie und standen gleich inmitten der tobenden Elemente. Über den Lisengrat sollte es zum Rotsteinpaß gehen. Sobald man aus dem Windschatten trat, war ein aufrechtes Gehen kaum möglich, und so kam es, daß die so zahlreich angebrachten Stahlseile gern benutzt wurden. Der Sturm schaffte aber auch jenes gewaltige Bild, welches die Teilnehmer der Wanderung niemals vergessen werden. Zwischen den dunklen Wolken kamen immer wieder die Sonnenstrahlen hindurch und erleuchteten die tief unten liegenden Almen. Wenn nicht das Ende des Monats September gewesen wäre, hätte man beim Anblick der grünen Almen angenommen, daß der Frühling seinen Einzug gehalten hat. Doch oben am Lisengrat war Winter, da suchte man einen Weg durch die verschneiten Felsen.

Die Augen konnten den schnellen Wechsel der Stimmungen oft kaum erfassen. Auf der einen Seite standen die Churfürsten in einer düsteren Beleuchtung wie vor einem Weltuntergang, indessen der Blick zum Zürichsee und zum Bodensee als lieblich und schön zu bezeichnen war. Als der letzte Gratturm vor dem Rotsteinpaß erreicht war, tauchte aus den Wolkenmassen plötzlich eine mächtige Berggestalt hervor, der Altmann. Bei schönem Wetter kann er niemals so gewaltig und zugleich unheimlich wirken.

Die Wanderung des Tages war von so vielen Eindrücken begleitet gewesen, daß eine Steigerung kaum noch möglich erschien. Und doch sollte es noch eine freudige Überraschung geben. Obwohl sich unsere Aalener Gruppe angemeldet hatte, waren alle beim Eintritt in das Gasthaus mehr als überrascht. Die Hütte erschien bereits gut belegt, und trotzdem standen zwei Tische da, an denen niemand saß. „Réservé D. A. Aalen“ (Deutscher Alpenverein Aalen) konnte man recht deutlich lesen. Der Wirt begrüßte mit Handschlag die Bergwanderer aus Aalen, die über soviel Entgegenkommen ganz einfach sprachlos waren. Das war auch der Auftakt zu einem gemütlichen Abend, der kein Ende nehmen wollte. Der Wirt und seine Gattin sorgten durch ihre Beiträge für eine Bombenstimmung, und so wurde es sehr, sehr spät, bis auch die letzten ihr Lager aufsuchten.

Vielleicht ahnten sie bereits, daß in den Morgenstunden des kommenden Tages ein heftiger Sturm aufkommen sollte, der mit seinen heulenden Tönen keinen schönen Tag ankündigte.

Es war ganz einfach unmöglich, mit einer Gruppe über den Altmann zum Hohen Kasten zu wandern. Schweren Herzens entschied man sich für den Abstieg ins Tal, bei

dem es auf einmal schön wurde, doch bei der Meglisalp standen wir schon wieder mitten in einer Waschküche. Jetzt war allen klargeworden, daß die am Morgen getroffene Entscheidung richtig war. Bevor die Heimfahrt angetreten wurde, sagten alle: „Herrlicher Alpstein, wir sehen dich bald wieder!“

Die letzte Bergfahrt des darauffolgenden Sommers sollte wieder im Säntisgebiet durchgeführt werden. Je näher der Termin heranrückte, um so schlechter wurde das Wetter. Eine Abmeldung folgte der anderen. Zum Schluß war es nur ein kleines Häuflein der Getreuen, das in Brülisau die Autos verließ und mit der Seilbahn zum Hohen Kasten hinauffuhr. Dort begann die achtstündige Wanderung, die am ersten Tag bis zum Rotsteinpaß führen sollte; eine Tour, die bei jeder Witterung anstrengend sein wird, dem geübten Bergwanderer dafür aber selten schöne Eindrücke vermittelt. Im Säntisgebiet ist es so, als sehe man der Schöpfung ins Werk. Zwischen den einzelnen Faltungen liegen wie kostbare Juwelen der Säntiser See, der Fälensee und der Seetalpsee. Dazu kommt noch der einmalige Gang auf diesem Höhenweg mit dem fesselnden Ausblick zu den Bergen des Rätikon und der Silvretta. Wie im Vorjahr, so war es auch dieses Mal der Fall, daß wir all diese Schönheiten oft nur für Bruchteile von Sekunden zu Gesicht bekamen. Wie gebannt blieben alle auf einmal stehen, als beim Abstieg zur Saxerlücke die bekannten Kreuzberge, gar wuchtig wirkend, aus dem Nebel auftauchten. Kurz vor dem Roslensattel begann die geschlossene Schneedecke. Die reichlichen Niederschläge der vorangegangenen Tage waren in diesen Höhen als Schnee gefallen. Die Orientierung wurde immer schwieriger, keine Spur war zu sehen, keine Markierung zu erkennen. So mußte der Weiterweg mit Karte und Kompaß bestimmt werden. Als nach einer geraumen Zeit wieder die ersten Markierungsstriche zu erkennen waren, atmeten alle erleichtert auf. Nach etwa sechs Stunden war der Zwinglipaß erreicht, vom Altmann selbst war nichts zu sehen; man konnte nur ahnen, wo dieser Berg steht.

Bei Nebel und über Schneefelder ging es immer steiler hinauf. Bald mußten wir die Frage stellen: „Wohin jetzt?“ Diese Worte waren noch nicht recht verklungen, als eine Teilnehmerin eine Spur entdeckte, an deren Anfang der Name Schymik im Schnee zu lesen war. Das war wohl die größte und niemals erwartete Überraschung. Der Wirt des Gasthauses auf dem Rotsteinpaß war uns (etwa zwei Stunden) entgegengegangen, da er über unsere Marschrichtung telephonisch unterrichtet wurde. Der Weiterweg war damit klar. Auf der Südseite des Altmanns betrug die Schneehöhe etwa 25 Zentimeter. Alle waren recht froh, als der höchste Punkt erreicht war und nur noch der Abstieg durch die Steiflanke zum Rotsteinpaß bevorstand. Obwohl der Hüttenwirt gespurt hatte, versank man an einigen Stellen bis zu den Knien im Schnee. Die Stahlseile, Eisenstifte und Tritte gaben einem nicht nur die berühmte moralische Sicherheit, sie waren bei diesen äußerst ungünstigen Verhältnissen von größter Wichtigkeit für einen sicheren Abstieg. Das kam einigen Teilnehmern erst so richtig zum Bewußtsein, als sie im Gasthaus die Ansichtskarten vom Altmann sahen und darauf den Abstieg erkannten, den sie im Nebel zurückgelegt hatten.

Nach einem Appenzeller Alpenbitter und einer kräftigen warmen Mahlzeit erklangen am laufenden Band frohe Weisen. Von den 130 angemeldeten Gästen waren nur acht verrückte Bergsteiger aus Aalen in Württemberg und vier aus der Schweiz auf der Hütte erschienen. Der nette Abend sollte noch einen seltenen Höhepunkt erreichen. Zum Schluß traten alle vor die Hütte, bildeten einen engen Kreis und sangen in dieser winterlichen Bergwelt: „Kein schöner Land in dieser Zeit. . .“

In der Nacht war die Temperatur noch weiter gefallen. Als wir am nächsten Morgen um sechs Uhr aufbrechen wollten, fielen schon die ersten Schneeflocken. Ehe wir die Hütte verließen, dankten wir dem netten Hüttenwirt für die liebevolle Aufnahme in seinem Haus, und das anschließende „Auf Wiederschen“ klang mehr als echt. In der heutigen Zeit, in der mancher Hüttenwirt berechtigt angegriffen wird, muß man erwähnen, daß es auch andere gibt, die nicht nur Gesundheit, sondern oft ihr Leben

einsetzen, um Bergsteigern den richtigen Weg zur Hütte zu weisen. Unser Weiterweg ging dieses Mal in umgekehrter Richtung über den Lisengrat dem Säntis entgegen. Nebel und Schneefall erschwerten das Vorwärtskommen; die Stahlseile mußten aus dem Schnee gerissen werden. An diesem Morgen waren wir die einzigen Gäste des Hotels auf dem Säntis. Die größten Schwierigkeiten begannen beim Abstieg zur Blauschneelücke. Hier gab es keine Spur, hier war in den letzten Tagen kein Mensch gegangen. Nur die Köpfe der Eisenrohre zeigten an, wie die Stahlseile verlaufen konnten. Als der erste den Abstieg begann, versank er gleich bis zur Brust im angewehten Schnee. Vorsichtig wühlten wir uns durch und erreichten nach etwa 15 Minuten die Blauschneelücke. Mit viel Gaudi und Humor ging es anschließend den Blauen Schnee hinunter.

Plötzlich setzte ein verstärktes Schneetreiben ein. Die Sicht wurde so schlecht, daß auf 20 Meter Entfernung nichts mehr zu erkennen war. Vergeblich suchten wir nach einer Abstiegsmöglichkeit zu den Hängen des Hühnerberges. Eine schnelle Entscheidung mußte getroffen werden, denn ein immer heftiger werdender Schneefall konnte unsere eigenen Spuren innerhalb kürzester Zeit verdecken. Nach wenigen Minuten waren wir wieder an dem kleinen Gletscher an der Nordseite des Säntis und stiegen anschließend in Richtung Nordost - Mesmer - Seealpsee ab. Das klingt so einfach, so leicht, dabei konnten wir nicht einmal die Augen richtig offenhalten, um jede Orientierungsmöglichkeit wahrnehmen zu können. In solchen Minuten und Stunden ist es wichtig, daß die erfahrenen Bergsteiger einer Gruppe die Richtung bestimmen können und durch ein sicheres Verhalten den ruhenden Pol bilden. Humor ist in solchen Augenblicken sehr wichtig, vielleicht stimmt sogar einer ein Lied an, wie es bei uns der Fall war. Dadurch werden alle Teilnehmer ein wenig abgelenkt, und die ernste Situation erscheint in einem ganz anderen Licht.

Alle atmeten auf, als in der Nähe der Mesmerkamine das Schneetreiben nachließ und die ersten Markierungen uns zeigten, daß wir auf dem richtigen Weg ins Tal waren.

Wenn auch die zweite Tour im Säntisgebiet sehr anstrengend war und bei schlechtesten Wetterbedingungen durchgeführt wurde, so kann abschließend gesagt werden, daß es eine gute Übung für den Ernstfall war. Der Verfasser ist der Ansicht, daß einfache Bergtouren auch bei ungünstiger Witterung durchgeführt werden sollen. Selbstverständlich muß eine strenge Auslese unter den Teilnehmern getroffen werden und die Ausrüstung dementsprechend sein.

Wer gar kein Freund von Schlechtwettertouren ist, der kann im Säntisgebiet viele schöne Ersatzziele aussuchen und braucht nicht die wertvolle Zeit eines Wochenendes in einem Gasthaus verbringen. In der Wildkirchlihöhle im Ebenalpstock wurden zum Beispiel Spuren der ersten Menschen im Gebirge entdeckt (Altsteinzeit). Die Lage der Höhle ist so schön, daß man sie zu den romantischsten Stätten im ganzen Alpenraum zählt. Die Funde können im Heimatmuseum in Sankt Gallen und im Schloßmuseum von Appenzell besichtigt werden.

Wer also eines Tages ebenfalls in das schöne Alpsteingebiet kommt, wird feststellen können, daß diese „Vorberge“ mehr bieten, als man je erwartet hat.

Quellenverzeichnis:

- Säntisführer* von G. Lüthi, K. Egloff, K. Kleine und R. Schatz (erschieden in der Fehrschen Buchhandlung, Sankt Gallen).
Alpenwanderungen in die Vorzeit von Karl Lukan (Schroll-Verlag, Wien und München).
Berg Heil! — 100 schöne Bergtouren in den Alpen — von Walter Pause (BLV-Verlagsgesellschaft, München, Basel, Wien).

Vierhundert Jahre Bergsteigerinnen

FELICITAS VON REZNICEK

Die ersten Frauen, deren alpine Ambitionen nicht ins Reich der Sage verwiesen werden können, sind die Tirolerinnen Regina von *Brandis* und Katharina *Botsch*, die 1552 den Gipfel der Laugenspitze (2433 Meter) erreicht haben sollen. Das war nicht nur eine Erstersteigung, sondern zugleich die erste Damenseilschaft. Es wird nichts darüber berichtet, daß ihrer eine Strafe harrte, weil sie ein solches Wagnis unternahmen.

Weniger gut erging es der Frau eines polnischen Gutsbesitzers. Beate *Koscielecka* suchte, nachdem sie mit anderen Frauen und Kindern vor kriegerischen Handlungen hatte in die Tatrataler flüchten müssen, noch einmal die Berge auf. Sie hatten es ihr angetan, und sie kroch mit einigen Mitbürgern in den Felsen dieses Gebirges in die Höhe. Als sie heimkehrte, empfing sie ein aufgebracht Ehemann, der sie einige Wochen im Keller des Hauses gefangenhielt. Er hatte kein Verständnis für die Liebhaberei seiner Gattin. Vielleicht vermutete er hinter dieser unzeitgemäßen Bergbegeisterung eher einen Liebhaber? Derartiger Lohn alpinen Forschergeistes dürfte heutzutage nicht mehr zu befürchten sein.

Zweihundert Jahre später, 1760, zeigte eine Schweizerin die Fähigkeit für selbständige Entschlüsse. Sie lockte es auf den Pilatus, der damals noch ein verbotener Berg war. Nicht nur alpine Gefahren lauerten auf die Ersteiger. Auch der Geist des Pontius Pilatus sollte dorthin verbannt sein und mit Steinen, Blitz und Donner um sich schleudern. Die Marschallin *Pfyffer von Wyer* jedoch traf auf ihrer kühnen Bergtour keinen derart ungebärdigen Herrn. Auch vom Teufel hat sie nichts entdeckt.

Als dann *Jean Jacques Rousseau* seine „Nouvelle Héloïse“ veröffentlichte, in der er die Schönheiten der Natur pries, war der Bann gebrochen. Nur kurze Zeit später war der Montblanc von *Balmat* und *Paccard* bezwungen (1786), und nun drängten die Bergsteiger empor zu den Gipfeln. 22 Jahre nach der ersten Besteigung des höchsten Berges in Europa fanden einige Bergführer aus Chamonix, daß der Montblanc Damenbesuch verdient habe, doch suchten sie sich ein recht untaugliches Objekt aus. Das Bauernmädchen *Marie Paradis* war nichts weniger als begeistert, und man mußte die Stöhnende hinaufziehen und -stoßen. Auf dem Gipfel rief sie: „Nie wieder!“, und sie hat ihren Schwur gehalten.

Anders *Henriette d'Angeville*, die wirklich von der Sehnsucht in die Höhe getrieben wurde. Ihr Vater war während der Französischen Revolution mit Familie an die Schweizer Grenze geflüchtet, und dort, nahe Genf, sah *Henriette* immer von neuem voll Begeisterung das phantastische weiße Phantom des 4807 Meter hohen Montblanc, dessen gigantische Eisterrassen über dem See zu schweben scheinen. Der Anblick ließ jene Krankheit bei *Henriette* ausbrechen, die wir das Bergfieber nennen. Sie hat nur ein Symptom: Man muß hinauf!

Erst als sie 44 Jahre alt war, konnte *Henriette* ihren Traum verwirklichen. Sie plante die Besteigung so, wie man heute eine Himalajaexpedition vorbereitet. Eine harte Bürste, um erfrorene Glieder damit frottieren zu können, fehlte nicht in der Ausrüstung, die unter anderem ganze Kälber, 24 Hühner, 20 Flaschen und ein Fäßchen Wein enthielt. Seile und Leitern wurden mitgeführt, und *Henriettes* Garderobe wurde in den Gazetten ausführlich beschrieben.

Am Berg bewies sie Ausdauer und Mut und überstand mit Energie einen kurzen Anfall von Bergkrankheit. Während des Biwaks auf den Grands Mulets hörte man die Lawinen beängstigend nah zu Tal donnern, doch Henriette blieb standhaft.

Auf dem Gipfel hoben die Führer sie auf die Schultern, damit sie den Montblanc um ein Geringes überrage, und dann nahm sie im Schnee Platz, schrieb Briefe und machte Aufzeichnungen, die später als „Le Carnet Vert“ bekannt geworden sind. Das war im Jahre 1838. In Südtirol stand eine 16jährige Frau, Marie *Karner*, im selben Jahr auf der höchsten Spitze des Ortlers, und ihre Leistung dürfte höher zu bewerten sein als die Henriettes, denn der Ortler ist technisch schwieriger als der Montblanc, bei dem Länge und dünne Luft die Haupthindernisse bilden. Vor mehr als 100 Jahren noch viel stärker vergletschert als heute, war der Ortler dagegen eine schwierige Tour, aus Eis- und Felspartien gemischt.

Henriette *d'Angeville* blieb den Bergen treu und bestieg noch weitere 21 Gipfel, darunter das Oldenhorn im sechsten Jahrzehnt ihres Lebens. Dabei trug sie Spazierschuhe und Krinoline, jenes Kleidungsstück, das dem „Col Félicité“ am Matterhorn seinen Namen gab, nachdem Felicitas *Carrel*, aus der Familie der großen *Carrels*, bei einem Besteigungsversuch dort umkehren mußte, weil der Wind sich in ihrer Krinoline verfangen hatte und sie in Gefahr war, zu Tal geweht zu werden.

Wenige Jahre später erstieg *Lucy Walker* das Matterhorn über den Schweizer Grat. Den Monte Rosa hatte sie schon längst erklommen. 1877 vollendete die Italienerin *Luigia Biraghi dell'Oro* den Weg über den italienischen Grat, den Felicitas nicht hatte bis zum Gipfel durchführen können.

Frauen auf dem Matterhorn! Nun fühlte sich auch das weibliche Geschlecht aufgerufen. Zunächst nur vereinzelt, aber immerhin schon häufiger, traf man Frauen in den Hochtalern. Man fragte sie wie auch die Männer: „Warum?“

Weil die Berge sie gefangengenommen hatten, genau wie die Männer. Die Gipfel lockten, zogen, verhexten, forderten heraus. Auch die Frauen fühlten sich herausgefordert, ihre Selbstüberwindung, ihre Leistungsfähigkeit zu erproben, um das höchste Glück, das Gipfelglück zu erringen. Eine neue Welt tat sich für die Bergsteiger auf. Sie mußte erobert werden. Man mußte ihre Gefahren erst kennenlernen: Steinschlag, Gletscherspalten, Lawinen, Wetterstürze, und man mußte sie nicht nur lieben, sondern auch achten lernen.

Manche Frauen folgten nur ihren Vätern oder Gatten, doch die Engländerinnen und Französischen machten sich frühzeitig selbständig. Auf die Frage, ob sie die Gefahr nicht scheuten, mögen sie ähnlich geantwortet haben wie fünfzig Jahre später die amerikanische Bergsteigerin und Schriftstellerin *Miriam O'Brian-Underhill*, die meinte: „Das Bett ist der gefährlichste Aufenthalt. Dort sterben die meisten Menschen.“

Nachdem das Matterhorn bezwungen war, gab es keine Erstgipfel mehr. Man begann, neue Routen auf die bekannten Berge zu erschließen. Die Frauen trugen ihren Teil dazu bei. Frauenbergsteigen war salonfähig geworden. Sogar Königin Viktoria von England hörte sich einen Vortrag über die Schönheit des Bergsteigens an. Es ist also kein Wunder, daß sich schon 1854 die erste Dame aus Großbritannien, *Miß Hamilton*, auf dem Gipfel des Montblanc einfand. Von da an übernahmen die Britinnen, gleich ihren männlichen Landsleuten, die Führung im Alpinismus. *Elizabeth Hawkins-Whitshed* war eine der Bekanntesten. Sie heiratete verschiedentlich und richtete dadurch nicht geringe Verwirrung bei den Chronisten an. Es dauerte einige Zeit, bis man herausbekam, daß sie sowohl mit *Mrs. Aubrey Le Blond* als auch mit *Mrs. Main* identisch war, und daß sie auch jene *Mrs. Burnaby* war, die mit ihrem Gatten *Fred* so viele Schweizer Hochgipfel bezwungen hatte. Auch eine Erstbesteigung, das Bieshorn im Wallis, befindet sich in ihrem Tourenverzeichnis. Mit etwas über 20 Jahren verfaßte sie ein Buch, „*The Alps in Winter*“. Sie hatte sich Winterbesteigungen als Spezialität ausgesucht.

Auch sie stieg im Zeitalter der Krinoline, die sie einmal hinter einem Fels vergaß und daher ihren Führer ins Hotel schicken mußte, da man in den achtziger Jahren natürlich als Frau nicht in Hosen erscheinen durfte. Der Bergführer brachte ein Abendkleid, und Mrs. Burnaby hielt ins Hotel Einzug in Bergschuhen, mit Eispickel. Gehüllt war sie aber in ein großes Abendkleid. Ein andermal hatte sie den Rock (der Reifenunterrock war auf der Hütte verblieben) auf dem Gipfel des Zinalrothorns vergessen und traversierte es kurz entschlossen zum zweitenmal, diesmal in entgegengesetzter Richtung, von Moun-tet nach Zermatt.

Lucy Walker darf den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, schon 1873 die erste rein weibliche Seilschaft, nach den Tirolerinnen, unternommen zu haben. Mit Ellen und Anne *Pigeon* überschritt sie männerlos die Jungfrau.

Und wer kennt nicht *Claudia Brevoort*, die mit ihrem Neffen W. A. B. Coolidge und dem Berner Sennenhund — Verzeihung Hündin — Tschingel fast sämtliche Alpengebiete durchkletterte. Winterbesteigungen waren ihre Spezialität, so die Jungfrau von der Nordseite, während Mrs. Burnaby den Piz Roseg im Winter gewählt hatte.

Die Französinen, die in Hochsavoyen eines der herrlichsten Berggebiete in der Nähe haben, beteiligten sich an den Anfängen des Fraucnalpinismus in einem entsprechenden Maße. Madame *Derennes* bestieg schon 1865 den Montblanc, Madame *Millot* sammelte innerhalb eines Sommers eine stattliche Anzahl imponierender Gipfel, darunter das Wetterhorn, Mönch, Eiger, Finsteraarhorn, Mischabel und Matterhorn (1873). 1876 führte Mary Isabelle *Straton* die erste Winterbesteigung des Montblanc durch.

Bedenkt man, daß es heute noch Männer gibt, die den Frauen die Fähigkeit zur echten Bergsteigerin absprechen, dann kann man nur staunen, wenn man erfährt, zu welcher Zeit schon Frauen auf den erlesensten Bergen gestanden haben. Mrs. Burnaby war noch vor der Jahrhundertwende auf der Aiguille du Midi, den Grandes Jorasses und dem Piz Roseg. *Catherine Richardson* kletterte 1888 die Aiguille des Ecrins über die Südwand hinauf, über die Nordwand herunter. Anna von *Frey* war schon 1871 auf dem Hochkönig, und die Holländerin *Jeanne Immink* 1891 auf der Fünffingerspitze in den Dolomiten. Die Schwestern *Pigeon* wagten sich 1875 an den Grand Combin, während ein Jahr zuvor zwei Frauen, Mrs. *Utterson-Kelsoe* und Anna *Ploner*, auf der Großen Zinne standen. Im gleichen Jahr war Anna *Ploner* auch auf dem Cristallo.

1895 machte sich Paula *Lammer*, mit ihrem berühmten Ehemann Guido, an die Erstbesteigung der Nordostwand des Mörchner (3720 Meter). Schon 1883 begleitete die Frau von Robert *Lendenfeld* ihren Mann auf einen Berg außerhalb Europas, den 2840 Meter hohen Hochstetter Dom in Neuseeland.

Wenn man überlegt, was alles von bergsteigenden Männern bekannt ist, dann kann man nur staunen, wie wenig von den Frauen des vorigen Jahrhunderts in der alpinen Literatur zu finden ist.

Da ist Hermine *Tauscher-Geduly* aus Ungarn, die später ihren Tourengefährten Rupert *Koller* geheiratet hat. Mit ihm erstieg sie mehr als 100 Gipfel, darunter schon im achten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts Matterhorn, Zinalrothorn, Ortler und Cimone della Pala. Sie war die erste Frau auf der Königsspitze, und man darf sie Mrs. Burnaby und Lucy Walker getrost an die Seite stellen.

In Italien brach die Herzogin von *Sermoneta* den Bann. Seit sie 1842 den Gipfel der Kleinen Zinne erreichte, war Damenbergsteigen auch in Italien gesellschaftsfähig geworden, wenn auch die italienischen Männer noch heute nur im äußersten Notfall Alpinistinnen in ihre exklusiven Bergsteigervereinigungen aufnehmen.

Wer kennt nicht A. F. *Mummery*? Als er heiratete, war es eine Selbstverständlichkeit, daß seine Frau seinen Neigungen entgegenkam. Sie ging mit ihm in die Berge, und es ist Alexander *Burgeners* Verdienst, daß er eine Frau dazu überredete, eine so berühmte und berüchtigte Tour wie den Teufelsgrat des Täschhorns als Erstbesteigung mit zu unternehmen (1887). In Zermatt glaubt man nicht daran und begleitet die Bergsteiger

bis zur Täschalp, wo damals noch keine Unterkunftshütte stand, sondern nur eine Alp, die man sich gegen den Widerstand eines gereizten Stieres für die Übernachtung erobern muß. Leicht ist die Tour nicht, und so mancher Zwischenfall, mit Steinschlag und Umwegen, mit giftigen Gendarmen, macht den Alpinisten zu schaffen. Die Tiefblicke sind überwältigend. Aber Mrs. Mummery ist schwindelfrei. Als sie in luftiger Höhe vom Grat auf die Séracs und Spalten des Weingartengletschers hinabsieht, zitiert sie Shakespeare: „Will nicht mehr hinabsehen, daß nicht mein Hirn sich dreht . . .“

Das ständige Poltern stürzender Steine zerrt an den Nerven. Der Teufelsgrat macht seinem Namen Ehre. Es ist, als werfe der Teufel wütend mit Felsbrocken um sich, damit die Menschlein seinen Grat nicht bezwingen. Aber man steht dann doch auf dem Gipfel. *Burgener* reicht der Touristin die Hand: „Der Teufelsgrat ist durchklettert. Und eine Frau war dabei.“ *Mummery* begegnete noch einer anderen Frau, die ihm als Bergsteigerin Eindruck machte, Miß *Bristow*, die er sieben Jahre später trifft, nachdem sie mit den Bergführern *Zurbwigen* und *Pollinger* (Senior) die erste Durchkletterung des Zmuttgrates am Matterhorn im Abstieg vollendet hat.

Auch *Rose Friedmann* darf nicht vergessen werden. Frühzeitig wagte sie schwerste Touren, überschritt das Matterhorn und den sehr gefährlichen Marltgrat am Ortler. 1896 durchkletterte sie — für die damalige Zeit eine Sensation — die Watzmannostwand. Die Kleine Zinne und die Fünffingerspitze in den Dolomiten gehörten gleichfalls zu ihren Spezialtouren.

Emilie Meurer traversierte in den Dolomiten den Winklerturm von Nordwest nach Ost, erstieg die Königsspitze über den Suldengrat, die Kleine Zinne, den Dent du Géant und auch die Ostwand der Tabarettaspitze.

Weitere Frauen, die Routen absolvierten, auf die damals jeder Mann stolz gewesen wäre, sind bei den Französinen die Baronin *Rolland*, die von 1883 bis 1892 Berge wie die Géant und die Midi anging. Da sie sehr klein war, konnte sie an der Géant einen Griff nicht erreichen, und man mußte für sie extra eine kleine Leiter anfertigen. *Marie* und *Louise Lacharière* traversierten in „cordée féminine“ die Grande Casse und die Meije.

Eine der rührendsten Erscheinungen unter den Damenseilschaften sind *Catherine Richardson* und *Mary Paillon*. Beide Frauen waren leidenschaftliche Bergsteigerinnen und lernten einander auch im Gebirge kennen. Fast immer ohne männliche Begleiter, bestiegen sie die schwersten Gipfel, darunter die Aiguilles Méridionale d'Arves. Ein tragisches Ereignis machte den Hochtouren ein Ende, denn *Mary* erblindete, und *Catherine* blieb mit ihr bis zum Tod beisammen.

Ähnlich war die Bergfreundschaft, die zwei Polinnen verband. *Helene Dluska* stieg schon als 13jähriges Mädchen in die Berge. Die *Tatra* lag nahe. Ihre ständige Begleiterin war *Irene Pawlowska*. Die Frauen verschmähten den Schutz des starken Geschlechtes. In bodenlangen Röcken, mit Wagenradhüten und Korsett stiegen sie in die Berge, und *Irene* berichtete: „Wir fühlen uns frei, sorglos und selbständig. Es gibt nichts Schöneres, als oben in den Bergen allein zu sein.“

1909 sind sie wieder unterwegs. *Helene* ist wie gelähmt vor Entsetzen, als *Irene* stürzt. Aber sie hält die Freundin am Seil. *Irene* hat einige Zähne ausgeschlagen, eine Ader reißt. Die Augen aber sind zum Glück unverletzt. *Helene* will den stolzen Gipfel des *Kominy* nicht auslassen. Sie wiederholt die Tour im Oktober, und allein. Es ist schon sehr kalt. Kurz unter dem Gipfel beginnen die Hände zu erstarren. Sie kann sich nicht mehr halten, stürzt, und die Verletzungen sind so schwer, daß sie zeitlebens Invalidin bleibt. Aber sie läßt nicht von den Bergen. Immer wieder steigt sie unter Schmerzen hinauf. Der Abstieg ist eine Qual. Aber mit dämonischer Kraft locken die Gipfel!

Wenige Jahre, nachdem sich *Helene* einen Namen gemacht hatte, gab *Jadwiga Roguska-Cybulska* diesem unwiderstehlichen Auftrieb den Titel „Tatratollheit“.

Die Jahrhundertwende ist gekommen. Schon ist eine Frau wie Irene *Pigatti*, die bereits 1890 auf dem Gipfel der *Civetta* stand, keine Ausnahme mehr. *Claudia Brevoort*, nach der man die *Pointe Brevoort* benannt hat, bekommt Gesellschaft. *Gertrude Bell* hat sich in die Nordostwand des *Finsteraarhorns* verbissen, und sie greift den Berg, zusammen mit *Heinrich* und *Ulrich Fuhrer*, an. Zu dieser Zeit (1902) war das ein großes Wagnis. Es ereignete sich dann auch so mancher Zwischenfall, und *Gertrude* hatte viel zu berichten. Sicher scheinende Griffe brachen aus, das Seil wurde durch Steinschlag zerfetzt und mußte gekürzt werden, in der Situation, die sich auf dieser noch heute als sehr schwierig bezeichneten Tour ergab, ein erhebliches Gefahrenmoment. Schließlich machte ein Gewitter allen Besteigungsversuchen ein Ende. Es war so heftig, daß sogar die Felsen elektrische Lieder sangen. Die Nacht war eiskalt, und der Morgen brachte Nebel und verschneiten Fels. „Ein Couloir, das wir queren müssen“, schreibt *Gertrude*, „wird von Schneelawinen durchrast. Manchmal wirkt es wie ein schaumgefülltes Bachbett. Einmal werden *Heinrich* und ich mitgerissen, doch *Ulrich* kann uns halten. Nachdem ich wieder daheim war, konnte ich nur staunen. Ich hatte nicht mehr daran geglaubt, lebend und noch dazu ohne Erfrierungen davonzukommen.“

1930 erreichte dann *Miriam O'Brian* mit den Brüdern *Rubi* als erste Frau den Gipfel des *Finsteraarhorns* über diese Route. Sie waren die dritte Seilschaft überhaupt. *Anneliese Sutter* führte 1945 die fünfte Besteigung mit *Alexander Graven* und *André Roch* durch. Allein die Zahl von nur fünf Begehungen seit der ersten durch *Hasler* 1904 beweist die Schwierigkeit des Unternehmens, an dessen Beendigung *Gertrude Bell* vermutlich nur durch den Wettersturz gehindert worden ist. Sie machte sich weiter einen Namen in den *Engelhörnern*, wo die *Gertrudspitze* nach ihr benannt ist.

Gleichfalls im *Berner Oberland* wurde *Helene Kuntze* aus *Berlin* bekannt. Im Jahre 1903 erregte ihre *Traverse* vom *Klein-* zum *Großtschingelhorn* über den *Südwestgrat* Aufsehen (*Hasler* und *J. von Allmen* waren ihre Begleiter). In den *Engelhörnern* führte sie nicht weniger als zwölf *Erstbesteigungen* durch und erstieg auch den *Nordgrat* des *Grünhorns* zum erstenmal. Außerhalb Europas war sie als erste auf dem *Südgipfel* des *Sugantau* (4490 Meter) im *Kaukasus*.

Eine *Engländerin*, *Mrs. Roberts Thompson*, hatte sich das *Engadin* als Hauptbetätigungsfeld ausgesucht. Sie war an der *Erstbesteigung* des *Nordostgrates* am *Scerscen* und der *Nordflanke* des *Tschierva* beteiligt. In diesem Gebiet hatte *Hermine Tauscher-Geduly* schon 1880 eine *Erstbesteigung* von beachtlichem Ausmaß hinter sich gebracht, die *NWN-Flanke* der *Bernina*, und die *Engländerin Mrs. Philpott* war als erste über den *Südwestgrat* des *Morteratsch* schon 1868 gegangen.

Zehn Jahre, nachdem *Burgener Mrs. Mummery* über den *Teufelsgrat* geführt hatte, trat das „*Gamsli*“ auf den Plan. *Eleonore Noll-Hasenclever* wurde als bedeutendste *Bergsteigerin* ihrer Zeit anerkannt, ja man nannte sie sogar „*la première Alpiniste du monde*“. Als junges Mädchen in einem *Pensionat* in *Lausanne*, war sie der *Vorsteherin*, nach einem *Schulausflug* in die *Walliser Berge*, einfach zum *Wochenende* durchgegangen, hatte den großen *Alexander* aus dem *Saaser Tal* auf der *Straße* angesprochen und ihm die *Aufgabe* gestellt, aus ihr eine *Bergsteigerin* zu machen. *Burgener* war zunächst mißtrauisch, doch nach einigen *Trainingstouren* nahm er seine *Schülerin* für die höchste *Ausbildungsstufe* an. *Mama Hasenclever* erfuhr davon erst, als sie das *Töchterlein* unangemeldet besuchen wollte und nicht antraf. Eine *Photographie* brachte sie auf die *Spur*, und sie setzte sich in den *Zug* nach *Brig*, um dann über *Visp* nach *Zermatt* zu reisen. Auf dem *Bahnhof* entdeckte sie schon das *junge Mädchen*, in *Bergausrüstung*, mit der *Pfeife* im *Mund*. Die *Pfeife* verschwand, das *Bergsteigen* blieb. Nicht nur um die *Jahrhundertwende* war *Eleonore Noll-Hasenclever* ein *Begriff*. Auch heute noch hat ihr Name als *Altmeisterin* und *erste Alpinistin* der *Sonderklasse* seinen *Klang* behalten.

Burgener besuchte mit ihr all seine *Liebblingsberge*, das *Matterhorn* und die *Dent Blanche*, *Bietschhorn* und *Portjengrat*, *Weißmies* und *Fletschhorn*, den *Egginergrat* und,

natürlich, seinen Hausberg, den Balfrin bei Saas, auf dem eine neue Route erstmals begangen wurde. 1909 war er mit ihr im Montblancgebiet. Auf dem Abstieg von der Aiguille Verte trafen sie einen der besten Führerlosen seiner Zeit, Dr. Richard *Weitzenböck* aus Graz, der für Jahre Eleonores Begleiter wurde. Mit ihm stand sie auf dem Gipfel der Aiguille de Rochefort, des Dôme de Rochefort, des Mont Mallet, der Pointe Whymper und auf den Grandes Jorasses.

Alexander hatte sie als ausgelernt aus seiner Schule entlassen. Zum Abschied schenkte er ihr sein Bergführerabzeichen: „Ich kann dir nichts mehr beibringen, Gamsli, mach's gut.“ Das Gamsli machte es gut.

Eleonore wurde zum Mitglied des Österreichischen Alpenklubs ernannt, eine Ehre, die damals Frauen sehr selten widerfuhr — auch heute noch ist man in dieser exklusiven Vereinigung recht sparsam mit solchen Gesten —, manche große Bergsteigerin meint sogar, zu sparsam. Im bayerisch-österreichischen Raum ist man immer noch zurückhaltend, wenn nicht gar ablehnend gegen das „schwache Geschlecht“, das sich als gar nicht so schwach, mindestens was die geistigen Kräfte betrifft, erwiesen hat. Und der innere Schwung spielt ja beim Bergsteigen eine große Rolle.

Alexander *Burgener* ging dem Gamsli im Bergtod voran. Als sie ihn 1910 in Grindelwald treffen wollte, kam sie gerade noch zu seiner Beerdigung zurecht. Eine Lawine hatte ihn, auf dem Weg zur Berglöhütte an der Jungfrau, getötet.

Aber auch dieser schwere Schlag kann Eleonore die Berge nicht vergällen. Damit steht sie nicht allein. Im guten und bösen liebt die Alpen, wer sie wirklich liebt. Die schweren Gipfel des Montblancgebietes, die Grépon und die Courtes, der Tricotgrat am Montblanc und die Dru werden erstiegen. 1911 lernte Eleonore auch Johannes Noll kennen, den sie bald nicht nur zum Bergkameraden, sondern auch zum Begleiter durchs Leben wählt. Die restlichen Aiguilles werden erklommen, und ein Besuch in den Dolomiten gemacht, wo die Cima di Zopel, die Civetta, die Cima di Campido und di Fiocobon bestiegen werden. Doch dann lockt wieder das Wallis.

Das Weißhorn, das unter vielen andern Viertausendern zum absolvierten Programm gehört, schickt eine Warnung. Während Eleonore mit *Weitzenböck* aufsteigt, bricht eine Lawine vom Schalliberg ab, doch sie können sich freischwimmen und bleiben unverletzt. Trotzdem wird dieser Berg eines Tages für Eleonore Noll-Hasenclever zum Schicksalsberg.

Während des Krieges sind die französischen Alpen für Eleonores Tatendurst verschlossen. Ein Jahr vor Ausbruch des ersten Weltbrandes hatte Frau Noll ihre erste Tour als Seilschaftsführerin, mit einer Dame am Seil, der Zürcher Ärztin Dr. Helene *Sorin*, unternommen. Dabei machte sie mit den Bergführern auf der Weißmieshütte recht unangenehme Erfahrungen. Es ist von jeher so gewesen, daß die Walliser Führer entweder ganz hervorragend, ja überragend in bergsteigerischer und menschlicher Hinsicht sind, oder überdurchschnittlich engstirnig und besonders unfreundlich. Licht und Schatten sind so extrem wie die großen Berge. Zuerst machte man den beiden Frauen die lange zuvor reservierten Einzelzimmer streitig. Dann verbarrikadierte man den Frauen die Tür. Ein Führer legte sich quer davor schlafen, ja, am Morgen waren sogar die Seile zerschnitten. Eleonore hatte aber Reserveseile im Rucksack, und sie führte die Tour durch.

Später, so berichtete sie uns, wurden auch die Saaser Bergführer von damals ihre Freunde, die sie auf der Weißmieshütte noch nicht gekannt hatten. Es ist erstaunlich, daß sogar heute noch Bergführer, in Unkenntnis der Leistungen bergsteigender Frauen, höhnisch, ja feindlich gegen Damenseilschaften eingestellt sind. Es gibt mindestens genau so viele Männer, die in den Bergen Dummheiten machen, wie Frauen, die sich dort herumtreiben, ohne eine Ahnung davon zu haben. Es ist aber ein hoher Prozentsatz unter den bergsteigenden Frauen, die genau so gut sind wie die besten Alpinisten des starken Geschlechts. Es sollte nicht vorkommen, daß eine junge Bergsteigerin ge-

fährlich lange an einer ausgesetzten Stelle am Matterhorn balancieren muß, weil ein Bergführer ihr den Weg nicht freigibt — so geschehen bei einer Grazer Bergsteigerin. Vielleicht werden diese Zeilen dazu beitragen, daß man sich über die Tatsache der Emanzipation der Frau in den Bergen langsam klar wird.

Kriege, in denen die Männer sich (mit mehr oder weniger Nutzen und Sinn) sogenannten männlichen Beschäftigungen hingaben, haben die Frauen gezwungen, auf jedem Gebiet ohne das starke Geschlecht auszukommen.

Als des Gamsli's Bergvater Alexander noch lebte, hatte er ihr gesagt, sie dürfe auf keinen Fall die Ostwand des Monte Rosa auslassen. „Es ist ein Höhepunkt, Gamsli. Doch gehe sie erst an, wenn du alles, aber auch alles von den Bergen weißt.“

1919 war es so weit.

Heinrich, Alexanders Sohn, ist ihr Begleiter. Er will durch die Ostflanke des Nordend zur Marinellihütte und über die eigentliche Ostwand des Monte Rosa hinauf. Das Gamsli dagegen spielt mit dem Gedanken an einen Abstieg durch diese Wand. Heinrich hat im Jahr 1911 diesen Versuch mit einem Dr. *Stein* unternommen, mußte jedoch in die Felsen des Nordend ausweichen. Er hat das Unternehmen in so schlechter Erinnerung, daß er einen Eid schwor, nie wieder den Abstieg durch die Ostwand zu unternehmen.

Aber es wurde einer jener Schwüre, die man nicht hält.

Man schrieb das Jahr 1919, und an der italienisch-schweizerischen Grenze herrschten unerfreuliche Zustände. Die Italiener sind empfindlich und lassen auch Hochtouristen noch nicht über die Grenze. Verhaftungen sind vorgekommen, man spricht von Erschießungen. Die Karabinieri sind gereizt. Mariä Himmelfahrt steht vor der Tür, und die Zermatter Bergführer stehen unter einem strengen Regime der Kirche. Sie dürfen an Tagen vor Kirchenfesten nach der Mittagsstunde nicht mehr aufbrechen. Am Sonntag müssen sie vormittags zur Messe.

Doch das Gamsli findet einen Ausweg. Man startet nicht am Abend, sondern um 9 Uhr vormittags und ersteigt den Monte Rosa auf dem Normalweg. Eine absteigende Partie fragt neugierig, was sie um diese Zeit im Aufstieg treiben, erhält jedoch eine delphische Antwort.

Wie geplant, erreicht man um die Mittagszeit den Gipfel und steigt kurz vor 4 Uhr nachmittags in die Ostwand ein.

Schon um 17 Uhr 20 ist man am Fuß der berüchtigten Rippe, Summermatter, der berühmte Zermatter Kletterer, den sogar die Dolomitenführer als gleichberechtigt anerkennen, ist Dritter im Bunde.

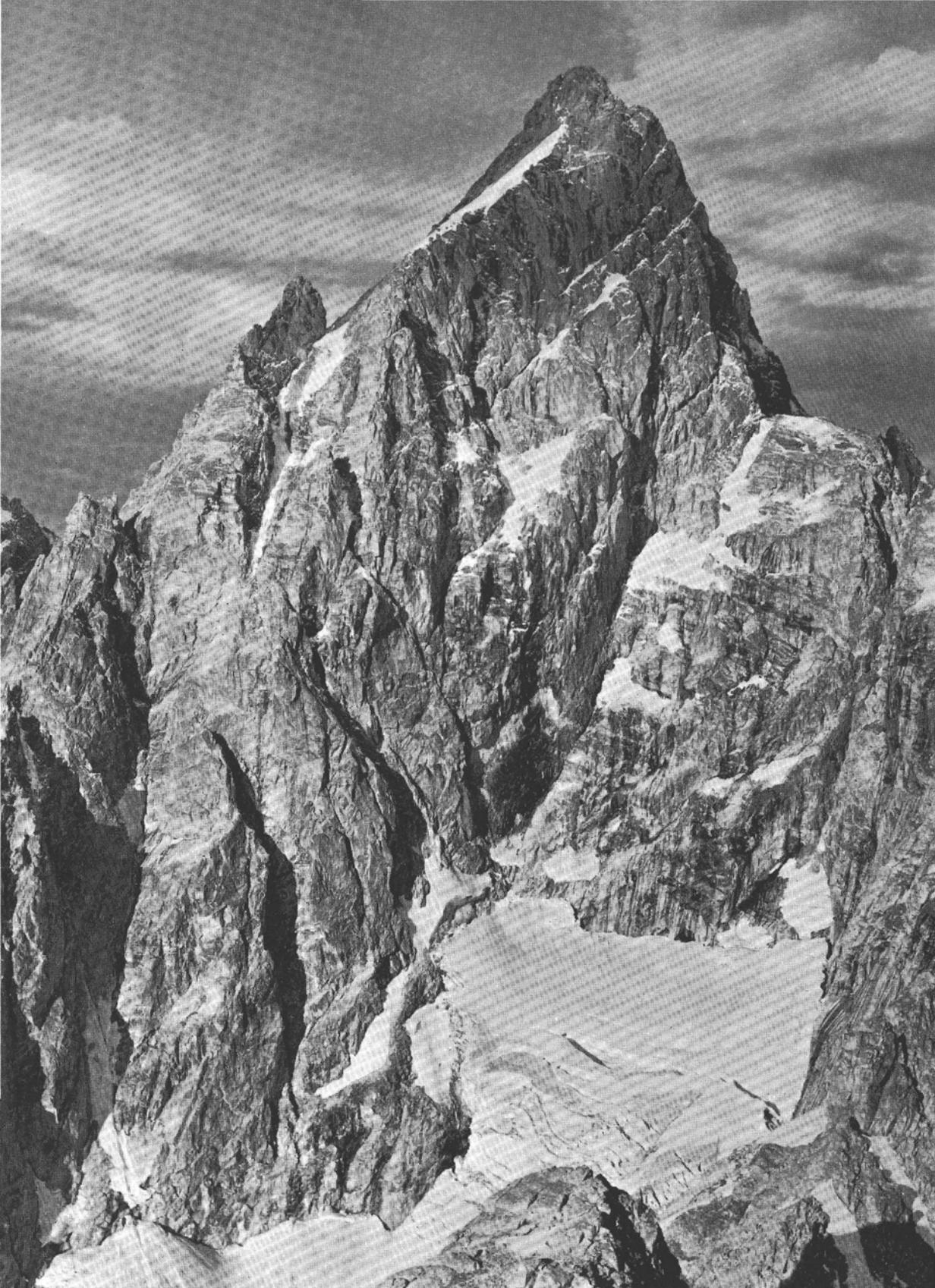
Einmal kommen Felsblöcke herunter, und Eleonore will den weiter unten Stehenden schützen. Sie stemmt sich gegen den Fels und fängt einen kleineren Block ab, doch er reißt sie mit. Sie stürzt und landet auf hartem Eis, bleibt jedoch unverletzt und findet geistesgegenwärtig Stand.

Unter einem Schneekopf beim Imsengrücken wird biwakiert. Er scheint einigermaßen sicher gegen Steinschlag oder Eisbrüche. Fast im Eilschritt wird ein gefährliches aber unvermeidliches Couloir durchklettert, und als dann die Marinellihütte in Sicht kommt, hat man mit einer weiteren Gefahr zu rechnen: die Alpini.

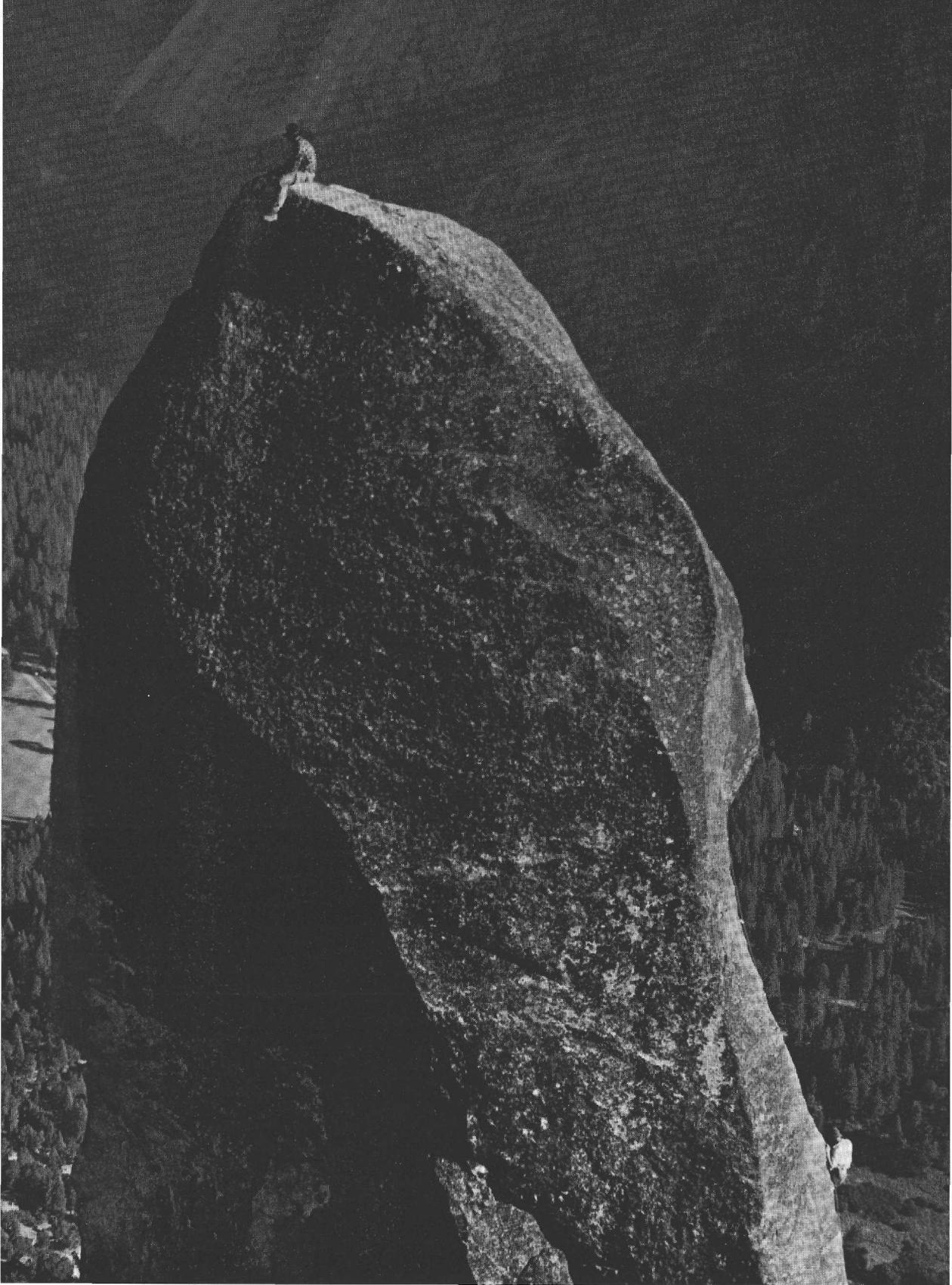
Summermatter schleicht sich als Patrouille an — gottlob! die Hütte ist leer. Auch die Alpini mußte zur Messe.

Auf dem Heimweg sehen sie eine furchtbare Stein- und Eislawine über die Stelle hinabfegen, an der sie sich 24 Stunden zuvor befunden haben. Die Berge haben ihre eigenen Gesetze. Einmal verschonen sie, das andere Mal schlagen sie unvermutet hart zu. Sie holen sich dann auch jene, die sie lieben.

Eleonore *Noll-Hasenclever* war Gefährtin der berühmtesten Führerlosen ihrer Zeit. Sie ging mit Hans *Pfann* und Alfred *Horeschowsky*. Wilhelm *Welzenbach* war geehrt, als er, der junge Bergsteiger, 1923 mit ihr und *Pfann* die Doppelüberschreitung Matter-



Grand-Teton-Nordwand (4196 m) (Aufn. L. Ortenburger)



Kletterer am „Lost Arrow“ (verlorener Pfeil), Yosemite, Kalifornien
(Aufn. L. Ortenburger)

schenkte der kaukasische Fürst von Mazeri dem hübschen jungen Mädchen den Uschba. Das Dokument darüber wird im Münchner Alpinen Museum aufbewahrt.

Als ausgezeichnete Bergsteigerin bekannt war May *Norman-Neruda*, die Ehefrau des bekannten englischen Alpinisten Ludwig Norman-Neruda. Er war Sportkletterer, der unter anderem an einem Tag alle drei Zinnen bestieg. Seine Feder war gefürchtet, und man sagte von ihm: „Man traut sich ja gar nicht mehr abzustürzen, weil man weiß, daß Norman-Neruda dann darüber schreibt.“

Und dann stürzte er selbst im Schmitt-Kamin ab. May, die mit ihm an der Fünffingerspitze kletterte, mußte es mitansehen.

Die höchste Dame der Welt aber blieb bis zu Hettie *Dybhrenfurths* Ersteigung des „Sia Kangri“ im Karakorum (1934) die Amerikanerin Fanny *Bullock-Workman*, die schon 1906 den Pinnacle Peak mit über 6900 Meter Höhe erstiegen hatte. Eine Miß Annie *Peck* wollte ihr diese Würde streitig machen und behauptete, den Huascarán bis zur Spitze bestiegen zu haben, dessen Höhe sie mit über 7000 Metern angab. Fanny jedoch erschien mit gesträubtem Gefieder, schrieb empörte Artikel gegen diese Behauptung und ließ von ihrem sehr vermögenden Gatten eine Expedition von Fachleuten ausrüsten, die genaue Vermessungen vornehmen mußten. Der Huascarán war nur etwas über 6700 Meter hoch.

Der Pinnacle Peak aber wurde weltberühmt durch den Pinnacle-Club, den die Engländerinnen kurz nach dem ersten Weltkrieg begründeten. Vorbedingung für die Mitgliedschaft: als Seilerste auf Touren großer Schwierigkeitsgrade und in Damenseilschaften.

Aus diesem Pinnacle-Club ging eine Generation von Bergsteigerinnen hervor, die heute in Damenexpeditionen den Himalaja aufsuchen und, wie Barbara *Spark* und Joe *Scarr*, als Zweierexpedition im Himalaja die Sechstausender besteigen, wobei sie lediglich bis zum Standlager Sherpas und Träger mitzunehmen pflegen.

Der vorstehende Beitrag ist einem Kapitel des demnächst erscheinenden Buches der Verfasserin „Von der Krinoline zum VI. Grad“ (Verlag „Das Bergland-Buch“, Salzburg) entnommen. Der Autorin und dem Verlag ist für die Bewilligung dieses Vorabdruckes bestens zu danken. Das Buch selbst wird eine Lücke im alpinen Schrifttum schließen.

Am Weg zum Verschambek

HELMUTH GALL

Dieser herrliche Berg soll früher Varsamba geheißen haben und dem alteingesessenen Bergvolk der Lasen heilig gewesen sein. Mythen ranken sich heute noch um diesen mächtigen Bergstock, und in meinem alten Schulatlas war er als die einzige und höchste Erhebung im weiten Bogen des Pontischen Gebirges angegeben.

Die heutige türkische Karte weist diesem Gipfel 3711 Meter Höhe und den Namen Verçinin zu, überläßt aber dem Büyük Kaçkar (Großer Katschkar), auch Kavron Dag genannt, mit 3937 Metern die Führung in der Gipfelreihe des Nordostanatolischen Randgebirges.

Im Rahmen der kleinen Lasistankundfahrt 1965, die in dankenswerter Weise sowohl vom Deutschen als auch vom Österreichischen Alpenverein unterstützt wurde, kamen H. Thoma und M. Reidl von der DAV-Sektion Landshut mit bergsteigerischer, H. Naschberger und der Berichterstatter vom Zweig Kufstein, Tirol, mit geographisch-gletscherkundlicher Zielsetzung in dieses kaum bekannte Hochgebirge

In Trabzon, dem türkischen Schwarzmeerhafen, gingen wir bei drückender Mittags-hitze an Land. Den Besuch der einst so bedeutenden Stadt und des Boz Tepe, auf dem vor 3000 Jahren eine Kultstätte des Sonnengotets Mithras gestanden hat und heute große Radarschirme sich ausbreiten, stellten wir vorerst zurück. Die Fahrt ging auf der teilweise schon gut ausgebauten Küstenstraße an zahllosen Haselnußplantagen vorbei. Bei einer Luftfeuchtigkeit von 90 Prozent kletterte das Thermometer in unserem VW-Bus auf 40 Grad Celsius, und den Schweiß trieb es uns aus allen Poren, als wir in das Treibhausklima der „Teestadt“ Rize eintauchten. Feigen-, Kastanien- und Maulbeerbäume säumen den Weg, und über die mit Melonen behangenen Gartenmauern leuchten Apfelsinen. Lasten tragende Frauen sind zwar nichts Ungewöhnliches im türkischen Straßenbild, doch hier fallen sie mit ihren großen Ruckkörben auf, die angefüllt sind mit kleinen, sattgrünen Blättern. Die wertvolle Tee-Ernte wird solcherart zu den staatlichen Sammelstellen gebracht. Nach dem ersten Weltkrieg wurde der Teebau von den Russen aus dem nahen Kaukasus übernommen. Er hat sich in dem frostfreien Küstenstrich zwischen Hopa und Rize beachtlich ausgebreitet und bringt sichere und gute Einnahmen. Der staatlich geförderte Teeanbau hebt den bäuerlichen Wohlstand, schafft Arbeit in den bereits landschaftsbestimmenden (schwarze Rauchfahnen!) Teefabriken und spart dem Staat wertvolle Devisen, denn der Türke ist zum Teetrinker geworden: ein gewollter Erfolg des verehrten Kemâl Pascha Atatürk. Freilich blieb die Intensivierung des Teeanbaues nicht ohne Rückwirkung auf das althergebrachte, autarke bäuerliche Wirtschaftsgefüge.

Auf kurvenreicher Fahrt über die nebelverhangenen küstennahen Vorberge lassen wir bei 500 Metern die Teeplantagen auf steilen Hängen und frische Rodungsflächen in dichtem Barterlenwald zurück. Landeinwärts begleiten uns mächtige Laubwälder, und im Kalopotamostal, heute Iyidere genannt, lebt der Bauer von intensivem Feldbau. In der Bezirksstadt Ikizdere, deren Name auf eine Gabelung des Tales hinweist (iki = zwei, dere = Tal), erkannten wir den alten Karawanenstützpunkt Çağrankaya. Von hier führt ein wichtiger Saumweg in das Çamlık-Dere (çam = Tanne, Föhre, allgemein für Nadelholz gebraucht) und über den Aygirpaş (Hengstenpaß) hinunter ins

heiße Tal des Çoruh. Zum Verschambek muß der Weg nach Osten, durchs Cimil-Dere, genommen werden. Müßig wäre es allerdings, sich schon hier nach diesem Berg zu erkundigen, denn dem Landesbewohner ist Bergsteigen kein Begriff. Wohl verbindet er mit dem Berg die Yayla = Sommersiedlung, die oft sehr große Ähnlichkeit mit alpinen Almdörfern aufweist, oder die gewinnverheißende Suche nach Mineralien.

Namen dichtbevölkerter Yaylas werden auf den Berg übertragen, und so ist es verständlich, daß mancher Bergstock zwei und mehr Namen bekommen hat.

In den Schluchten des Cimiltales stehen Buchsbaum und Eibe, und ab 1400 Meter herrscht Nadelwald. Die Nordmannstanne mit ihrer walzenförmigen Krone und die dichtbenadelte Orientfichte mit spitzem Wipfel charakterisieren dieses prächtige Waldbild. Im Unterholz wuchert die Pontische Alpenrose.

Einzelgehöfte auf steilen Rodungsflächen erinnern an Tiroler Verhältnisse, zumal Mais angebaut wird. In hohen Astgabeln mächtiger Orientbuchen oder in mit Leitern zugänglich gemachten Felsbändern reihen sich Bienenkörbe in Form von Holztonnen, dem „Besuch“ naschhafter Bären entrückt. Auf Wiesenflecken bringen Frauen in bunter Tracht die Heuernte ein.

Da, der angesagte Jeep kommt uns entgegen, und während der Fahrer nach einer Ausweiche sucht, werden freundschaftliche Grüße getauscht und Hände geschüttelt. Die Herren Bezirkshauptmann, Polizeichef und Bezirksrichter ließen es sich nicht nehmen, uns ein Stück talein zu begleiten. Voll Stolz führen sie uns an einen idyllischen Wasserfall und erzählen von der Lawinenkatastrophe 1964 in Cimil-Basköy, dem hintersten Dorf dieses Tales.

Die Zeit eilt, doch der Straßenzustand läßt oftmals nur Schritttempo geraten erscheinen. Bei 1700 Metern wechselt die düstere V-Form des Tales in eine weite durch eiszeitliche Gletscher gestaltete Trogform über. Der Wald bleibt zurück, und im Rot der untergehenden Sonne liegen friedlich die wettergebräunten Häuser der Cimildörfer. Vom schlanken Minarett ruft der Muezzin zum Gebet.

Cimil-Basköy schmiegt sich in 2000 Meter Höhe an den Fuß eines steilen südseitigen Hanges, dessen dürrtige Grasnarbe unter Überweidung leidet. Die annähernd 30 Häuser, teils aus Stein, teils aus Blockholz gefügt, sind mit langen Schindeln gedeckt und steinbeschwert. In den Hausgärten wächst die Kartoffel, und auf kleinen Ackerterrassen reift die Gerste. Im übrigen lebt man recht und schlecht von Vieh- und Weidewirtschaft. Junge Männer suchen Arbeit in den Städten am Schwarzen Meer oder in Europa.

Angenehm war es, nach den anstrengenden hundert Tageskilometern im Haus des Bürgermeisters äußerst gastliche Aufnahme zu finden. Von Männerhand wurden Joghurt, Butter, Käse und Brotfladen aufgetragen und Tee sowie Kaffee angeboten. Ein altes Radio übertönte jedes Wort im teppichbelegten Raum. Unser Kommen hatte sich herumgesprochen, denn es füllte sich das rauchige Zimmer mit Männern des Dorfes. Unterm Türstock klebten neugierige Buben, die weibliche Jugend mußte dem Treiben der „Alemanly“ von ferne zuschauen. Auch manchem Frauenauge hinter verstecktem Fensterschlitz sollte diese Sensation nicht verborgen bleiben. Als im Morgengrauen die „Damenwelt“ zum Dorfbrunnen kam, um in formschönen, kupfergetriebenen Krügen Wasser zu holen, lag solch neugieriges Vergnügen auf meiner Seite.

Am 24. Dezember 1964 waren auf dieses Hochgebirgsdorf zwei Lawinen niedergelangen. Heftiger Schneesturm aus Nordwest hatte zwei Meter Schneehöhe gebracht, und ausgelöst durch Wächtenabbruch wälzten sich diese zu gleicher Stunde über den kahlen Steilhang, wobei die eine Lawine am Beginn des Dorfes das Gemeindehaus an einer Ecke eindrückte, die andere am Dorfeinde ein Bauernhaus vollständig zerstörte. Die vier Toten wurden auf der Heimwiese begraben; ein Brettergeviert zeigt ihre Ruhestätte an.

Die Sonne stand schon hoch, als der Marsch zum Verschambek mit schwer bepacktem Tragtier beginnen konnte, denn das Pferd mußte erst von der Alm geholt werden. So

blieb etwas Zeit zum Studium der großen Moräne (Gschnitzstand), an deren mächtigem Innenabfall das Dorf mit seinen Wiesen, Weiden und Pferchen liegt.

In größtes Erstaunen versetzte uns das Innere eines einfachen Hauses, dessen Küche mit offenem Herd der alpenländischen Rauchküche ähnelt, dessen reichgeschnitzte Stube aber ihresgleichen sucht. Wer wohl mag so ein Kunstwerk in diesem einsamen Bergdorf angeschafft beziehungsweise geschaffen haben? Um eine türkische Arbeit dürfte es sich nicht handeln, eher könnte sie armenischen, möglicherweise auch griechischen Ursprungs sein. Die Lage an einem alten Karawanenweg erschwert die Lösung.

Hinter Cimil-Basköy kommt unsere kleine Expedition an blumenreichen Wiesen und etlichen Steinhäufen vorüber. An auffallend grünem Gehänge zeichnen sich noch deutlich kleine Ackerterrassen und Hangkanalleisten ab. Hier in 2100 Meter Höhe soll vor wenigen Jahrhunderten die Armeniersiedlung Salispartik gestanden haben.

Ins lange Tal schieben sich brodelnde Wolkenbänke von der niederschlagsreichen Küste herein. Ein Schauspiel, das sich täglich wiederholt. Nach dreistündigem Marsch ist die große, doch primitive Cermaniman Yayla in 2600 Meter Höhe erreicht, wo sich die „Almhütten“ als lose geschichtete Steinmauern mit Leinentüchern als Dach vorstellen. Der Empfang durch die maßgeblichen Alten war herzlich, doch konnten wir ihrer Einladung, hierzubleiben, nicht entsprechen.

Hinter der Yayla klettert unvermittelt aus dem vertorftten Weideboden der Pfad im Zickzack zum Cermanimanjoch (3200 Meter) hinauf. Die rotschnäbelige Alpenkrähe (*Pyrrhocorax P. erythroramphus*) läßt uns nicht zu nahe kommen, und über einem grasigen Rücken rüttelt ein Falke. Seltsame große Blüten, unserer Flockenblume ähnlich, dem Tertiärrelikt *Aetheopappus pulcherrimus* zugehörig, stehen in einfacher Pracht neben dem kleinen blauen Enzian (*Gentiana cimilensis*). Aus der weiten, mit Rundbuckeln und Moränen gegliederten Mulde ragen die adlerumkreisten Wandfluchten des Verschambek. Gipfel und Kare und unsere Zelte spiegeln sich im forellenreichen Wasser in 2800 Meter Höhe. Der kleine, im Schatten der unerstiegenen Nordwand liegende Gletscher, die von Bären durchstreiften, von zottigen Ziegen und kleinem Bergrind belebten Weidegründe und die blauängigen Blondschröpfe auf der gleichnamigen Yayla (2500 Meter) vervollständigen das Bild vom Verschambek, dem Juwel des gastlichen Berglandes im Pontus.



DIE PONTISCHE ALPENROSE

Nach einer Zeichnung von H. M. Schiechl

Hindukusch-Expedition 1965

*Erstersteigung des Darban Zom (7220 Meter), Q 6 (6240 Meter) und M 9 (6260 Meter)
(Hochtouristengruppe der ÖAV-Sektion Salzburg; Edelweißklub Salzburg)*

MARCUS SCHMUCK

Gelegentlich der von der Hochtouristengruppe der ÖAV-Sektion Salzburg im Dezember 1964 durchgeführten „Internationalen Hindukuschtagung“ schilderten neun Nationen ihre Tätigkeit in diesem asiatischen Hochgebirge, das ein Wetterwinkel im politischen Weltgeschehen ist. Der Hohe (östliche) Hindukusch wird im Norden von dem schmalen afghanischen Wakhankorridor begrenzt, und damit treffen sich in diesem Gebirge die Grenzen von Tibet (China), Kaschmir, Pakistan und Afghanistan. Auf Grund des Hinweises auf noch unerstiegene Siebentausender wurden für 1965 mehrere Expeditionen geplant, zwei deutsche, eine italienische, drei österreichische und eine tschechische. Aber nur drei, darunter unsere Gruppe, hatten das Glück, wirklich dorthin zu kommen.

Die Vorbereitungen:

Es war meine sechste Expedition. Wenn man sich auch mit dem Gedanken einer solchen schon ein bis zwei Jahre lang beschäftigt und die Vorbereitungen der Ausrüstung und Finanzierung — es war ein Aufwand von rund öS 29.000 pro Mann nötig — durch Monate laufen, zum Schluß hat man es immer sehr eilig. Dazu kommen die unsicheren Verhältnisse in Pakistan — und unsere Abreise steht schon unmittelbar bevor. Unsere Botschaft in Karatschi empfiehlt eine Verschiebung. Aber es ist sehr schwer, eine lange vorbereitete Expedition zu verschieben.

In den letzten Wochen und Tagen gab es fast täglich etwas Unangenehmes. Ein Expeditionsmitglied (M. Gmachl) fällt wegen des Todes seines Vaters aus. Neue Meldungen von Grenzverletzungen im Raume Lahore treffen ein. Es gärt an der pakistanisch-indischen Grenze. Die Abreise ist für den 24. August 1965 vorgesehen. Obwohl schwere Zweifel auftauchen, ob es vertretbar ist, unter den gegebenen Verhältnissen abzureisen, buchte ich die Flugkarten nicht ab, und am vorgesehenen Tag reisten wir, meine Kameraden Hans Egger und mein 19jähriger Sohn Christian, ab, nachdem einen Tag vorher schon die Luftfracht versandt wurde. Wir waren froh, als es soweit war.

Die Anreise:

Mit einer DC-8-Düsenmaschine der KLM sind wir von Frankfurt über die Alpen nach Rom gekommen. Nur zwei Stunden 46 Minuten betrug die Flugzeit Rom - Beirut, für eine Streckenlänge von 2350 Kilometern. Über dem Persischen Golf zeichnet sich der neue Tag ab. In 10.000 Meter Höhe erleben wir den Sonnenaufgang. Die Düsenaggregate unserer Maschine leuchten schon, und dunkel liegt das Meer noch unter uns.

Mit leichtem Herzklopfen erlebe ich die Landung in Karatschi. Es ist das drittemal, daß ich nach Pakistan komme. Mein Freund William Geoghegan, seit mehr als zehn Jahren Mitglied der österreichischen Botschaft in Karatschi, erwartete uns am Flughafen. Mit seiner Hilfe und der Unterstützung der KLM waren wir und unsere Luftfracht schnell abgefertigt. Einen Tag später fliegen wir nach Nordpakistan. Über Rawalpindi

kommen wir nach Peshawar. Zwischen Khyberpaß und Indus liegend, stellt Peshawar seit Jahrhunderten ein wichtiges Handelszentrum dar. Am Flughafen stehen zwei Jeeps, die wir für unsere Weiterreise über das Büro der KLM in Salzburg bestellt haben. Es ist kaum zu glauben, daß eine solche Bestellung in Asien möglich ist und vor allem, daß es dann auch wirklich klappt. Wir hinterlegen unsere Reisebekleidung in Peshawar. Nach fünf Stunden beginnt die Jeepfahrt. Drei Mann und 200 Kilogramm Gepäck auf einem Fahrzeug. 207 Meilen nach Chitral, steht bei der Ausfahrt aus Peshawar, von dort wollen wir noch 150 Kilometer nach Norden.

Beim Beginn der Provinz Swat ist ein Schranken — erste Kontrolle —, Name, Ziel, Zweck usw. werden genau eingetragen. Zweite Kontrolle in Chakdara, außerdem wird uns ein Soldat mit Gewehr mitgegeben, weil die Fahrt durch die Provinz Dir nicht sicher sein soll. Hinter dem Ort Dir steigt der Weg bis zum 3200 Meter hohen Lowaripaß ständig an. Bis zum Paß fahren sogar schon normale Lkw, während auf der Chitralseite nur kleinere allradgetriebene Fahrzeuge zu finden sind. Am Paß empfängt uns ein kalter Wind. Steil führt der schmale Weg, ohne Randsteine und ohne Geländer, in vielen Windungen in das Chitraltal. An einigen Stellen liegt noch Lawinenschnee auf dem Fahrweg. Auf der Nordseite des Lowaripasses gibt es Nadelwälder. Wir treffen auf viele Holzarbeiter. Teils auf der Schulter, teils mit Kamelen wird das Holz auf die Paßhöhe zum Weitertransport gebracht.

Im Königreich Chitral

Die Weiterfahrt für das letzte Wegstück beginnt erst um zwölf Uhr. Ein Besuch beim Political Agent (Landeshauptmann) von Chitral, die Meldung bei der Polizei und der Versand von Kartengrüßen waren notwendig. Etwa 60 Kilometer fahren wir noch mit dem Jeep. An vielen Stellen halten wir uns absprungbereit. Der schmale Weg in der engen Schlucht hängt wie ein Band an den steilen Schrofen. Das ganze Tal ist vom Rauschen des Mastujflusses erfüllt, der oft mehr als 100 Meter unter uns sich durch das Tal zwängt. Vor der Ortschaft Reshun ist der Weg abgerutscht und die gewagte Jeepfahrt zu Ende. Mit Hilfe von Eseln und Trägern gelangen wir in weiteren zwei Tagen über den 3800 Meter hohen Zanipaß zu den beiden letzten Siedlungen nach Shagram und Lasht in 2800 Meter Höhe.

Ein Einheimischer übergibt uns eine Nachricht, daß der 7059 Meter hohe Tirich-Mir-Nordgipfel von einer Gruppe versucht wird. Mit uns sind drei Bergsteiger aus Meran, sie hatten diesen Gipfel zum Ziel. Wir luden die Kameraden ein, mit uns zu gehen. Im Darbankessel gab es noch zwei unerstiegene Siebentausender, also für jede Gruppe einen.

Jede Gruppe wird von acht Trägern begleitet. Das reduzierte Expeditionsgepäck wog pro Mann nur noch 70 Kilogramm. Drei Tage zogen wir das Udrental aufwärts. Reißende Gletscherbäche, über die nur zwei dünne Stämme gelegt waren, steile Gräben mußten überwunden werden, bevor wir auf den schuttbedeckten Udrengletscher kamen. Seit drei Tagen befinden wir uns im unbesiedelten Gebiet. Es ist bereits der sechste Marschtag, 110 Kilometer sind wir schon gegangen. Gegen Mittag gelangen wir zur Einmündung des Darbangletschers in den Udrengletscher.

Der letzte Nächtigungsplatz lag auf 3700 Meter. Die Träger haben gefroren. Es mag ein Grund sein, warum sie heute so schnell gehen. Wir ziehen nun den Darbangletscher aufwärts. Die Träger wollen schon zurück. Mit zwei Rupien (zehn Schilling) Zugabe ist es uns möglich, die Träger auf dem noch immer schuttbedeckten Gletscher fünf Kilometer weiter aufwärts zu bringen. In 4600 Meter Höhe war Schluß. Die Träger erklärten, sie müssen noch zurück, außerdem sei dieser Platz ohnehin für ein Hauptlager hoch genug. Wir waren zwar anderer Meinung. Bis in den Darbankessel, 5260 Meter, waren es noch 15 Kilometer. Der Gletscher steigt bis dorthin nur flach an und wäre für Träger

leicht begehbar. Wir mußten uns damit abfinden, von hier ab bereits die Lasten selbst tragen zu müssen. Die Träger verlangten ihr Geld und verließen uns. Wir vereinbarten noch, uns in elf Tagen wieder abzuholen.

Aufbau der Hochlager

Umgeben von über 7000 Meter hohen Gipfeln, Udren Zom, 7131 Meter, Shachaur, 7116 Meter, Nadir Shah, 7125 Meter, Noshag, 7494 Meter, und unserem ersehnten Gipfel, dem unerstiegenen Darban Zom, 7220 Meter, errichten wir das Hauptlager. Aus Steinplatten und Schutt werden zwei kleine Flächen auf den Gletscher gebaut, welche unsere Zelte tragen. Mit einer kleinen Steinmauer wird eine Kochnische improvisiert, Lebensmittel und Ausrüstung sortiert. Für morgen werden Lasten zusammengestellt. Das Lager I soll im Darbankessel als vorgeschobene Basis ausgebaut werden, das Hauptlager liegt noch zu weit von der Aufstiegsflanke entfernt.

Die 2200 Meter hohe Nordflanke des Darban Zom erhebt sich über dem Gletscher. Sechs Stunden benötigen wir für den Aufstieg in den Darbankessel. In einer Höhe von 4900 Metern finden wir am Gletscherrand noch Blumen. Büßereis sticht hier aus dem Gletscher. Zwei bis fünfzehn Meter hohe Eisnadeln glitzern im Sonnenlicht. Vier Kilometer vor dem Darbankessel wird der Gletscher wieder flacher, und keine Spalten erschweren das Vorwärtskommen. Wir errichten ein Zelt, deponieren Lebensmittel und Ausrüstung und steigen wieder in das Hauptlager ab. Im Gletscher befinden sich viele kleine Wasserlöcher. Vielleicht war es der Müdigkeit zuzuschreiben, daß wir öfter bis über die Schuhe, wenn auch nur einen Moment, im kalten Wasser standen.

Uns allen tat ein Rasttag gut. Körperpflege war notwendig. Neben dem Lager wurde ein Tümpel von seiner Eisdecke befreit. Ein wunderbares Waschbecken! Mit Ruhe essen und genügend Tee. Bei dem schönen Wetter wurde unsere Fußbekleidung auch wieder trocken. Am Nachmittag begann das Zusammenstellen der Ausrüstung für den Gipfel. Nichts durfte vergessen werden: Lebensmittel, Biwakausrüstung, Zelte, Schlafsäcke, Medikamente, Photoausrüstung, Kochgeräte, Brennstoff, persönliche Spezialbekleidung für die Höhe über 6000 Meter. Große Rucksäcke standen bereit.

Montag, 6. September: Um fünf Uhr früh ist es noch finster, schon surren die Kocher. In und vor den Zelten wird zusammengepackt und geschnürt. Die Taschenlampen strahlen — erlöschen, der Morgen beginnt, und wir verlassen mit schweren Rucksäcken den vertrauten Platz. Am frühen Nachmittag sind wir bei unserem Lager I in 5260 Meter Höhe. Das Lager wird weiter ausgebaut. Um uns gibt es Schmelzwasser. Der Schnee ist auf Südflanken bis 5500 Meter hinauf weggeschmolzen, während die Nordflanken bis 4800 Meter schneebedeckt sind.

Im Darbankessel

Umgeben von gewaltigen Fels- und Eisflanken steht mitten in einem etwa zwei Kilometer breiten und langen, beinahe ebenen Gletscher unser erstes Hochlager. Wir überblicken unseren Aufstieg. Nur durch den rechten Teil der Noshagnordflanke können wir auf den oberen Darbangletscher gelangen. Von dort aus ist der Darban Zom aller Wahrscheinlichkeit nach zu ersteigen. Ein Anstieg über den Nordwestgrat wäre wohl viel näher gewesen, kam aber wegen seiner Schwierigkeit nicht in Frage.

Wieder wurde gepackt. Von hier aus begann der Gipfelanstieg. Wir wollten vor Erreichen des Gipfels nicht mehr in das Lager I zurück. Jede Mannschaft ist mit einem mobilen Zelt ausgerüstet: ein Leichtzelt, 2,80 Kilogramm schwer, im Ausmaß von zwei mal zweieinhalb Metern, soll von Lagerplatz zu Lagerplatz getragen werden. Zwischen der 1400 Meter hohen Gunbaz-e-Safed-Flanke und dem 1800 Meter hohen Aufbau des Darban Zom zieht sich der Darbangletscher, immer steiler werdend, nach

Süden und setzt sich dann als Noshagnordflanke fort. Erst in 6800 Meter zweigt er wieder als eigener Gletscher nach Osten ab. Das Nährbecken bildet die Darbansüdflanke und die Eisflanken der Nordwände des Noshagostgrates. Seinen Anfang nimmt der Gletscher auf dem Gipfel eines noch unbenannten und unerstiegenen Berges mit einer Höhe von 7291 Metern. Dieser Gipfel ist das Ziel unserer Meraner Freunde.

Der Aufstieg der beiden Gruppen konnte bis 6800 Meter auf der selben Route erfolgen. Ohne Zweifel bedeutete das für alle einen Vorteil. Die Spurarbeit durch die Noshagflanke konnte von sechs Mann sicher leichter bewältigt werden.

Große Gletscherspalten drängten uns an die schnee- und eisbehängene Gunbazflanke heran. Nur knapp neben den Lawinenkegeln war ein Durchstieg möglich. Lawine hätte keine kommen dürfen! Im unteren Teil der 2000 Meter hohen Noshagnordflanke, nach Überwindung mehrerer Eisabbrüche und Spalten, stellten wir das Lager II in 6000 Meter Höhe auf. Die Sonne war nicht mehr zu sehen. Immer mehr Wolken zogen von Westen auf. Wir arbeiteten noch immer an der Planierung unserer Zeltplätze. Abends schneite es leicht.

Wettersturz in 6000 Meter Höhe

Immer mehr Schnee sammelt sich auf dem Zeltdach. Von Zeit zu Zeit schütteln wir den Schnee ab. Die ganze Nacht schneite es. Am Morgen vor dem Zelt: lockerer, trockener Neuschnee, alles im Nebel und nach wie vor Schneetreiben — Lawinengefahr. Sofort Abstieg versuchen, war jedem klar. Wir vergraben unsere Zelte und die mitgebrachten Lebensmittel, damit sie nicht von Lawinen in die Tiefe gerissen werden. Angeseilt überwinden wir tückische, halbverschnittene Spalten. Unsere Aufstiegsspur ist nicht mehr zu sehen. Im Nebel erkennen wir kaum mehr die Steilheit. Die Orientierung ist schwierig. Mehrmals hören wir Lawinen. Die Gunbazflanke bereitet uns Sorgen. Wir wissen nicht, wie weit wir schon in dieser Engstelle drinnen sind. Schnee rollt ständig mehr oder weniger über die Lawinenkegel. Wir gehen schneller, in Abständen, daß wir uns gerade noch sehen. Jeden Augenblick könnte eine Lawine kommen. Ausweichen geht nicht. Wir atmen auf, als diese Gefahrenstelle vorbei ist. Im flacheren Gletscherteil finden wir gut durch. Wir freuen uns sehr, als sich die Zelte des Lagers I im Nebel und Schneefall abzeichnen. Wir steigen noch am selben Tag bis zum Hauptlager ab. Die Dämmerung beginnt. Der Schneefall hört auf. Die Wolkendecke löst sich auf.

Die mit Neuschnee bedeckten Flanken glitzern in der Morgensonne. Ein wolkenloser Himmel. Gefährliche Mengen von lockerem Schnee liegen in den Steilwänden. Die Gipfel sind von Lawinen bewacht. Mehrere Tage, so schätzten wir, dauert es, bis die Lawinengefahr nachläßt, der Schnee etwas zusammensitzt.

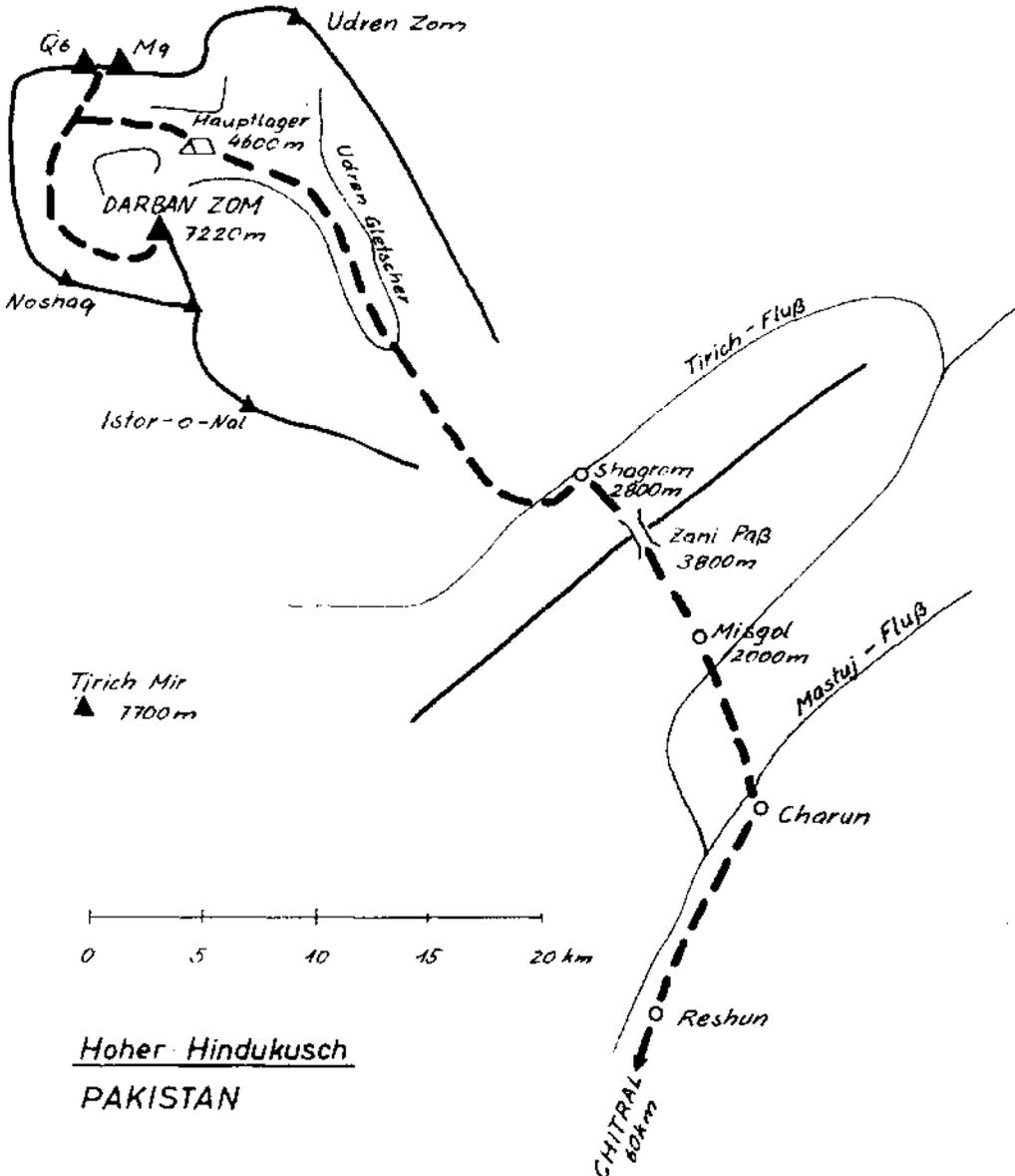
Neuerlicher Versuch

Uli und Helmut, zwei Mitglieder der Meraner Gruppe, steigen gleich wieder zum Lager I auf. Sie wollen morgen eine Spur zum Lager II anlegen. Wir bleiben noch den ganzen Tag im Hauptlager. Einen Tag später nähern auch wir uns dem Lager I. Unsere beiden vorausgeeilten Kameraden kommen auch zum Lager zurück: Es war ihnen nicht möglich, im tiefen Schnee weiter zu spüren, außerdem bestand Schneebrettgefahr 400 Meter unterhalb von Lager II. Der innere Darbankessel und die Noshagflanke — unser Aufstieg — erschienen unnahbar. Die Mittagssonne löste Staublawinen aus. Zwei Tage sind seit dem Wettersturz vergangen. Wir überlegten, wogen ab, ob wir morgen einen Anstieg wagen sollten.

Wieder ein herrlicher Tag. Seit dem Morgenrauen wird nach einem Entschluß gerungen: Wenn wir sicher handeln wollen, müssen wir auf einen Aufstieg zum ersehnten

Darban Zom verzichten! Keiner schrieb den Darban Zom gern von seiner Wunschliste ab.

Sieben von den geplanten elf Bergtagen sind schon vergangen, und wir konnten noch keinen Gipfel erreichen! Nördlich vom Lager I erheben sich zwei Sechstausender, der Q 6 und M 9, welche wir unter den herrschenden Umständen für ersteigbar hielten.



Unsere Ausrüstung, Pickel, Steigeisen usw., lag, von Lawinen bewacht, oben im Lager II. Wir dachten an Zeltheringe und Gestänge als Ersatz für Pickel und Eishaken. Ohne Hilfsmittel erschien uns die Überwindung der 500 Meter langen und etwa 30 bis 45 Grad steilen Eisflanke des Q 6 als zu schwierig. Wir benötigten unbedingt die Ausrüstung vom Lager II.

Mit zwei Bergsteigern aus Meran, Uli Kößler und Helmut Larcher, versuchte ich dann doch einen Aufstieg zum Lager II, um unsere Ausrüstung zu holen. Mit gemischten Gefühlen stapften wir unter der Gunbazflanke. Die Spuren der Kameraden vom Vortag sind verblasen. Alles mußte neu gestapft werden. Wir sind langsam, obwohl uns die Sonne gerade zur Eile auffordert, bevor sie in den Ostflanken des Gunbaz Lawinen auslöst. Die Schneedecke krachte mehrmals — Vorsicht, Schneebrettgefahr! Teilweise versanken wir bis zu den Knien im Schnee. Gegen Mittag erreichen wir den Lagerplatz II.

Das Wetter ist gut. Während unseres Aufstieges sind keine Lawinen durch die Noshagflanke gekommen. Die Lawinengefahr war nicht so akut, wie wir sie eingeschätzt hatten. Eine neue Hoffnung, den Gipfel des Darban Zom zu erreichen, erfaßt uns. Noch heute wollen wir soweit wie möglich aufsteigen. Es ist erst Mittag. Wir haben keine Schlafsäcke hier. Wir wollten die Ausrüstung abholen und sind nur mit der persönlichen Bekleidung vom Lager I aufgestiegen. Mit Besorgnis dachte ich an mindestens zwei Nächte ohne Schlafsäcke in 6500 Meter. Ob wir das durchhalten? Noch einmal wankte unser Entschluß. Es gab nur noch ein Entweder-Oder. Wir entschlossen uns für einen Versuch.

Rasch werden ein Zelt, Steigeisen, Kochgeräte und etwas Lebensmittel ausgegraben, und der weitere Aufstieg beginnt. Es ist 14 Uhr. In großen Abständen wird das von Eisstücken und alten Staublawinen übersäte Flachstück unter einem neuerlichen etwa 500 Meter hohen Eisbruch überwunden. Wir mußten an den Bruch heran, damit wir rechts eine begehbare Rampe erreichten. Lang werden schon die Schatten. Tausendeinhundert Höhenmeter haben wir heute schon überwunden. Seit einer Stunde halten wir schon Ausschau nach einem weniger gefährdeten Zeltplatz. In 6400 Meter Höhe, vor einer mindestens zehn Meter breiten Spalte, stellen wir das Zelt wieder auf. Die Spalte sollte von oben kommenden Schnee und das Eis auffangen.

Abwechselnd arbeiten wir an dem Zeltplatz. Es ist schon finster. Die kleine Flamme des Kochers erhellt etwas das Zeltinnere. Zu dritt stecken wir in den reifigen Biwaksäcken. Empfindlich kalt ist der Zeltboden. Wohl tut die Wärme des Kameraden. Nur zum Teetrinken zünden wir die kleine Kerze an. Wir müssen mit allem sparen. Wir wissen nicht, wie lange unser Anstieg dauern wird.

Der Gipfelangriff

Mit der Hoffnung, morgen den Gipfel zu erreichen, vergeht langsam die Nacht. Mehrmals wird nach der Uhrzeit gesehen. Die Innenseite des Zeltes ist mit Reif bedeckt. Mehr als eine Stunde dauert die mühsame Zubereitung der Ovomaltine. Mit Windhosen, Spezialgamaschen und entsprechendem Kälteschutz für Hände und Gesicht schützen wir uns vor der beißenden Kälte. Im Morgengrauen verlassen wir das Lager. Bald ist das Leder unserer Schuhe hart und steif. Das Gesicht brennt, und beim Atmen glaubt man, es klebt die Nase zusammen.

Wir stapfen im Eisfall aufwärts. Es wird immer steiler. Mehrmals weichen wir Spalten aus. An einer Stelle geht zwischen dem senkrechten 20 Meter hohen Eisabbruch eine Schneeflanke durch, das wäre eine Aufstiegsmöglichkeit. Wir geben diesen Wunsch bald auf: Wenn der Schnee bricht, über uns ist eine mindestens 500 Meter lange Flanke. Wir wären machtlos gegenüber den abbrechenden Schneemassen. Auch ein Versuch, durch einen Riß im Abbruch durchzukommen, schlug fehl. Gute zwei Stunden suchen wir schon nach einem Durchstieg. Weit rechts weichen wir aus und stapfen eine schmale Steilrinne hinauf. Bei jedem Tritt klingt der Schnee hohl, als würden wir auf Schneepfannen stehen. Bis zur Schaufel stecken die Eispickel. Uferlos ist der Schnee. Einzeln kommen wir über die Steilstufe. Nur einige Worte werden zwischendurch gewechselt: Wie sieht es oben aus, und kann ich nachkommen?

Die schwierigste Stelle ist hinter uns, eine gefährliche jedoch noch vor uns. Knapp über dem zirka 600 Meter langen Eisabbruch setzt sich eine steile Schneeflanke bis in die Gipfelfelsen des 7455 Meter hohen Noshaq fort. Zehn Meter über dem Abbruch müssen wir die ganze Flanke queren. In 6800 Meter Höhe haben wir alle Gefahrenstellen hinter uns. Eine kurze Rast und Stärkung sind notwendig. Wir entlasten uns hier. Alle nicht unbedingt notwendigen Ausrüstungsgegenstände, Rucksack, Reservekleidung, Biwaksack, Seil, Lebensmittel, lassen wir zurück. Wir übersehen den weiteren Anstieg auf den Darban Zom. Leider müssen wir in eine Mulde zirka 100 Höhenmeter absteigen und sind noch eineinhalb Kilometer vom neuerlichen Anstieg entfernt. Endlos und anstrengend erscheint das Schneestapfen in dieser Höhe. Helmut fühlt sich nicht wohl. Es ist inzwischen 14 Uhr geworden. Wir sind schon acht Stunden unterwegs. Knapp unter der 7000-Meter-Grenze wird Helmut von Übelkeit befallen. Es ist ihm nicht mehr möglich, weiterzugehen.

Die Südflanke des Darban Zom steilt sich noch einmal auf. Ein Stück von 100 Metern ist etwa 35 Grad steil. Uli und ich beschließen, gemeinsam zum Darban Zom aufzusteigen. Damit ist die Absicht, auch den namenlosen 7291 Meter hohen Gipfel zu ersteigen, nicht mehr durchführbar. Die Ersteigung dieses Gipfels war von der Gruppe Meran beabsichtigt.

Wir legen in der Stunde etwa 200 Höhenmeter zurück. Das Tempo wird immer langsamer. In kurzen Abständen rasten wir. Drei bis vier Atemzüge pro Schritt, so kommen wir langsam auf den felsigen Gipfelaufbau zu. Wolken ziehen auf. Das Wetter verschlechtert sich zusehends. Wir drehen auf keinen Fall mehr vor dem Erreichen des Gipfels um und mühen uns die letzten Gipfelfelsen hinauf.

Es ist der 12. September, 16 Uhr, als wir auf dem Gipfelfelsen über der 2400 Meter hohen Nordflanke stehen. Ohne Worte reichen wir uns die Hände. Während ich Uli eine Hand auf die Schulter lege, bringe ich: „Jetzt ist es doch noch gegangen“ heraus. Ein gutmütiges Kopfnicken und ein „Ja“ sind die Antwort. Wir blicken beide in die Tiefe. Zeit und Wetter fordern uns auf, die notwendigen Aufnahmen zu machen, ein Schwarzweiß- und ein Farbpanorama aufzunehmen. Der notwendige Gipfelersteigungsbeweis muß erbracht werden.

Die Flaggen unserer Klubs, unserer Länder und des Gastlandes wehen erstmals auf dem 7220 Meter hohen Darban Zom.

In der Nacht im Eisbruch

Nach einer halben Stunde verlassen wir den Gipfel. Nebel senken sich auf die 7000 Meter hohen Gipfel. Mühsam ist der Abstieg. Oder sind wir schon so müde? Über dem Eisbruch wartet Helmut auf uns. Die Dämmerung beginnt. Ich rutsche die große Schneeflanke zwischen dem Eisbruch durch. Wir haben diese Flanke im Aufstieg zwar gemieden. Der Weg zum Lager III ist aber so viel näher. Die Kameraden kommen nach. Es ist finster. Wir müssen uns anseilen. Schräg abwärts queren wir auf den vermutlichen Lager-III-Platz zu. Um 21 Uhr kommt uns der Mond zu Hilfe. Kurze Zeit später kriechen wir durch den Eingang in das Zelt. Noch eine Nacht ohne Schlafsack beginnt. Wir sind durchfrozen. Verschiedene Kleidungsstücke wurden naß und sind gefroren. Beide großen Zehen spüre ich kaum, die Fingerspitzen schmerzen. Ein warmer Tee um Mitternacht tut uns gut.

Mit geschlossenen Augen liegen wir auf dem eiskalten Boden. Ich weiß nicht mehr, war es ein Traum oder war ich wach: Die Nacht empfand ich weder kalt noch lang. Voller Zufriedenheit dachte ich an das Hauptlager. Über uns der herrliche Berg, dem das ganze Denken und Streben galt, an dem wir mehrmals mit unseren Lasten vorbeigezogen sind. Der Berg, der uns große Sorgen bereitete, der uns jetzt zufrieden und

glücklich sein läßt. Manchmal öffne ich die Augen. Im fahlen Mondlicht glitzern die Reifkristalle am Zelt Dach.

Räumung der Hochlager

Vom Höhenhusten geplagt, bauen wir das Lager III ab. Bevor die Sonne aufgeht, steigen wir schon ab. Am frühen Vormittag graben wir bereits das zweite Zelt des Lagers II aus. Mit den wichtigen Dingen beladen, verlassen wir diesen Platz. Unsere Rucksäcke sind schwer. Langsam und entkräftet stapfen wir den Gletscher zum Lager I hinaus. Die Kameraden kommen uns entgegen. Eine Stärkung im Lager I hat uns gut getan. Am Nachmittag wird auch dieses Lager geräumt, und gemeinsam erreichen wir am 13. September das Hauptlager.



Die Ersteigung des Q 6 und M 9

Während ich mit den beiden Meraner Kameraden, Uli Kößler, Helmut Larcher, in der Noshagnordflanke aufsteige, beschließen mein Sohn Christian, Hans Egger und Dieter Drescher einen Versuch auf die nördlich von unserem Lager stehenden Sechstausender Q 6 und M 9. Von polnischen Wissenschaftlern wurde den beiden Grenzgifeln (Pakistan-Afghanistan) diese Bezeichnung gegeben.

Die Steigeisen und Pickel der Kameraden lagen im Lager II. Jetzt wagten sie einen Aufstieg zu diesem schon deshalb nicht mehr, weil zu befürchten war, daß auch wir noch

Lawinen abtreten. Also beschlossen sie, den Aufstieg ohne diese wichtigen Hilfsmittel zu beginnen. Mehr als 1000 Höhenmeter überragen die beiden Gipfel das Lager I.

Sonntag, 12. September: Um fünf Uhr früh wird das in der Teekanne eingefrorene Wasser aufgetaut. Kurze Zeit später stapfen die drei der Q-6-Südflanke zu. In den Firnfeldern im unteren Teil kommen sie gut voran. Man kam sogar auf den Gedanken, hier könnte man noch mit Schiern aufsteigen. In 5600 Meter Höhe würde das aber schon eine große zusätzliche Belastung bedeuten. Allein durch die Mehrbelastung durch das Gewicht der Schiausrüstung. Im Mittelstück benützen sie einen Felsgrat. Die Firnflanke ist hier schon wesentlich steiler. Im oberen Teil der Flanke ist auch der Felsgrat in Eis und Schnee versunken. Die 40 bis 50 Grad steile Flanke muß betreten werden. In die Südflanke schien die Sonne. Die Firnverhältnisse waren gut. Gewagt ist das Aufsteigen ohne Steigeisen und Pickel, es waren bange Stunden. Sie atmen auf, als die Flanke zum Gipfelgrat zu etwas flacher wird. Knapp unterhalb des Firngipfels fassen sie sich an den Armen und betreten gemeinsam die höchste Erhebung. Der Höhenmesser zeigt 6240 Meter.

Ein herrlicher Blick in das Meer von Bergen, welches sie umgibt. Im Süden die Siebentausender Noshaq und Darban Zom, im Südwesten der bizarre Gunbaz-e-Safed, im Nordosten Kishmikhhan und Mandaras-Kho. Tief unten das Lager I. Wie ein breites Band liegt der 15 Kilometer lange Darbangletscher in der Tiefe. Schneelos sind die Südflanken der afghanischen Berge bis 5600 Meter hinauf. Ausgetrocknet und vegetationslos sind die Bergflanken. Weit im Norden der Oxus, der Grenzfluß zwischen Afghanistan und der Sowjetrepublik Tadschikistan. Die Berge im Norden gehören schon zum Pamir. Gute 100 Kilometer weiter Oxus aufwärts ist die tibetische Grenze. Eine alte Seidenstraße (Weg) führt entlang des historischen Flusses. Dschingis-Khan und Marco Polo sollen auch dieser Route gefolgt sein.

Es ist erst 14 Uhr. Das Wetter ist gut. Sie beschließen, den Firngrat nach Osten weiterzugehen. Zwei Kilometer weiter im Osten steht der noch unerstiegene M 9. Große Wächten mahnen zur Vorsicht. Das Schneestapfen ist anstrengend. Abwechselnd wird gespurt. Nach zweieinhalb Stunden erreichen sie auch den 6260 Meter hohen Gipfel, den M 9.

Im Eifer der Überschreitung verging die Zeit schnell. Tausend Meter Abstieg in das Lager I stehen ihnen bevor. Noch zwei Stunden, dann ist es finster. Für ein sicheres Biwak sind sie zu wenig ausgerüstet. Rasch werden die notwendigen Gipfelaufnahmen gemacht, dann steigen sie nach Osten einen steil abfallenden Grat ab. Vom Biwakgespenst getrieben, queren sie nach 200 Metern eine Steilflanke in die Südwand hinein. Diese Schneeflanke kommen sie schnell abwärts. Die Schneefläche wird immer kleiner, schließlich befinden sie sich in einer Eisrinne. Nur den günstigen Verhältnissen ist es zuzuschreiben, daß sie in der Rinne, die sie mit der Pallavicinirinne im Glocknergebiet vergleichen, absteigen konnten. Die Frist bis zum Finsterwerden war eine Flucht vor dem Biwak. Es ist schon eine Stunde dunkel, als sie auf den sicheren Darbangletscher hinunterkommen. Unter einem leuchtenden Sternenhimmel stapfen sie müde und mit ausgetrocknetem Mund dem Lager I entgegen.

Wolken über dem Hindukusch

Am 13. September sind wir alle im Lager I wieder beisammen. Es ist ein Paradies in Eis und Schnee in 5300 Meter Höhe. Umrahmt von 6000 und 7000 Meter hohen Bergen fanden wir hier einen sicheren Unterschlupf. Es war die Ausgangsbasis für die Erstersteigung des Q 6, M 9 und Darban Zom, denen in den letzten Wochen und Tagen das Denken und Streben galt.

Eine Stärkung hat uns hier gut getan. Am späten Nachmittag brechen wir das Lager ab. Mit schweren Rucksäcken erreichen wir in der Dämmerung das Hauptlager. Mich

plagt der Höhenhusten. Nur noch der Schlafsack, sonst hatte ich keinen Wunsch. Vor dem Zelt wird noch gekocht. Hans und Christian hatten Appetit auf eine Omelette. In dem buckligen Kochgeschirrdeckel ist daraus allerdings nichts geworden, oder fehlte es an entsprechenden Kochkenntnissen?

Zwei unserer Meraner Kameraden, Dieter Drescher und Helmut Larcher, haben am 15. September noch den 6330 Meter hohen Gipfel, welcher sich über dem Zusammenfluß des Udren- und Darbangletschers wie ein Eckpfeiler erhebt, erstiegen.

Wir freuten uns auf den Rasttag im Hauptlager. Erholung war notwendig. Wir saßen noch beim Frühstück, als wir Stimmen hörten. Die Rückmarschträger kommen. Um einen Tag zu früh sind nun die acht Mann da. Sie sollten unsere Ausrüstung in das Tal zurückbringen. Sahib adscha — Herr gut — waren die Begrüßungsworte. Man brachte uns frisches Obst, Apfel, Birnen und Marillen in 4900 Meter Höhe! Dinge, die wir seit Wochen entbehrten.

Aus dem Rasttag wurde ein Packtag. Es war unmöglich, mit Sorgfalt alles zu verpacken. Wir mußten spätestens mittags aufbrechen, um den Lagerplatz am Ende des Gletschers zu erreichen.

Schon während wir die Zelte abbrechen, sagt man uns, Bomben sind auf Peshawar, Rawalpindi, Lahore und Karatschi gefallen. Pakistan steht im Krieg mit Indien. Das hat uns gerade noch gefehlt. Im Deans-Hotel in Peshawar sind unsere Reisebekleidung, Flugkarten und Reservegeld deponiert. Ich weiß noch nicht, was wir anfangen, wenn das Hotel einen Bombenangriff abbekommen hat. Wie kommen wir zurück?

Wir sparen während des Rückmarsches Verpflegung auf. Wer weiß, ob wir diese nicht noch notwendig brauchen. Wir denken an einen Übergang nach Afghanistan, an eine Rückreise über Samarkand—Moskau.

Nach einem sechstägigen Eilmarsch sind wir in Chitral. Die Leute sind alle vom Kriegsgeschehen aufgebracht. Immer wieder hält man uns an: Woher wir kommen, welcher Nationalität wir angehören. Mit einem Jeep, der bei uns schon längst auf dem Autofriedhof stehen würde, kommen wir in zwei Tagen über den Lowaripaß nach Peshawar. Unser Hotel steht noch! Kaum mehr zu erkennen. Der schöne weiße Anstrich ist mit Tarnfarbe beschmiert.

Die meisten Pakistaner sind Mohammedaner; sie sind Fanatiker. Der heilige Krieg wurde ernst genommen. Wer abends nicht einwandfrei verdunkelte, dem wurden sofort die Fensterscheiben eingeschlagen. Die Autos waren alle mit mattem Anstrich versehen, damit der Lack und die Scheiben nicht glänzten. Hunderte von Freiwilligen stellten ihr Leben Allah und der Nation zur Verfügung. In Lahore, wo die indischen Panzer über die Grenze kamen, band man den Freiwilligen Sprengladungen an Händen, Füßen und am Körper fest. Sie liefen so auf die Panzer los und opferten ihr Leben. Wir standen mit Bedauern dem Fanatismus gegenüber. Land im Krieg.

Die Ausländer hatten sich zu registrieren. Wir waren froh, als wir die Ausreisegenehmigung aus Pakistan erhielten. Keine ausländische Fluggesellschaft flog Karatschi mehr an. Mit der Pakistan International Airway sind wir über Teheran nach Beirut gekommen. Hier fanden wir endlich wieder friedliche Verhältnisse vor.

Während unseres Kurzaufenthaltes in Beirut erleben wir den Sonnenuntergang. Wir stehen am Strand, am Ostrand des Mittelmeeres. Dorthin, wo die Sonne nun versinkt, bringt uns morgen eine Maschine der Heimat entgegen. Wir freuen uns schon auf die Heimkehr. Vielleicht um so mehr, weil unser Wunsch in Erfüllung ging, auf hohen Bergen unserer Erde zu stehen. Die Mühen und Strapazen sind bald vergessen, aber das Erleben des Gipfelganges ist Erfüllung und ein Höhepunkt in unserem Leben.

Akher Chioh (7020 m), der »Letzte Dicke«

HANNS SCHELL

8. Juli 1966, 20 Uhr. Rainer Göschl, meine Frau Liselotte und ich bestiegen unseren altersschwachen VW-Kastenwagen, Baujahr 1958. Horst, Rolf, Herfried und Traude, die Kameraden früherer Asienfahrten, sahen uns sehr zweifelnd nach, als wir unseren Wagen wendeten und mit der Fahrt in Richtung Asien begannen.

Erst im Frühjahr 1966 hatte ich mit einem Beihilfeansuchen an die Sektion Graz und den Verwaltungsausschuß den Plan, den letzten benannten, noch selbständigen Siebentausender des Hindukusch zu versuchen, begonnen. Tatsächlich fand ich beim Verwaltungsausschuß in Innsbruck, bei der Sektion Graz und der Sektion Liezen, beim Handels- und Unterrichtsministerium, dem OAK und anderen Institutionen freundliche Unterstützung.

Meine Kameraden konnten an einen Erfolg einer derart kleinen Gruppe nicht recht glauben, und auch uns war nicht sehr wohl zumute. Ursprünglich sollte ja Dr. Gerald Gruber unsere Mannschaft verstärken, aber er mußte im letzten Augenblick absagen.

Unsere Fahrt führte über Sofia, Istanbul, Ankara, Sivas, Erzerum, Täbris, Ardebil, das Kaspische Meer, Gorgan, Shirvan, Meshed, Herat, Kabul nach Peshawar, welche Stadt wir nach achttägiger Nonstopfahrt am 16. Juli ohne jedwede Reparatur erreichten.

Das Flugzeug fiel am nächsten Tag wegen des schlechten Wetters aus, wir kauften im Bazar noch einige Lebensmittel, darunter auch 50 Kilogramm Mehl für die Hochträger, und erreichten spät abends mit unserem Wagen das 200 Kilometer entfernte Dir.

Der nächste Tag brachte uns vorerst einige Streitereien mit dem Jeepobmann, da uns dieser geschäftstüchtige Mann unbedingt zwei Jeeps aufschwätzen wollte. Rainer und ich verluden dann eigenhändig unser Gepäck, und alles löste sich in Wohlgefallen auf. Die Fahrt von Dir nach Chitral über den Lowaripaß war nicht nur landschaftlich interessant, sondern die ewig rutschende Kupplung des Jeeps hielt uns auch alle etwas in Atem. Spät abends erreichten wir Chitral Town und fanden keinen Platz im Rasthaus. Nach längeren Verhandlungen bequeme man sich, uns auf der Terrasse einen Platz anzubieten. Im Vergleich zum Vorjahr waren die Leute wesentlich unhöflicher geworden, auch hier machte sich die Zivilisation unangenehm bemerkbar, wird doch Chitral dreimal wöchentlich von Pakistan International Airway angefliegen.

Tags darauf lernte ich Buran-o-Din, den Prinzen von Chitral, kennen, der Rainer als alten Bekannten vom Jahr 1964 begrüßte. Der Prinz ist nicht nur eine stattliche Erscheinung und sehr hilfsbereit, er verhält sich auch modernen Problemen gegenüber aufgeschlossen. Sein Bruder, der König von Chitral, stürzte vor einigen Jahren mit dem Flugzeug ab, und so besorgt der Prinz bis zur Großjährigkeit des Königssohns dessen Geschäfte. Am Vormittag kam auch Babu, unser aus Maroi stammender Dolmetscher. Er besorgte einen Jeep, und am Nachmittag fuhren wir entlang des reißenden Mastujflusses auf einer Straße, die oft nur in den Fels gehauen ist, nach Maroi. Da die Straße ab hier durch große Unwetter des vergangenen Winters und Frühjahrs für Jeeps unbefahrbar war, zogen wir mit fünf Tragtieren und drei Reitpferden über Kuragh, Istar, Shagram zum 100 Kilometer entfernten Uzhnu. Oft hing es auf dieser Strecke nur von der Geschicklichkeit des Treibers ab, daß wir nicht Esel und Last verloren und damit unser Unternehmen schon hier sein Ende fand.

Im Geiste lasse ich noch einmal diese Wanderung an mir vorüberziehen, denke, wie ich

stolz zu den von Norden so mächtigen Buni-Zom-Gipfeln hinauf sah, dessen Nordgipfel bei schlechtem Wetter wir 1965 besteigen konnten. Erlebe noch einmal den Marsch über die wasserlose, heiße Hochsteppe zwischen Kuragh und Istar und den freundlichen Empfang, den uns die Bevölkerung von Istar mit Körben voll herrlichster Früchte bereitete. Erwähne mich auch der traurigen Augen einer jungen Mutter, die ihr 10 Monate altes Kind verbrüht hatte und nun von mir Hilfe erliefte, die ich ihr als Laie nur in Form von Medikamenten und den guten Ratschlägen, die Wunden auf keinen Fall zu verunreinigen, geben konnte. Wie viele Chitrali, die bei einer Bevölkerung von zirka 150.000 Menschen auf die Hilfe von nur zwei Ärzten hoffen können, suchte auch diese Mutter Hilfe in der angeblichen Heilkraft des Kuhmistes. Als wir nach fünf Wochen bei diesem Hause vorbeikamen, mußte ich erfahren, daß ihr Kind drei Tage zuvor gestorben war.

Weiter denke ich zurück an die Felswand, durch die der Pfad nach Warkup führt. Während der Treiber die Tragtiere an dieser Stelle zog, mußten wir jedes Tier mit einer Hand am Schwanz vor dem Absturz sichern und mit der anderen die Last halten. Oft stand mir der Angstschweiß auf der Stirn, da unter uns die Felsflanke direkt in den Fluß abbrach. Falls uns nur eine einzige Traglast (zirka 80 Kilogramm) verlorengegangen wäre, hätten wir unser Unternehmen aufgeben müssen. Wir waren ja derart spartanisch ausgerüstet, daß uns kein Ersatz zur Verfügung stand.

Am dritten Anmarschtag erreichten wir die große Oase Shagram, in der sich sogar eine höhere Schule befindet. Abends kam das halbe Dorf zu unserem Lagerplatz und tanzte nach fremdartigen Klängen. Da die gesamte Bevölkerung mohammedanisch ist, dürfen selbstverständlich nur Männer an einer solchen Veranstaltung teilnehmen.

Unser vierter Anmarschtag führte uns entlang vieler Sanddornsträucher, an denen die kleinen, sehr vitaminreichen Beeren in malerischem Orange prangten. Man merkte an diesem Tage deutlich, daß wir uns dem „Ende der Welt“ näherten. Der bis nach Shagram breite Weg wurde nun ganz schmal und war oft durch Wasserrunsen unterbrochen. Als ungeübter Reiter hatte ich oft ein dummes Gefühl auf meinem rassigen Polopferd, wenn dieses über die Hindernisse mit gewaltigem Satz hinwegsetzte. Am frühen Nachmittag erreichten wir Uzhnu, wo wir unsere Treiber entlohnten und die Traglasten für unsere Träger bereitstellten. Nach zähen Verhandlungen waren sie bereit, um Rs 25.— unsere Lasten ins Hauptlager zu tragen. Wir nahmen 15 Träger und einen Jäger auf, der bereits anlässlich einer Jagd bis in die Nähe unseres geplanten Hauptlagers vorgedrungen war.

Es war Abend geworden, ich lag noch lange auf meiner Schaumstoffmatratze und überlegte, was uns die nächsten Tage noch alles bringen werden. Über mir luden große Marillenbäume ihre Äste weit aus. Vor uns war erst ein Europäer in den dreißiger Jahren den Uzhnu Gol hinaufgezogen, aber dann zu einem reißenden Bach gekommen, den er nicht überqueren konnte. Auch die Wahl, wo das Hauptlager stehen sollte, war sehr schwer zu treffen, da praktisch drei Möglichkeiten vorhanden waren, wir aber aus Zeitmangel den Berg nur von einer Seite versuchen konnten.

Früh am Morgen weckte uns das geschäftige Treiben der Träger; wir bekamen Tee, aßen noch ein wenig und zogen dann los. Der Fluß wurde auf einer gebrechlichen Brücke überquert, dann marschierten wir stundenlang das Uzhnu Gol hinauf, ohne merklich an Höhe zu gewinnen. Zu Mittag wurde in einem kleinen Birkenwald, „Undusk“, gerastet.

Der Pfad verlief nun oft hoch über dem Fluß. Da sich dieser cañonartig in den Fels eingeschnitten hat, ist ein Begehen der Talsohle unmöglich. Gegen Abend erreichten wir die Mündung des Chikarbaches und schlugen unser Lager bei einem Birkenwäldchen auf. Dieser Platz wird von den Einheimischen Palut Gari genannt. Wir können es gar nicht fassen, daß die Hirten im Sommer nicht nur Schafe, sondern auch Kühe über den schmalen, teilweise fast schwierigen Pfad bis hierher treiben und dann noch weiter bis zum Ende des Chikargletschers. Tatsächlich sahen wir vom Gipfel des Chikar Zom (5285 Meter) eine kleine Oase mit ein paar Hütten ganz nahe dem Chikargletscher.

Unruhig wälzte ich mich im Halbschlaf, brachte doch der morgige Tag die Entscheidung, ob wir die Hauptlagerstelle überhaupt erreichen können.

Der Engländer Schomberg mußte beim reißenden Shahgologhbach vor etwa 30 Jahren umkehren, und seitdem hat kein Wissenschaftler oder Bergsteiger versucht, zum Kotgazgletscher vorzudringen. Kotgaz- und Chhutidumgletscher haben zusammen eine Länge von zirka 20 Kilometern und sind umgeben von wunderschönen Bergen. Wir wußten, was es für uns und spätere Expeditionen bedeutete, wenn es uns gelingen würde, zu den Gletschern hinaufzukommen.

Unruhig verfolgte ich die Aufbruchvorbereitungen, konnte ich es doch nicht erwarten, dem Bachhindernis gegenüberzustehen. Vorerst mußten wir jedoch ein gutes Stück in Richtung Chikargletscher aufsteigen, bis es uns gelang, den Chikarbach auf einer Schneebrücke zu überschreiten. Nach mehreren Stunden war es dann endlich so weit, wir standen am Ufer des Shahgologhbaches. Lange liefen wir ziemlich ratlos am Ufer dieses reißenden Gewässers entlang, bis wir uns entschlossen, das Hindernis zu überwinden. Rainer erklärte sich bereit, angeseilt den Bach zu überqueren. Tatsächlich gelang es ihm, bis ans andere Ufer zu kommen. Dort rutschte er aber ab und fiel ins Wasser. Glücklicherweise war die Strömung dort nicht mehr stark, und bald darauf stand er wohlbehalten, aber pudelnaß am anderen Ufer. Ich rief zu Rainer voll Freude: „Wenn wir jetzt noch das Hauptlager glücklich erreichen, haben wir unseren Berg schon fast bestiegen!“

Da den Trägern unser Übergang zu riskant erschien, stiegen sie zu den letzten Birken ab, fällten zwei und bauten damit eine halbsprecherische Brücke. Auch wir waren in der Zwischenzeit nicht müßig und transportierten das ganze Gepäck mittels einer Seilverbindung ans andere Ufer. Die Brücke bauten unsere Träger etwa zehn Meter ober der Stelle, wo der Shahgologhbach als Wasserfall in den Uzhnufluß hinunterstürzt. Sie lehnten es strikte ab, beim Überqueren des Baches mit dem Seil gesichert zu werden, und so hatten wir ebenfalls das zweifelhafte Vergnügen, ungesichert hinüberzugehen, wollten wir vor ihnen nicht als Feiglinge dastehen. Ich war sehr froh, als alle das andere Ufer erreicht hatten, wäre doch ein Sturz in das Wasser absolut tödlich gewesen! Kurze Zeit danach winkte mir Babu aufgeregt, zu ihm zu kommen. Er stand vor einem alten offenen Grab, in dem die Gebeine von zwei Wakhanmännern ruhen. Lang und breit erzählte er dann, daß vor vielen, vielen Jahren (wahrscheinlich 80 bis 100 Jahre) Leute aus dem Wakhan (Afghanistan) zu einem Paß von über 5000 Metern aufstiegen, dann den ganzen Kotgazgletscher herabkamen, den Shahgologh überquerten und die Hirten am Ende des Chikargletschers töteten, die Rinder schlachteten und den ganzen Weg mit der Beute am Rücken wieder zurückgingen. Man kann sich gar nicht vorstellen, unter welchem Hunger diese Leute gelitten haben, daß sie die Furcht vor fremden Menschen und dem feindlichen Gebirge überwandten und sich zu einer solchen Tat entschlossen.

Durch den Erfolg ermutigt, kehrten diese Männer im Jahr darauf wieder zurück. Inzwischen war die Bevölkerung von Uzhnu aber gewarnt und wartete am Shahgologhbach auf ihre Feinde. Tatsächlich gelang es, die Widersacher in die Flucht zu schlagen und zwei zu töten, die nun an dieser Stelle ihre letzte Ruhestätte fanden. Seitdem heißt dieser Platz „Wakhikan Gumbat“, das „Grab der Wakhani“.

Nach einem halbständigen Aufstieg ging es steil zur Schlucht des Uzhnubaches hinunter. Auf altem Lawinenschne überquerten wir dieses Hindernis und machten bei der letzten Stelle, wo noch Birken gedeihen, verspätete Mittagsrast. Die Männer sammelten Holz, das sie bis zum Hauptlager mitnehmen wollten, und kochten ihre Brotfladen, die Tschapattis.

Nach dieser Rast stiegen wir über endlose Geröllhalden bis zum Gletscher an. Die Seitenmoräne verlor sich aber in einer Felsflanke, und so waren wir gezwungen, ziemlich steil zum eigentlichen Gletscher abzusteigen. Erst als es dämmerte, fanden wir einen geeigneten Lagerplatz an der orographisch rechten Seitenmoräne des Kotgazgletschers.

Während die Träger ein Feuer entfachten, um sich für die Nacht etwas vor der Kälte

zu schützen, ebneten wir einen Platz ein und stellten unser Viermannzelt sowie ein kleines Zelt für die Hochträger auf.

Bereits beim ersten Morgengrauen brachen die frierenden Träger auf, und auch Babu wurde mit dem Auftrag, frische Lebensmittel heraufzubringen, entlassen. Bei uns blieben nur Abdul Akak und Abzar Khan, unsere beiden Hochträger.

Während wir die Ausrüstung und Verpflegung auspackten, schlachteten die beiden Hochträger unseren in Uzhnu erworbenen Hammel. Überhaupt hatte mir diese Expedition gezeigt, daß man auch beim Bergsteigen in großer Höhe fast ausschließlich vom Land leben kann und der Körper frische Speisen viel besser verträgt als Konserven.

Wir hatten einen Dampfdrucktopf ins Hauptlager mitgenommen und trugen dann fertiggekochte Nahrungsmittel in verschließbaren Plastikbehältern in die oberen Lager hinauf, wo wir diese Speisen nur noch aufwärmen mußten.

Alle Lasten wurden für den Aufstieg hergerichtet, bei dem es sich wohl zeigen würde, ob wir die richtige Seite des Berges für den Anstieg gewählt haben.

Auf der Karte aus dem Buch „Parapamiso“ von Fosco Maraini war ein Paß im Ostgrat des Kotgaz Zom eingezeichnet. Diesem Übergang strebten wir am nächsten Tag zu, die gesamte Ausrüstung für Lager I am Rücken. Zuerst folgten wir der Moräne etwa eine Stunde, stiegen dann über Blockhalden zu einem Seitengletscher auf. Tatsächlich schien es, als ob wir diesen Sattel nach Durchsteigung eines Gletscherbruches erreichen könnten.

Vorerst mußten wir allerdings das einzige gefährliche Abenteuer während der ganzen Expedition bestehen. Rainer und die Hochträger waren ein Stück vorausgegangen, meine Frau und ich überquerten gerade einen aperaturen steileren Gletscher, als sich ein riesiger Granitblock ober uns langsam in Bewegung setzte und in gewaltigen Sprüngen, sich jedesmal tief ins Eis eingrabend, zu uns herunterkam. Zwar gelang es mir, bei einem Block Deckung zu finden, Lilo aber war beim Laufen mit den Steigeisen gestolpert und gestürzt. Mit großer Erleichterung sahen wir dann den Block in etwa 20 Meter Entfernung vorbeistürzen und in der Tiefe verschwinden.

Nach stundenlangem mühevolem Anstieg deponierten wir in 5000 Meter Höhe unsere Lasten, wobei uns zu diesem Zeitpunkt schon klar war, von dieser Seite aus den Hauptkamm kaum zu erreichen. Trotzdem wollten wir das Gepäck nicht sofort wieder zurück tragen, ohne die Gegend genauer auskundschaftet zu haben. Im Hauptlager beschlossen wir dann, daß Rainer und ich den Kotgazgletscher so weit verfolgen wollten, bis eine Möglichkeit zu entdecken war, den Akher Chioh zu besteigen.

Am nächsten Tag überquerten wir bald nach dem Hauptlager den Gletscher, da wir hofften, vom linken Ufer besser das Massiv des Kotgaz Zom und Akher Chioh sehen zu können. Mehrere Stunden stiegen wir auf der Moräne aufwärts und erreichten um zirka 15 Uhr einen Punkt, von dem aus ein vielleicht möglicher Aufstiegsweg einzusehen war. Wir beschlossen jedenfalls, diese Chance zu nützen (siehe Photo), die Hochträger zum (falschen) Lager I um unser Gepäck zu schicken und selbst den neuen Weg zu versuchen. Während unsere braven Träger am frühen Morgen losmarschierten, packten wir die neuen Lasten und zogen erst gegen Mittag los. Bedingt durch die Anstrengungen des Vortages kamen wir nur langsam weiter und deponierten unser Gepäck vor dem Eisbruch des Hauptgletschers. Voll Sorge blickten wir immer wieder zu der Flanke hinauf, in der sich unsere Träger befinden mußten. Nach einer Stunde hielt ich es nicht mehr länger aus und stieg ihnen entgegen. Da mir der Einblick in ihre Route immer wieder versperrt war, rannte ich im Eiltempo immer weiter hinauf. Schließlich wurde für mich als Einzelgänger die Lage schon ziemlich gefährlich, da ich, sonst auf blankem Eis gehend, schon hie und da Schneebrücken überqueren mußte. Endlich hatte ich das ebene Gletscherbecken erreicht und konnte zu meiner großen Erleichterung feststellen, daß diese braven Kerle bereits vor Stunden abgestiegen waren.

Erwartungsvoll durchstiegen wir am nächsten Tag den Eisbruch des Kotgazgletschers und strebten dann einem Sattel im Seitengrat des Kotgaz-Zom-Nordgrates zu. Leider

reichte die Zeit nicht mehr; in etwa 4800 Meter stellten Rainer und ich ein Zelt auf, während Abdul, Abzar und Lilo wieder ins Hauptlager abstiegen, mit dem Auftrag, Ausrüstung und Verpflegung heraufzubringen.

Rainer und ich trugen am nächsten Tag die Lasten zum Sattel hinauf, wobei wir den steilen Weg zweimal gehen mußten. Unsere Hoffnungen, die wir in diesen Aufstieg gesetzt hatten, erwiesen sich als berechtigt. Zuerst verliert man etwa 150 Höhenmeter, gelangt dann aber zu einem großen flachen Seitenarm des obersten Kotgazgletschers. Eine Eiswand von fast 1600 Metern bricht vom Kotgaz Zom zu diesem Gletscherbecken ab. So gewaltig hatten wir uns die Eisformation des Hindukusch doch nicht vorgestellt.

Wir konnten jedoch eine Möglichkeit entdecken, diese Wand zu durchsteigen. Der Plan bestand darin, zuerst eine mäßiger geneigte Flanke bis zu einer riesigen Querspalte zu durchsteigen, diese mit einer Rechtsquerung zu umgehen und dann über eine Lawinenrinne den Nordostgrat zu erreichen. Dieser Weg war der einzig annehmbare und gangbare und hatte den großen Vorteil, den Grat bereits auf zirka 5800 Metern zu erreichen. Damit wurde die Gefährlichkeit des Anstieges wesentlich gemildert.

Wir errichteten daher erleichtert unser Lager I in etwa 5100 Meter und beobachteten nachmittags die drei Kameraden, wie sie sich zu uns heraufplagten. Leider fühlte sich meine Frau infolge großer Zahnschmerzen nicht wohl, und so trat sie die Hochlagerausrüstung an unseren ausgezeichneten Träger Abdul Akak ab. So leid mir Lilo tat, war ich doch sehr froh, Abdul einen Teil des gemeinsamen Gepäcks abtreten zu können.

Unser Plan bestand darin, die Ausrüstung für ein Zelt und Verpflegung für fünf Tage mitzunehmen und das Zelt als fliegendes Lager zu benützen. Relativ spät kamen wir am nächsten Tag vom Lager weg, aber das Anziehen, Kochen und Lagerabbrechen benötigte seine ehrlichen vier Stunden. Sehr steil stiegen wir durch Büßerschnee zum flachen Gletscher ab und strebten erwartungsvoll der Eisflanke zu. Die erste große Enttäuschung erlebten wir in etwa 5400 Meter Höhe, knapp unter der riesigen, überhängenden Randspalte, als der harte Firn in tiefen Pulverschnee überging. Es bedurfte einiger Geschicklichkeit, das Spaltenhindernis rechts zu umgehen. War die Flanke bis jetzt mäßig steil gewesen, ging sie nun in eine gleichmäßige Neigung von etwa 45 Grad über. Die Links-traversierung, oberhalb der Querspalte zu der Lawinenrinne, war nicht nur sehr mühsam, sondern löste in uns wegen der hohen Schneelage unangenehme Gefühle aus. Die Sonne brannte heiß vom wolkenlosen Himmel, und die tiefe Spurarbeit verbunden mit schweren Rucksäcken hob unsere Begeisterung nicht sonderlich. Nach Erreichen der Lawinenrinne ging es stundenlang in dieser aufwärts. Innerlich bewunderte ich Abdul sehr. Die Steilheit verlangte zu sichern, nur wären wir dann zu langsam weitergekommen. So stiegen wir stetig aufwärts. Rainer als Führender schlug teilweise Stufen in das Eis, Abdul folgte ihm sehr brav nach, und ich als letzter blickte immer wieder verstohlen nach unten, wohl wissend, daß ich bei einem Sturz der Kameraden diese kaum halten könnte.

Nach Durchsteigen der Rinne hielten wir am späten Nachmittag eine längere Rast. Leider verschlechterte sich der Zustand Abduls zusehends, er wurde höhenkrank. Wir beschlossen daher, nur mehr zum Nordostgrat hinauszuziehen. Unter einer überhängenden Spalte fanden wir einen ebenen Lagerplatz und stellten unser kleines orangegelbes Zweimannzelt in zirka 5800 Meter Höhe auf. Bei Sonnenuntergang gingen Rainer und ich die wenigen Schritte zum Grat hinauf und hatten einen herrlichen Blick nach Osten. Direkt uns gegenüber stand der etwas höhere prachtvolle Eisberg Nigor Zom und das „Matterhorn“ dieses Gebietes, der Sararich. Schon beim Hereinwandern nach Uzhnu fiel uns dieser prachtvolle Berg auf. Im Nordosten standen die prachtvollen Lunkhogipfel, von diesen gespeist fließt der Chhutidumgletscher mit seiner charakteristischen schuttbedeckten Zunge nach Südwesten. Aus der Vogelperspektive sah man erst, wie groß der mächtige Kotgazgletscher ist und wie groß die Horizontalentfernung vom Hauptlager zum Lager I war. Im Osten leuchteten im letzten Licht unzählige Spitzen, ich vermeinte sogar die Baturagruppe zu sehen, wahrscheinlich waren es aber die Berge des oberen

Yarkhun. Ziemlich sicher konnte ich im Südosten den Nanga Parbat bestimmen. Im Norden breitete sich die Kette des Pamir vor unseren Augen aus. Hochbefriedigt gingen wir zu unserer kleinen Behausung zurück. Leider ging es Abdul sehr schlecht und wir überlegten schon, ins Hauptlager abzusteigen.

Nach gut verbrachter Nacht weigerte er sich aber abzusteigen und erklärte uns, unbedingt weiterzugehen, nur sollten wir ihm den Großteil seiner Last abnehmen. Wir entschieden uns für das kleinere Übel und luden uns das zusätzliche Gepäck auf. Obwohl wir uns auf einem steilen Grat und Rücken bewegten, war der Schnee teilweise sehr tief, und mit unseren überschweren Lasten kamen wir nur sehr langsam vorwärts. Abdul mußte sich immer wieder übergeben, hielt sich aber bewundernswert tapfer. Nach acht Stunden hatten wir erst 400 Höhenmeter zurückgelegt und stellten wieder unter einer senkrechten Spalte unser Zelt in etwa 6200 Meter Höhe auf. Da uns die Gefährlichkeit der Höhenkrankheit bekannt war, erboten wir uns, wieder abzusteigen. Abdul erklärte uns jedoch, nächsten Tag auf uns im Zelt zu warten, er wolle uns die Gipfelchance nicht nehmen. Um ein Uhr früh begannen Rainer und ich im engen Zelt mit den Vorbereitungen und um fünf Uhr verließen wir mit leichtem Gepäck das Zelt. In vierstündiger mühsamer Stapferei erreichten wir bei wolkenlosem Himmel die Schneekalotte des Kotgaz Zom (6681 m). Es war bitter kalt, wobei die Kälte durch einen starken Nordwind noch verstärkt wurde. Da wir in diesem Moment noch fest glaubten, den Akher Chioh an diesem Tag zu erreichen, hielten wir uns nur einige Minuten auf, um sofort in Richtung Akher Chioh abzusteigen. Die beiden Berge sind durch ein riesiges Plateau von zirka drei Kilometer Länge und ein Kilometer Breite miteinander verbunden. Betrachtet man das Massiv von Norden, meint man, die beiden Berge seien nur durch einen schmalen Grat verbunden. Von Marcus Schmuck hatte ich jedoch ein sehr instruktives Bild, aufgenommen vom Südsporn des Koh-i-Shoghordok bekommen, so daß mich diese Gegebenheit nicht überraschte. Überhaupt möchte ich Marcus Schmuck an dieser Stelle für das Überlassen seines Photomaterials herzlich danken. Nur auf Grund seines Informationsmaterials hatten wir es überhaupt gewagt, so weit von unserem Ziel, Akher Chioh, entfernt, die Flanke des Kotgaz Zom zu durchsteigen. Wie wir später feststellten, hätte es sonst keinen annehmbaren Weg von Norden auf den Akher Chioh gegeben.

Vom Gipfel stiegen wir steil in Richtung Westen ab. Meine Füße waren durch die eisige Kälte vollkommen gefühllos geworden. Wir setzten uns unter den Biwaksack, und während Rainer kochte, massierte ich meine Füße. Als wir beim Fuße der wunderschönen Pyramide des Akher Chioh anlangten, dachten wir voll Angst an den Rückweg, mußten wir doch 150 Höhenmeter bei einer Distanz von zwei bis drei Kilometern wieder ansteigen, wobei sicher zu rechnen war, daß unsere Spuren längst verweht waren.

Nach einer kurzen Rast begannen wir mit dem Anstieg der letzten 500 Höhenmeter. Unser Vordringen ging beängstigend langsam vor sich, und etwa 300 Meter unter dem Gipfel beschlossen wir, so bitter es auch war, den Rückweg anzutreten. Ursprünglich wollten wir uns am Plateau eingraben und biwakieren, schließlich siegte aber die Vernunft und wir beschlossen, zum Zelt zurückzukehren, um so mehr, da uns Abdul nicht sehen konnte und krank war.

Der Rückmarsch über das Plateau gestaltete sich zu einem Leidensweg. Nur der Wille trieb uns noch vorwärts. Wie froh war ich, ähnliche Anstrengungen im Karakorum kennengelernt zu haben, so tröstete mich das Wissen, daß alles einmal zu Ende geht. Nach zehn Metern hatte ich jedesmal den Wunsch, mich hinzuwerfen und zu rasten. Rainer war an diesem Tag wesentlich besser in Form als ich, und so überließ ich ihm gerne die Arbeit des Spurens und wankte hinter ihm nach. (Beim zweiten Gipfelgang konnte ich mich dann allerdings revanchieren, und diese Hochfläche kam mir dann bei weitem nicht so lang und anstrengend vor.) Erst nach vier Stunden erreichten wir die Ostseite des Kotgaz Zom und konnten nun in flottem Tempo zu unserem Zelt absteigen, dort freudig begrüßt von Abdul, den wir wie einen treuen Freund umarmten.

Am nächsten Morgen verließen wir das Lager mit dem festen Entschluß, den Berg nochmals zu versuchen. Nur mit der notwendigsten Ausrüstung stiegen wir zum Hauptlager ab. Zwischen Schutt und Steinen, nur von wenigen Pflanzen und Blumen umgeben, mutete uns dieses wie ein kleines Paradies an. Babu war mit dem Jäger heraufgekommen und hatte uns Zwiebeln, Marillen und Äpfel gebracht. Während wir in der Höhe fast nichts mehr essen konnten, regte sich nun der Appetit, und wir langten eifrig zu.

Der nächste Tag war der Erholung gewidmet, der übernächste — meiner Frau. Der einzige Berg, der vom Hauptlager aus zu machen war, ist der Chikar Zom (5400 m). Zuerst mußte man fast 300 Meter absteigen, und dann ging es über Grashänge (von dieser Stelle — Kotgaz = grünes Gras — hat der lange Gletscher auch seinen Namen) aufwärts. In ganz unangenehmer Erinnerung ist mir die Querung eines Eisbruches, der ein einziges Chaos darstellte. Über uns absturzbereite Séracs, wir selbst bewegten uns am Grund der Spalten, überall krachte und rumorte es, es war ein Wunder, daß Abzar Khan, unser zweiter Hochträger, überhaupt weiterging. Nach der Durchquerung des Gletscherbruches verging noch manche Stunde, bis wir über geneigte Schneehänge, zuletzt mit meterhohen Büßerschneenadeln verziert, den nicht sehr ausgeprägten Gipfel des Chikar Zom (ca. 5285 m) erreichten. Sehr interessant war der Tiefblick zur Hirtensiedlung am Ende des Chikargletschers und sehr instruktiv der Blick zum Akher Chioh und Kotgaz Zom. Das Wetter war sehr unsicher, so fiel die Fernsicht größtenteils aus. Der Abstieg und Wiederaufstieg zum Lager wurde zum Wettlauf mit der einbrechenden Dunkelheit, die uns auch tatsächlich in den Moränen des Kotgazgletschers überfiel. Dank unserer Stirnlampen erreichten wir aber wohlbehalten nach 17stündiger Abwesenheit wieder das Hauptlager, freudig begrüßt von Rainer und Abdul. Für unser leibliches Wohl war vorgesorgt, und so stürzten wir uns voll Heißhunger auf das bereits gekochte Essen.

Da uns bis zu unserem Abmarsch in Richtung Heimat nur mehr einige Tage zur Verfügung standen, mußten wir gleich am nächsten Tag zum Akher Chioh aufsteigen. Wieder wanderten wir den uns schon vertrauten Weg, diesmal mit leichtem Gepäck zum Lager I. An diesem Tag fiel mir das Steigen doppelt schwer, spürte ich doch noch die Anstrengungen des gestrigen Tages. Voll Sorge beobachteten wir das Wetter vor dem Schlafengehen, es schien deutlich schlechter zu werden.

Über die nächsten Tage lese ich in meinem Tagebuch:

8. August. Leider ziemlich schlechtes Wetter. Wir beschließen um acht Uhr, trotzdem den Aufstieg zum Lager II (6200 m) zu versuchen. Heute geht es bedeutend angenehmer die steilen Hänge hinauf, in dieser Höhe steigt man ohne großen Rucksack wesentlich leichter. Bei unserem ehemaligen Lager II a halten wir länger Rast, heute fühlt sich Abdul sehr wohl. Am Grat teilweise tiefe Spuarbeit, sind sehr froh nach neunstündigem Aufstieg das Lager zu erreichen. Es ist alles in Ordnung, lediglich die Zeltverschnürung muß nachgespannt werden.

9. August. Packen alles zusammen, nur meine zweite Kamera und Abduls überschweren Anorak lassen wir zurück. Ich gehe die ersten Meter auf dem steilen Grat zu schnell und bekomme keine Luft mehr. (In diesem Moment wollte ich am liebsten aufgeben.) Nach kurzer Verschnaufpause und einigen beruhigenden Worten hat Rainer mich wieder aufgemuntert und wir gehen langsam aber stetig weiter. Heute tragen wir wieder ehrliche 16 bis 17 Kilogramm, in dieser Höhe für uns schon das äußerste. Erst nach acht Stunden haben wir die 400 Höhenmeter geschafft und errichten knapp unter der Kalotte des Kotgaz Zom in 6600 Meter unser Lager III. Voll Zuversicht blicke ich zu unserem schönen Berg hinüber. Hatte es gestern fast während des ganzen Aufstieges geschneit, war es heute gegen Abend schön geworden.

10. August. Um vier Uhr früh beginnen wir mit den leidigen Vorbereitungen. Erst knapp vor acht Uhr verlassen wir das Zelt. Das Wetter ist nicht sehr gut, scheint aber zu halten. Ich deute mit dem Pickel zum Akher Chioh und frage Abdul, ob er mitkommen

möchte. Doch er schüttelt den Kopf und sagt: „Kein Pakistani soll auf dem Gipfel stehen, nur ihr zwei.“ Mir fällt ein kleiner Stein vom Herzen, weiß ich jetzt wenigstens eine kleine Rückendeckung. Wir ersuchen ihn nur, uns über das Plateau bis zum Fuß des Berges zu spüren. Dort kochen wir noch Tee und beginnen nach kurzer Rast den Aufstieg um ca. 10 Uhr 30. Abdul geht allein zum Zelt zurück und besteigt dann das zweitemal den Kotgaz Zom (6681 m). (Abdul und unser zweiter Träger Abzar Khan haben bei der Kundfahrt des Italieners Prof. Pinelli im Vorjahr auch den Wazam Zom [ca. 6150 m] bestiegen.)

Nachdem wir den ersten Absatz der Flanke des Akher Chioh erreicht haben, steigt der Hang gleichmäßig mit zirka 40 Grad Neigung zum Gipfel an. Leider müssen wir auch heute tief und anstrengend spüren. Zuerst queren wir westwärts zu einigen Felsen und zur Randspalte hinauf. Von hier geht es steil und eintönig aufwärts. Wir sind während des ganzen Aufstieges von Wolken umgeben, und aus Nordwesten weht ein eisiger Sturm, der den Neuschnee in riesigen Fahnen über den Grat hinausträgt. Glücklicherweise habe ich heute nur ein Paar Stutzen angezogen, dadurch mehr Bewegungsfreiheit und bekomme die Zehen immer wieder warm. Rainer klagt über kalte Füße und schwingt diese immer wieder, keuchend auf die Schistöcke gestützt, um die Blutzirkulation anzuregen. So oft ich meinen Blick hebe, scheint mir der Gipfel gleich weit weg zu sein. Die Kälte wird fast unerträglich.

Ich bin gerade in Führung, auf einmal geht der tiefe Pulverschnee in ganz harten Schnee über, und als ich aufblicke, sehe ich über die Schneekante: der Gipfel ist erreicht. Ich sage Rainer kein Wort und warte nur, bis er neben mir ist. Ich weiß noch genau, wie wir die letzten Meter des fast ebenen Gipfelplateaus, wie ein glückliches Paar umschlungen, hinaufgehen. Es ist fast 17 Uhr. Die ungeheure Anspannung läßt nach, wir schlüpfen sofort unter den knatternden Biwaksack und ziehen uns wärmer an. Als Gipfelgeschenk zerteilen sich die Wolken und geben einen prachtvollen Blick auf die umliegenden Berge frei. Ich trete, von Rainer gesichert, auf die Gipfelwächte und knipse ein Teilpanorama. Plötzlich wird auch die Sicht zu unserem winzigen Zelt frei, und ich sehe deutlich, wie die Gestalt davor die Hände vor Freude in die Höhe reißt. Wie uns Abdul nach unserer Rückkehr tief in der Nacht, als wir verfroren und ziemlich erschöpft zurückkehrten, erzählte, habe er stundenlang, trotz des Sturmes, in den Nebel gestarrt und gerade, als dieser sich lichtete, unsere Gestalten auf dem Gipfel entdeckt.

Noch weiß ich nicht, daß Abdul, der in meinem Herzen mein Freund bleiben wird und mit dem ich gerne wieder einen hohen Gipfel versuchen möchte, uns mit einer köstlichen Suppe im Zelt erwartet, daß wir schon am nächsten Tag die Lager räumen und ins Hauptlager zurückkehren werden und nach nur 50tägiger Abwesenheit uns unser braver VW-Bus nach Graz zurückbringen wird.

Dies alles ist für mich so fern und noch nicht absehbar. Ich fühle mich wie berauscht, irgendwie der Erde entrückt.

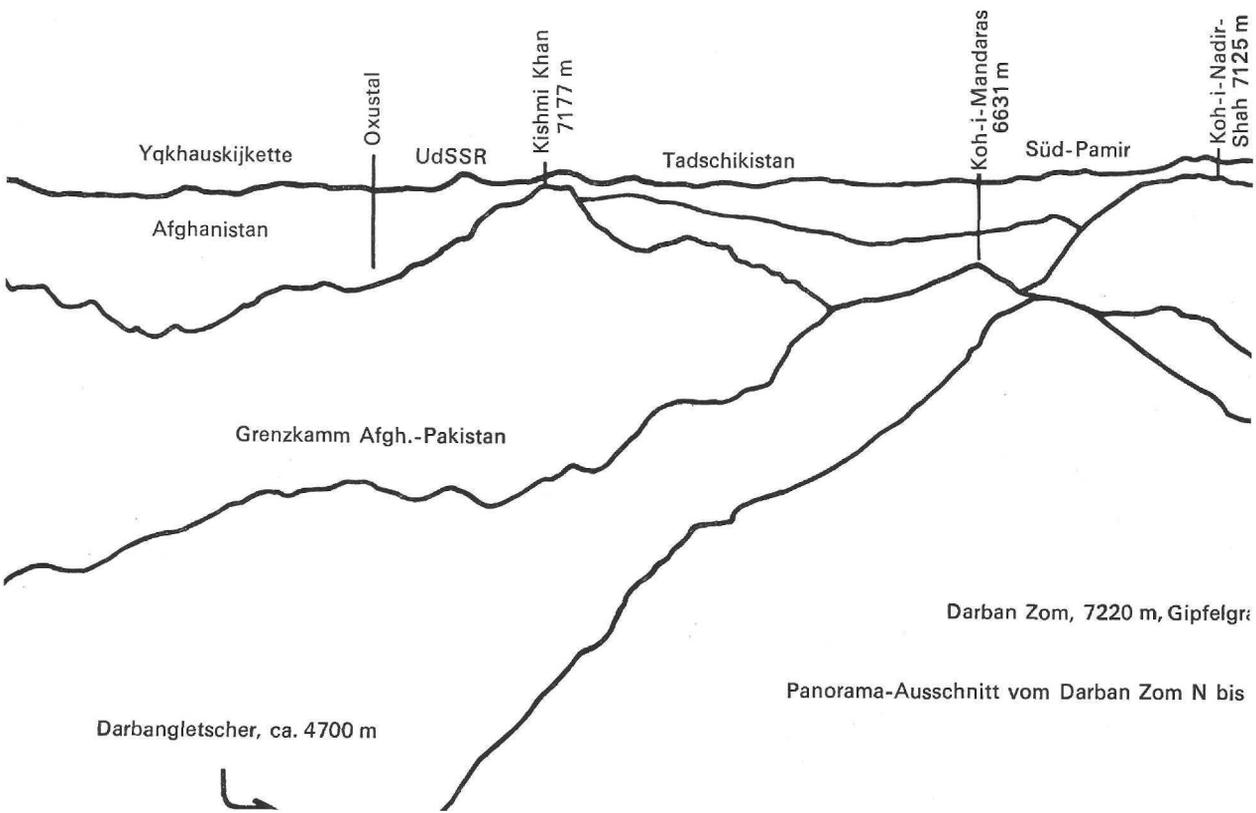
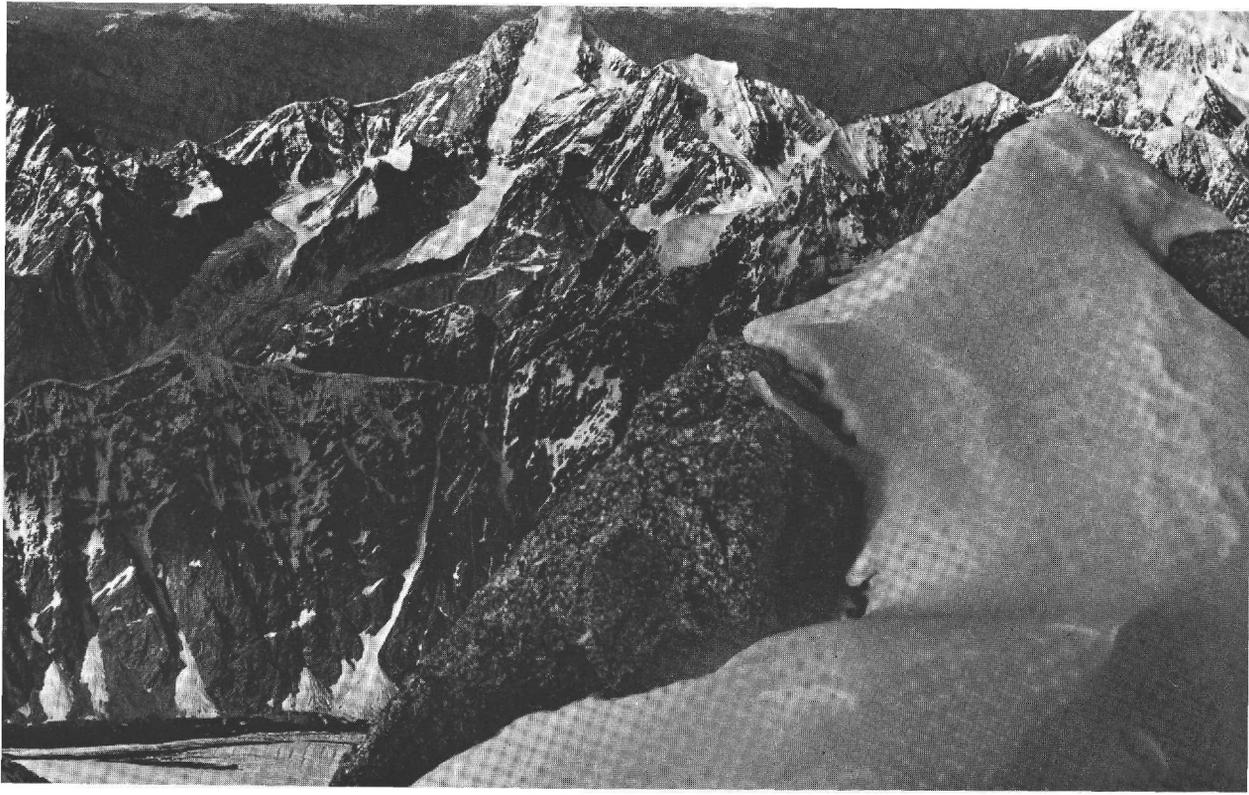
Ich denke an das Jahr 1964, wo wir zu fünft auf einem stolzen Karakorumgipfel stehen durften. Damals war es monatelanger Kampf einer ganzen Mannschaft, einer Expedition. Wir waren Freunde, und sind es auch nachher geblieben. Diesmal war es fast Westalpenstil einer Seilschaft, zweier Kameraden. Wenn damals einer ausgefallen wäre, hätte trotzdem jemand den Gipfel erreicht. Diesmal hieß es, beide oder keiner.

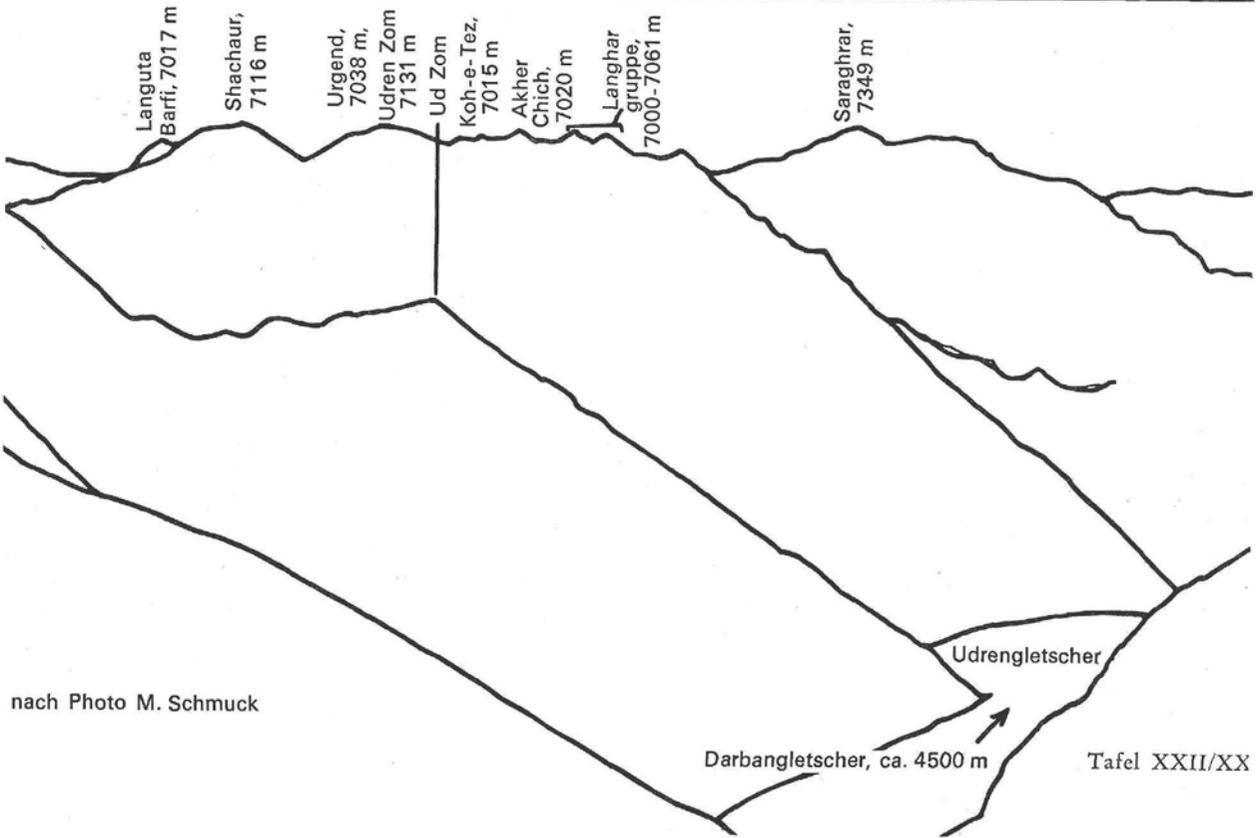
Wenn ich heute die Unternehmen vergleiche, so möchte ich keines in meiner Erinnerung missen. Für mich war aber der Akher Chioh die Erfüllung eines alten Wunsches, die Bestätigung, daß man mit minimalsten Mitteln einen hohen Berg ersteigen kann.

Es wird eine Zeit kommen, wo jeder Gipfel des Hindukusch erstiegen sein wird, wo eine neue Bergsteigerjugend den Akher Chioh, wie viele andere, auf neuen Wegen ersteigen wird, für mich wird er aber immer mein Gipfel, unser Berg bleiben.



Darban Zom, 7220 m; die Nordflanke erhebt sich 2300 Meter über dem mittleren Darbangletscher
(Aufn. Marcus Schmuck, Salzburg)







Kotgaz Zom (6681 m, links) und Akher Chioh (7020 m, rechts); Gesamtansicht vom Kotgazgletscher. Am Sattel, links des scharfen Felsgrates im Mittelgrund, stand Lager I auf rd. 5100 m.
Akher Chioh vom Lager III, etwas unterhalb des Kotgaz-Zom-Gipfels auf rd. 6200 m.
(Beide Aufn. H. Schell jun., Graz)

Tafel XXIV



Berge und Bergsteigen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika

RICHARD HECHTEL

Die Bergwelt der USA — ein kurzer Überblick

Die Entwicklung des Bergsteigens in einem Volk scheint an zwei Voraussetzungen gebunden zu sein. Die erste ist trivial — es müssen Berge vorhanden sein, wenn nicht im eigenen Land, so doch in einem der Nachbarländer. Die zweite, weniger offensichtliche Voraussetzung ist, daß die Zivilisation eines Volkes eine gewisse Höhe erreicht hat. Naturvölker kennen kein Bergsteigen, jedenfalls nicht in unserem Sinne, wenn wir die Zweckfreiheit des Bergsteigens und das Spielerische an ihm als ein wesentliches Merkmal betrachten.

Wenden wir die beiden Kriterien auf die USA an, so ist die Antwort völlig eindeutig. Über die Zivilisationshöhe dieses Landes sind nicht viele Worte zu verlieren. Die einzige Frage könnte sein, ob wir es mit einer Zivilisation oder einer Überzivilisation zu tun haben. Wie sieht es dann mit den Bergen aus? Falls unsere im Geographieunterricht erworbenen Kenntnisse etwas der Auffrischung bedürfen, so genügt ein Blick auf die Karte, um uns zu überzeugen, daß mehr oder weniger der ganze Westen der USA gebirgig ist. Einige Zahlen mögen die ungeheure Ausdehnung dieses Gebietes veranschaulichen: Die Entfernung von der mexikanischen Grenze im Süden bis zur Grenze gegen Kanada im Norden beträgt rund 2000 Kilometer, und die Entfernung von San Franzisko bis Denver, das am Ostfuß des großen amerikanischen Felsengebirges liegt, ist 1500 Kilometer.

Nicht ganz so verschwenderisch mit Bergen wurde der Osten der USA bedacht. Immerhin, wir haben die Appalachen, ein Mittelgebirge von 2000 Kilometer Länge, die das ganze Land gleichlaufend zur atlantischen Küste durchziehen. Vergessen wir auch nicht Alaska mit 1,5 Millionen Quadratkilometer Bodenfläche, das zum großen Teil von Gebirgen bedeckt ist und den höchsten Punkt des nordamerikanischen Kontinents, den Mount McKinley (6187 Meter), sein eigen nennt. Wem die Auswahl an Bergen immer noch nicht genügt, dem stehen noch die Südseeinseln von Hawaii zur Verfügung mit einigen mehr oder weniger aktiven, über 4000 Meter hohen Vulkanen. Wer nennt die Namen, wer zählt die Berge dieses Landes? Neben solchen, die jährlich von Tausenden bestiegen werden, gibt es Berge, die noch kaum eines Menschen Auge erblickt hat. Über Berge und Bergsteigen in den USA schreiben zu wollen ist demnach nicht so ganz einfach, und ich bin mir bewußt, daß das Ergebnis meiner Bemühungen in jedem Fall Stückwerk sein wird.

Bergsteigen in den USA — ein kurzer Rückblick auf seine Geschichte

Verglichen mit der „Alten Welt“ sind die USA ein junges Land. Als im Jahre 1776 dreizehn nordamerikanische Staaten ihre Unabhängigkeit von England erklärten, hatte Europa bereits eine zweieinhalbtausendjährige Geschichte hinter sich. Wir dürfen an-

nehmen, daß die amerikanischen Siedler, die damit ihre eigene Nation gründeten, wichtigere Dinge zu tun hatten, als zu ihrem Vergnügen auf die Berge zu steigen. Der sich jahrelang hinziehende Krieg gegen die Engländer, die immerwährenden Kämpfe mit den Indianern, die Sorge um das tägliche Brot, das einer wilden, feindseligen Natur abgerungen werden mußte, nahmen die besten Kräfte des Volkes über Generationen hinweg in Anspruch. Die Grenze gegen den Westen wurde von Jahr zu Jahr weiter vorgetrieben. Als dabei das große amerikanische Felsengebirge erreicht wurde, galt das Interesse in keiner Weise den Gipfeln, sondern den Pässen, über die das Gebirge am leichtesten zu überschreiten war. Die Berge waren ein lästiges Hindernis, dem man aus dem Weg ging, sofern man konnte.

Nur sehr wenige sahen die Berge mit anderen Augen, wie der Botaniker und Geschichtsschreiber *E. James*, der bereits im Jahr 1820 den 4300 Meter hohen Pike's Peak in Colorado zum erstenmal bestieg. James' Beispiel fand unter seinen Zeitgenossen keine Nachahmer. 40 Jahre vergingen bis zur nächsten namhaften Bergbesteigung. Im Jahr 1862 wurde der 4320 Meter hohe Mount Shasta, ein erloschener Vulkan im Norden Kaliforniens, anlässlich von Vermessungsarbeiten zum erstenmal bestiegen.

Von nun ab ging es Schlag auf Schlag. Bereits zwei Jahre später, im Jahr 1864, eroberten *C. King* und *R. Cotter* vom kalifornischen Vermessungsdienst den 4280 Meter hohen Mount Tyndall in der Sierra Nevada über seine Nordwand, eine Kletterei, die heute noch unter dem Schwierigkeitsgrad III im Führer steht. Dies war eine beachtliche Leistung für die damalige Zeit.

Im Jahr 1868 gelang einer Gruppe unter der Leitung von Major *J. W. Powell* die erste Besteigung des Longs Peak (4350 Meter), eines der bekanntesten Gipfel in Colorado. Major Powell war ein einarmiger Bürgerkriegsveteran, der stets die gleichen Arbeiten und Pflichten auf sich nahm wie jedes andere Mitglied seiner Expedition. So ließ er sich nicht davon abhalten, am Tag vor der Besteigung Brot zu backen und den Teig mit einer Hand zu kneten. Der Chronist berichtet, daß das Brot hart wie Stein war, daß die Besteigung aber trotzdem gelang. Drei Jahre später, bei einer Besteigung des Echo Rock, kam Major Powell in ernsthafte Schwierigkeiten. Wie weiland Kaiser Maximilian in der Martinswand, geriet er in eine Lage, in der er weder vor noch zurück konnte. Da seine Begleiter gerade kein Seil zur Hand hatten, mußte er an zusammengeknüpfter Unterwäsche gerettet werden, ein schwerer Schlag für einen so stolzen, selbstbewußten Mann.

Bei der ersten Besteigung des Mount Rainier, des höchsten Berges im Kaskadengebirge, die im Jahr 1870 erfolgte, finden wir wieder einen Offizier an der Spitze, diesmal sogar einen General. General *H. Stevens* und sein Begleiter *P. B. Van Trump* erreichten den 4390 Meter hohen, stark vergletscherten Gipfel über die sogenannte Gibraltarroute, die heute zu den beliebtesten Anstiegen zählt.

Der Mount Whitney, mit 4420 Metern der höchste Berg der damaligen USA, war im Jahr 1864 entdeckt und nach dem Leiter des geologischen Vermessungsdienstes benannt worden, aber noch unerstiegen. Mit manch anderem Gipfel teilte er die Ehre, als „absolutely unaccessible“ (vollkommen unzugänglich) zu gelten. Dieser Zustand konnte natürlich nicht lange währen. Nach verschiedenen ergebnislosen Versuchen wurde der Berg im Jahr 1873 von vier Fischern aus dem nahe gelegenen Owenstal erklommen. Der geologische Vermessungsdienst hatte diesmal das Nachsehen und mußte sich mit einer dritten Besteigung durch *C. King* begnügen. Nicht genug, daß ihm die Einheimischen die Erstbesteigung weggeschnappt hatten, besaßen sie auch noch die Stirn, eine Umbenennung des Gipfels in Fisherman's Peak vorzuschlagen.

Im gleichen Jahr 1873 begann eine systematische Erforschung und Vermessung der Bergwelt von Colorado durch zwei voneinander unabhängige Gruppen. Der sogenannte Hayden Survey arbeitete für den Geologischen Vermessungsdienst (US Geological Survey), die zweite Gruppe unter Leutnant *Wheeler* unterstand dem Kriegsministerium.

Beide leisteten gründliche Arbeit und bestiegen die meisten der hohen Gipfel Colorados. Wheelers Gruppe allein nahm 36 Besteigungen von Gipfeln mit mehr als 13.000 Fuß (3960 Meter) Höhe für sich in Anspruch. Von *Hayden*, einem hochgeachteten und allgemein beliebten Mann, wird berichtet, daß er gegen sich selbst und gegen seine Untergebenen gleichermaßen hart war und außergewöhnliche Leistungen verlangte.

Die Erschließung der kalifornischen Sierra Nevada ging weniger schnell vor sich. Dies lag wohl daran, daß die meisten Berge dort nicht so leicht zu erreichen sind, wie dies in den Rocky Mountains von Colorado der Fall ist. Um die Jahrhundertwende waren immer noch sechs unter dem Dutzend Gipfel mit mehr als 14.000 Fuß (4270 Meter) Höhe unbezwungen. Der letzte in dieser Gruppe, der 4280 Meter hohe Thunderbolt Peak, fiel erst im Jahr 1931 unter dem Ansturm von *N. Clyde*, *R. L. M. Underhill*, *B. Robinson*, *F. P. Farquhar*, *G. Dawson*, *L. Clark* und *J. Eichorn* — eine beachtliche Zahl von Leuten bei einer Erstbesteigung.

Verhältnismäßig spät kam die moderne, extreme Kletterei, die an die systematische Verwendung von Mauerhaken und eine ausgeklügelte Seiltechnik gebunden ist, in die USA. Ein wichtiger Markstein in dieser Entwicklung ist die erste Begehung der Ostwand des Mount Whitney im Jahr 1931 durch *R. L. M. Underhill*, *G. Dawson*, *J. Eichorn* und *N. Clyde*. Dies dürfte die erste „extreme“ Kletterei in den USA gewesen sein, die auch heute noch Schwierigkeitsgrad V verdient.

Zwei Jahre später begann man, sich ernsthaft mit den großen, bis zu 900 Meter hohen Wänden im Yosemiteal zu beschäftigen. Bei ihren ersten Versuchen, die Südwand der Washington Column zu erklettern, kamen *J. Eichorn*, *R. Leonard*, *B. Robinson* und *H. Voge* im Herbst 1933 bis zum sogenannten „Lunch Ledge“ (könnte mit „Brotzeitband“ übersetzt werden), das sich in etwa ein Drittel Wandhöhe befindet. *M. Harris*, *R. M. Leonard* und *J. Riegelhub* setzten im nächsten Frühjahr die Durchstiegsversuche fort und erreichten schließlich am 31. Mai den Gipfel, besser gesagt den Rand der Hochfläche, auf einem Weg, der heute unter dem Namen „Piton Traverse“ (Mauerhakenquergang) bekannt ist.

Weitere bemerkenswerte Yosemiteklettereien aus der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg sind die Royal Arches (Königliche Bögen) und die Cathedral Spires (Kirchturmspitzen), deren Eroberung wieder mit den Namen *Eichorn*, *Leonard* und *Robinson* verknüpft ist.

Nach dem Mauerhaken kam der Bohrhaken, und hier waren zur Abwechslung die Amerikaner den Europäern um einige Jahre voraus. Der Lost Arrow (Verlorener Pfeil) galt jahrelang als das Problem in Yosemite, an dem sich die besten Kletterer der damaligen Zeit ergebnislos versuchten. Offensichtlich war es mit den gewöhnlichen Hilfsmitteln des Kletterers nicht zu lösen. Als *A. Nelson* und der aus der Schweiz stammende *J. Salathe* am 3. September 1947 nach fünftägigem, erbittertem Ringen auf der hartumkämpften Spitze standen, war dieser Sieg mit der Verwendung von rund einem Dutzend Bohrhaken erkaufte. Man kann sich heute fragen (die Frage ist natürlich müßig), ob die Bohrerei gerechtfertigt war und lediglich einen kleinen Schönheitsfehler an einer sonst großartigen Kletterei darstellt, oder ob Nelson und Salathe besser auf eine Besteigung des Lost Arrow und das Aufgeben von gewissen Prinzipien verzichtet hätten.

Die erste Besteigung des Lost Arrow stellt zweifellos eine der größten Leistungen in der Geschichte des amerikanischen Bergsteigens dar, aber sie war mehr als das. Sie leitete den Beginn einer neuen Epoche ein, das Zeitalter der Superkletterer, die wir heute auf beiden Seiten des Großen Teiches finden. Sie haben es aufgegeben, einem geregelten Broterwerb nachzugehen, und bringen ihr Leben so weit wie möglich ausschließlich mit Klettern in senkrechten oder leicht überhängenden Wänden zu. Die vorläufig letzte Phase dieser Entwicklung spielt sich vornehmlich in den 900 Meter hohen Riesenwänden von El Capitan im Yosemiteal ab. Zur Charakterisierung des neuen Stils mögen ein paar Zahlen dienen, die nach der ersten Durchkletterung der direkten Südwand von

El Capitan bekannt wurden. Teilnehmer: *E. Cooper, J. Baldwin, G. Denny*. Kletterzeit: insgesamt $42\frac{1}{2}$ Tage. Zahl der Biwaks: 25. Verwendete Seilmenge: 1200 Meter. Zahl der geschlagenen Haken: 600 bis 700. Zahl der benutzten Bohrhaken: 75 bis 85. Abgebrochene Hammerstiele: sechs. Verbrauchte Wassermenge: 140 Liter (in der Wand gibt es kein Wasser). Zahl der Plätze, an denen man stehen konnte (ohne in Schlingen zu hängen): vier in der ganzen Wand. Was uns Cooper nicht verrät, ist die Zahl der Flüche, die ausgestoßen wurden, wenn ein Hammerstiel brach oder wenn sich einer beim Nagein auf den Finger schlug.

Nach dem Mauerhaken kam der Bohrhaken. Was wird als nächstes kommen, nach dem Bohrhaken? Wahrscheinlich bin ich schon zu alt, um das alles noch zu verstehen und Gefallen daran zu finden.

Ich nehme an, daß der Leser gern bereit ist, mir auf meiner Reise durch Zeit und Raum in ein sanfteres Gebirge zu folgen, wo er festen Boden unter den Füßen fühlen wird.

Die Appalachen und der Appalachian Trail — 2000 Meilen Wanderweg

Die Appalachen sind ein sehr altes, größtenteils von Wald bedecktes Gebirge, dessen höchste Erhebungen, Mount Mitchell und Clingmans Dome, nur wenig über die 2000-Meter-Grenze emporragen. Während im Süden der Wald bis in die Gipfelregion vordringt, sinkt im Norden die Baumgrenze auf 1000 Meter ab. Die beiden bekanntesten Berge in diesem Teil des Gebirges sind der Katahdin („Katahdin“ ist ein indianisches Wort und bedeutet „der höchste Berg“) und der Mount Washington mit 1917 Metern. Der letztere weist einige unbedeutende Kletterwege sowie eine Fahrstraße zum Gipfelobservatorium auf — Dinge, die an sich kaum geeignet sind, dem Berg einen besonderen Ruf einzubringen. Was den Mount Washington berühmt und berüchtigt gemacht hat, sind seine Wetterlaunen, und hier zeichnet er sich wirklich in einmaliger Weise aus. Die durchschnittliche Windgeschwindigkeit zwischen Dezember und März ist 90 Kilometer pro Stunde, und die höchste Windgeschwindigkeit, die beobachtet wurde, sind unvorstellbare 370 Kilometer in der Stunde. Das ist die größte Windgeschwindigkeit, die auf irgendeinem Punkt der Erde jemals gemessen wurde. Dazu kommen Temperaturen, die denen in der Arktis vergleichbar sind. Im Winter 1933/34 beispielsweise herrschten Temperaturen von minus 40 Grad Celsius bei Windgeschwindigkeiten von 160 Kilometern pro Stunde. Kein Wunder, daß der Mount Washington bei den Bergsteigern in hohem Ansehen steht, trotz seiner bescheidenen Höhe und einer auf den Gipfel führenden Straße.

Wenn man von den Launen der Witterung absieht, sind die nördlichen Appalachen auch vortrefflich zum Schilaufen geeignet. Es gibt eine ganze Anzahl erschlossener, sehr beliebter Schigebiete. Das bekannteste davon dürfte das von Lake Placid in den Adirondack Mountains sein, in dem 1932 die Winterolympiade abgehalten wurde.

Im Sommer stellen die Appalachen ein ideales Wandergebiet für den Bergsteiger gemäßiger Richtung dar. Der mit den Verhältnissen in den USA nur wenig Vertraute, der davon ausgeht, daß die Amerikaner jede Entfernung von mehr als hundert Metern mit dem Auto zurücklegen, wird sehr erstaunt sein zu hören, daß es in den Appalachen einen zusammenhängenden Wanderweg von 3250 Kilometer Länge gibt. Der Appalachian Trail, wie er genannt wird, führt vom Katahdin im Staate Maine bis zum Mount Oglethorpe in Georgia und bleibt dabei im wesentlichen immer dem Hauptkamm des Gebirges treu. Ich weiß nicht, ob es jemanden gibt, der den ganzen Weg begangen hat. Im letzten Jahr hat ein Mitglied des Sierra Club etwa die Hälfte davon durchwandert und in launiger Weise darüber berichtet. Er erzählt, daß er von den Einheimischen, den „Hillbillies“, öfters gefragt wurde, ob er denn kein Auto hätte.

Auch der Kletterer, der nichts vom beschaulichen Wandern hält und seine Kräfte lieber am lotrechten Fels erprobt, kommt in den Appalachen auf seine Rechnung. Er braucht nur die Shawangunks aufzusuchen, ein berühmtes Klettergebiet etwa 100 Kilometer nördlich von New York, das 1935 von *Fritz Wiessner* entdeckt wurde. Die Klettereien in diesem Gebiet führen auf keine Gipfel, sondern spielen sich, ähnlich wie in verschiedenen süddeutschen Klettergärten, an einer Felswand ab, die mehrere Kilometer lang und an ihrer höchsten Stelle an die 100 Meter hoch ist. Zur Zeit gibt es dort etwa 300 verschiedene Kletterwege. Die meisten davon gehören dem V. oder VI. Schwierigkeitsgrad an. Die Shawangunks sind schlechthin das Klettergebiet im Osten der USA, zu dem die Kletterer sogar aus so weit entfernten Orten wie Washington D. C., Toronto und Montreal kommen.

Die Rocky Mountains

Die Rocky Mountains (zu deutsch „Felsberge“), die den ganzen nordamerikanischen Kontinent der Länge nach durchziehen, dürften die bekannteste Berggruppe Amerikas sein. Der zu den USA gehörende Teil entspricht in seiner Nordsüdausdehnung etwa der zweifachen Länge der Alpen. Angesichts der Mannigfaltigkeit und reichen Gliederung dieser Bergwelt, die in zahlreiche Untergruppen zerfällt, muß meine Darstellung skizzenhaft sein und sich auf jene Punkte beschränken, die für den Bergsteiger von besonderem Interesse sind.

Fangen wir beim *Glacier National Park* an, der sich nahe der Grenze gegen Kanada und mit seinem nördlichsten Zipfel sogar auf kanadischem Boden befindet. Er trägt seinen Namen nicht zu Unrecht. Wir finden an die 60 kleine Gletscher in dieser räumlich nicht sehr ausgedehnten Gruppe, deren höchste Gipfel etwas über 3000 Meter hoch sind. Über das Gestein kann man lesen „the ultimate for rotten rock“ — das Letzte an faulem, brüchigem Fels! Andere Leute behaupten, im *Glacier National Park* muß man den Berg beim Klettern zusammenhalten. Es ist nicht zu verwundern, daß dieses Gebiet bei den Nurkletterern nicht sonderlich beliebt ist. Der Bergsteiger und Naturfreund wird für den schlechten Fels durch die außergewöhnliche Schönheit und Wildheit dieser Gruppe in reichem Maß entschädigt. Nach allgemeinem Urteil zählen die Berge des *Glacier National Park* zu den schönsten und eindrucksvollsten der ganzen USA.

Etwas weiter südlich finden wir die *Beartooth Mountains* (Bärenzahnberge), deren höchste Erhebung der 3920 Meter hohe *Granite Peak* ist, die *Bighorn Mountains* mit dem 4010 Meter hohen *Cloud Peak*, die *Absarokakette*, die im 4000 Meter hohen *Franks Peak* kulminiert, und die nur wenig über 3000 Meter hohen *Sawtooth Mountains* (Sägezahnberge) in Idaho. Obgleich viele dieser Berge hervorragende Möglichkeiten für den Bergsteiger und Kletterer bieten, werden sie auf Grund ihrer schweren Zugänglichkeit nur selten besucht. Ihre bergsteigerische Erschließung hat noch kaum begonnen.

Im Gegensatz dazu erfreuen sich die *Grands Tetons* in Wyoming eines regen, oft allzu regen Besuches durch zahlreiche Touristen, Sommerfrischler, Bergsteiger, Wanderer und Kletterer. Der 4200 Meter hohe *Grand Teton* zählt zu den bekanntesten und beliebtesten Kletterbergen in den ganzen USA. Selbst auf dem unschwierigsten Weg, der *Owen-Spalding-Route*, ist er kein „leichter“ Berg. Wenn die Gipfelkamme mit Eis angefüllt sind, was in niederschlagsreichen Jahren gelegentlich vorkommt, kann dieser Weg völlig ungangbar werden. Eine der schwierigsten Fahrten in diesem Gebiet und gleichzeitig eine der berühmten, klassischen Klettereien in den USA ist die Nordwand des *Grand Teton*, die zum erstenmal von *Paul Petzold*, *Eldon Petzold* und *Jack Jurrance* im Jahr 1936 begangen wurde. Heute gibt es — wie sollte es anders sein — eine ganze Anzahl von Varianten zum Originalweg und eine

„Direttissima“ von *L. Ortenburger* und *R. Medrick*. Andere Gipfel in dieser Kette, die schöne und großzügige Kletterfahrten bieten, sind der Mount Owen (3940 Meter), der Middle Teton (3900 Meter) und der Mount Moran (3840 Meter), um nur einige der wichtigsten herauszugreifen.

Die *W i n d r i v e r* Berge, die sich etwa 150 Kilometer südöstlich von den Grand Tetons befinden, haben in den letzten Jahren zunehmend an Beliebtheit gewonnen. Höchster Gipfel dieser Gruppe ist der 4200 Meter hohe Gannett Peak. Die „Extremen“ lockt es hauptsächlich in den Cirque of the Towers (schwer zu übersetzen — „die Runde der Türme“ klingt schlecht). Er bietet dem Kletterer alles, was das Herz begehrt: ausgezeichnetes Gestein, phantastisch schöne Felsgestalten, die an das Bergell oder die Aiguilles von Chamonix erinnern, und Einsamkeit. Gebietskenner behaupten, daß es für die nächsten 50 Jahre noch genügend Möglichkeiten zu Erstbegehungen gibt. Das Gebiet hat nur einen kleinen Schönheitsfehler: im Frühsommer können die Moskitos, die es dort in überreicher Zahl gibt, völlig unerträglich werden. Die Tatsache, daß keine Hütten vorhanden sind und daß die lohnenden Ziele mindestens einen Tagesmarsch von der nächsten Straße entfernt sind, ist eher als ein Vorzug denn als Nachteil zu bewerten. Für Wochenendfahrten eignet sich dieses Gebiet ohnedies nicht.

Was die Bergwelt von Colorado auszeichnet, ist vor allem ihre absolute Höhe, weniger die Schroffheit ihrer Formen. 54 Gipfel sind höher als 14.000 Fuß (4270 Meter) und nahezu 300 Berge höher als 13.000 Fuß (3960 Meter). Der höchste Berg in Colorado und gleichzeitig in den Rocky Mountains ist der Mount Elbert mit 4400 Metern. Er ist bergsteigerisch völlig uninteressant, es sei denn, man besteigt ihn im Winter auf Schiern.

Die Berge von Colorado bieten jedem etwas. Der „Sitzbergsteiger“ kann über eine Autostraße den Gipfel des Mount Evans (4350 Meter) und des Pikes Peak (4300 Meter) erreichen, ohne aus seinem Straßenkreuzer auszusteigen. Dem Bergwanderer, der sich lieber auf seine Füße verläßt, stehen 20.000 Kilometer Wanderwege (trails) zur Verfügung, die von der Forstverwaltung unterhalten werden. Er wird bei seinen Wanderungen gelegentlich einem der 6000 Schwarzbären begegnen, die es angeblich in Colorado gibt (wie die Zahl ermittelt wurde, ist mir nicht bekannt). Falls er nicht gerade einer Bärin mit Jungen zu nahe kommt, sind solche Begegnungen harmlos und ungefährlich. Schließlich gibt es in Colorado auch noch einen Berg mit einer Felswand, die das Herz jedes Kletterers höher schlagen läßt. Das ist die 500 Meter hohe, nahezu senkrechte Ostwand des Longs Peak, die neben jeder großen Wand in den Ost- und Westalpen bestehen kann. Sie wurde zum erstenmal im Jahr 1919 von *W. Zimmermann* durchstiegen und seither mehr als zweitausendmal auf den verschiedensten Wegen begangen. Wie nicht anders zu erwarten, ist die Wand heute mit einem Netz von Anstiegswegen, einschließlich einer Direttissima, überzogen.

Ein interessantes Licht auf die Popularität des Bergsteigens in den USA wirft die Gesamtzahl der Besteigungen des Longs Peak. In den Jahren von 1915 bis 1959 haben sich rund 56.000 Menschen in das Gipfelbuch eingetragen. Die Gesamtzahl der Besteigungen liegt aber sicher höher, da erfahrungsgemäß viele auf eine Eintragung in das Gipfelbuch verzichten.

Genug von den Bergen Colorados. Ich sollte vielleicht noch Aspen erwähnen, den weltberühmten Wintersportplatz im Herzen der Rockies. Doch das liegt am Rande dessen, worüber ich schreiben wollte. Der Wintersportbetrieb an einem Platz wie Aspen hat zwar sehr viel mit den Bergen zu tun, aber kaum noch etwas mit Bergsteigen.

Da wir gerade beim Schilau sind: Colorado liefert einen sehr bemerkenswerten Beitrag zu seiner frühen Geschichte. Im Jahr 1862, so vermeldet die Chronik, machte

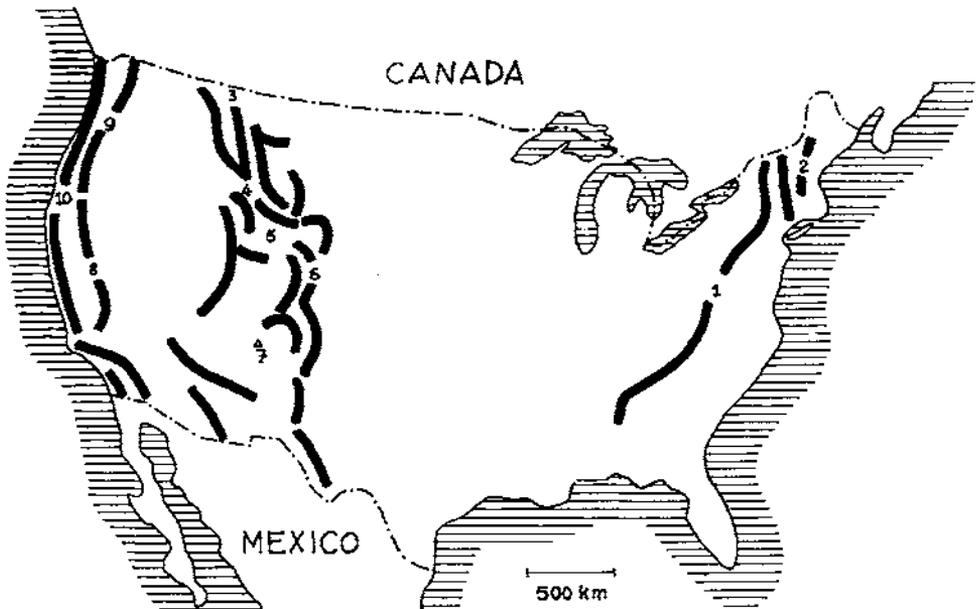
sich Pater Dyer ein Paar Schier, die zwischen neun und elf Fuß lang waren (die genauen Maße sind verlorengegangen), und trug damit im Winter täglich 30 Pfund Post über eine Entfernung von 36 Meilen.

Der Südwesten

Der „Südwesten“ der USA ist ein nicht sehr scharfer, aber trotzdem viel gebrauchter Begriff, der ganz Arizona sowie Teile von New Mexiko, Utah, Nevada und Kalifornien umfaßt. Wir finden im Südwesten keine größeren, zusammenhängenden Gebirgszüge, aber sehr viel Hochland mit Höhen bis zu 3000 Metern, und wohin wir uns auch wenden, immer werden ein paar Berge oder bizarre Felstürme in unserem Gesichtskreis sein.

Der Südwesten der USA ist im großen und ganzen sehr niederschlagsarm, und weite Teile davon haben wüstenartigen Charakter. Die Temperaturen sind im Sommer so, wie man es von einer Wüste erwartet. Im Death Valley (Tal des Todes) wurden Temperaturen gemessen, die zu den höchsten auf der ganzen Erde zählen. In der Mojawewüste, in der ich einige Jahre lebte, sind 45 Grad Celsius im Sommer an der Tagesordnung.

Der berühmteste unter den Wüstenbergen ist der Shiprock (2190 Meter) in New Mexiko, eine wahrhaft imposante Felsgestalt, die sich 500 Meter hoch über die umgebende Wüste erhebt. Für viele Jahre, von 1939 bis 1965, gab es nur einen einzigen Anstiegsweg auf diesen Berg, den der Erstbegeher *Bedayan, Brower, Dyer* und *Robinson*. Diese Route ist sehr verwickelt und verlangt eine erhebliche Menge an Seil, da man im Aufstieg mehrmals abseilen und die Seile für den Rückweg hängen lassen muß. Die Schwierigkeiten sind sehr unterschiedlich. Neben ausgesprochen leichten Seillängen findet man eine ganze Anzahl von solchen des IV. und V. Schwierigkeitsgrades und wenig-



1 = Appalachen
2 = Mount Washington
3 = Glacier Nationalpark
4 = Grand Teton

5 = Kings Peak
6 = Long Peak
7 = Mount Wilson

8 = Sierra Nevada
9 = Kaskadengebirge
10 = Küstenkette (Coast Range)

stens drei Sechserstellen. An einem Fels von der Größe des Shiprock muß es natürlich noch andere Anstiegsmöglichkeiten geben für einen modernen, mit allen Hilfsmitteln ausgerüsteten Kletterer. *H. Carter* und *F. Beckey* stellten dies im vergangenen Jahr unter Beweis mit der ersten Erklammerung des Südwestpfeilers, die nach mehreren Vorstößen am 30. April 1965 ihren erfolgreichen Abschluß fand. Für die Philatelisten mag von Interesse sein, daß die amerikanische Postverwaltung vor einigen Jahren eine Briefmarke mit dem Bild des Shiprock herausgebracht hat.

Nicht allzuweit entfernt vom Shiprock, im Grenzgebiet von Utah und Arizona, finden wir das Monument Valley, eine der eigenartigsten Landschaften der Erde. Über einer Hochfläche von etwa 1500 Meter Meereshöhe, die eine nur sehr dürftige Vegetation trägt, erheben sich Hunderte von Felstürmen, Nadeln, Domen und Tafelbergen aus tiefrotem Sandstein, deren relative Höhe zwischen 200 und 300 Metern schwankt. Es ist schwer, den einmaligen Zauber dieser Landschaft zu beschreiben. Alles an ihr ist Größe und Weite, Erhabenheit und Menschenferne. Das Klettern in diesem Gebiet hat noch kaum begonnen. Zu den wenigen bis jetzt bestiegenen Felstürmen zählen der Totem Pol (Totempfahl), eine unerhört schlanke Felssäule von 140 Meter Höhe, der annähernd gleich hohe Big Chief (Großer Häuptling) und der Agathla Peak. Die Navajoin Indianer, zu deren Reservation das Monument Valley gehört, sehen die weißen Kletterer nicht gern. Vielleicht wäre es am besten, ihre Gefühle zu respektieren und ihre Götterburgen unberührt zu lassen.

Eine andere Art von Berglandschaft, die ohne Gegenstück ist, finden wir im Grand Canyon, der gigantischen, 1600 Meter tiefen Schlucht, die der Colorado River im Verlauf von einigen hundert Millionen Jahren in das umgebende Tafelland gesägt hat. Durch Zufall sind dabei an verschiedenen Stellen Felsinseln entstanden, die heute Berge von beachtlichen Ausmaßen im Innern des Grand Canyon bilden. Sie tragen so klangvolle Namen wie Wotansthron und Freyatempel. Auch die indische Mythologie kommt nicht zu kurz. Es gibt einen Vishnutempel, einen Shebatempel und einen Krishnaschrein. Alle diese Berge sind bestiegen worden, meist von Leuten, die sich auf diese Art von Kletterei spezialisiert haben.

Im Südosten von Arizona finden wir die nicht ganz 3000 Meter hohen Chiricahua Mountains, deren nördlicher Teil die Bezeichnung „The Wonderland of Rocks“ (Wunderland der Felsen) trägt. Bis jetzt hat anscheinend noch kaum jemand Gebrauch gemacht von den unbegrenzten Möglichkeiten, die dort für den Kletterer existieren.

In den Superstition Mountains, den „Bergen des Aberglaubens“, die östlich von Phoenix liegen, gibt es nicht nur Kletterberge, sondern auch einen sagenhaften, verlorenen Goldschatz, „The Lost Dutchman Mine“. Ein paar Unentwegte haben es noch nicht aufgegeben, danach zu suchen. Kletterer, die sich in diese Gegend wagen, sind nicht unbedingt willkommen, und der Colt soll bei diesen Schatzsuchern sehr locker im Gürtel hängen.

Von den Wüstenbergen Kaliforniens sei lediglich der 3370 Meter hohe Telescope Peak erwähnt. Seine Abstürze gegen Osten in das Death Valley, dessen tiefster Punkt 80 Meter unter dem Meeresspiegel liegt, zählen zu den höchsten auf dem nordamerikanischen Kontinent.

Zwei Autostunden östlich von Los Angeles, in den San Jacinto Mountains, finden wir einen bekannten Kletterberg, den 2430 Meter hohen Tahquitz Rock. Dank seiner Vorzüge, zu denen fester Fels und leichte Zugänglichkeit zählen, erfreut sich der Tahquitz Rock einer außerordentlichen Beliebtheit. Mit Wandhöhen zwischen 100 und 200 Metern und 70 verschiedenen Kletterwegen stellt dieser Fels eine Kletterschule ersten Ranges dar, aus der viele der besten kalifornischen Kletterer hervorgegangen sind.

Die Sierra Nevada

Die Sierra Nevada, die in einer Länge von 600 Kilometern und einer durchschnittlichen Breite von 60 bis 80 Kilometern den östlichen Teil von Kalifornien durchzieht, zählt zu den bedeutendsten Gebirgsgruppen der USA. Von den vierzehn Gipfeln mit mehr als 14.000 Fuß Höhe, die es in Kalifornien gibt, gehören allein zwölf der Sierra Nevada an. Die Zahl der Gipfel über 13.000 Fuß ist Legion.

Die Sierra Nevada ist ein relativ geschlossener Gebirgsstock ohne die starke Gliederung durch tief eingeschnittene Täler, wie wir sie etwa in den Alpen finden. Sie gleicht einer riesigen, schräg gestellten Tafel, die, aus dem Grand Central Valley im Westen langsam und stetig ansteigend, ihre höchsten Erhebungen nahe dem Ostrand erreicht. Dort fällt sie in einem gewaltigen Sturz Tausende von Metern in die Tiefe des Owens Valley ab.

Einer der großen Erschließer der Sierra und unermüdlicher Kunder ihrer Schönheit, der aus Schottland stammende *John Muir*, hat sie „The Range of Light“, die Berge des Lichtes, genannt. Und wirklich, an einem schönen Sommertag, und welcher Sommertag in der Sierra ist nicht schön, sind ihre Berge in eine grenzenlose Fülle von Licht getaucht. Der silberhelle, manchmal blendend weiße Granit, die ungezählten Seen, die Bäche und Felder von ewigem Schnee reflektieren das Licht einer hoch am Himmel stehenden Sonne in tausendfacher Weise.

Der Bergsteiger oder Kletterer, der in den Sommermonaten zu einer Besteigung aufbricht, braucht sich im allgemeinen keine Sorge um das Wetter zu machen. Regen oder Schneefälle sind in den Monaten zwischen Mai und Oktober so selten, daß ihre Möglichkeit meist vollkommen ignoriert wird. Man verläßt sich darauf, daß es in Kalifornien eine Regenzeit gibt, die von Oktober oder November bis in den April oder Mai hinein währt, und eine Trockenzeit, in der es angeblich nie regnet. Ausnahmen bestätigen wie immer die Regel.

Fragt man nach den beliebtesten Zielen für den Bergsteiger, so ist an erster Stelle der Mount Whitney zu nennen, der auf Grund seiner Höhe (4418 Meter) und leichten Erreichbarkeit eine außergewöhnliche Anziehungskraft ausübt. Der Mount Whitney ist wirklich ein beliebter Berg. Vor einigen Jahren war die Zahl der jährlichen Besteigungen, die in stetem Zunehmen begriffen ist, um die 6000. An einem einzigen Wochenende haben sich nicht weniger als 657 Menschen in das Gipfelbuch eingetragen. Nur gut, daß sie nicht alle zu gleicher Zeit ankamen, sonst hätte die Gipfelfläche trotz ihrer Geräumigkeit nicht ausgereicht.

Die überwiegende Mehrzahl der Bergsteiger folgt dem 17 Kilometer langen, zum Gipfel führenden „trail“ (Fußpfad). Er bietet keinerlei Schwierigkeiten außer seiner Länge und der Höhe des Berges, die vielen zu schaffen macht. Der gute Kletterer hat die Auswahl zwischen zwei außergewöhnlich schönen und eindrucksvollen Wegen in festem, steilem Fels: der Ostwand und dem Ostpfiler, beides Touren des fünften Schwierigkeitsgrades.

Das Bemerkenswerteste an den vielen Besteigungen ist die Tatsache, daß sie alle ohne feste Stützpunkte ausgeführt werden. Jeder, der den Mount Whitney besteigen will, trägt sein Biwakzeug, Kochgerät und was er sonst noch braucht an Ausrüstung, auf seinem eigenen Rücken und verbringt die Nacht am Lone Pine Lake, am East Face Lake oder irgendeinem anderen geeigneten Platz. Unterkunftshütten sind in der ganzen Sierra so gut wie unbekannt, und niemand empfindet dies als einen Mangel. Dies dürfte für den uneingeweihten Europäer, der die Amerikaner samt und sonders als verweichlicht betrachtet, gewiß eine Überraschung sein.

Viele andere Gruppen in der Sierra wetteifern mit dem Mount Whitney an Schönheit und Beliebtheit. Ich greife nur einige der markantesten heraus. Nicht allzuweit vom Mount Whitney entfernt steht der Mount Williamson, mit 4382 Metern der zweit-

höchste Gipfel der Sierra. Er wird flankiert von dem 4276 Meter hohen Mount Tyndall und dem 4267 Meter hohen Mount Barnard.

In der Palisadesgruppe, die etwas weiter nördlich liegt, finden wir vier 14.000-Fuß-Berge auf engem Raum: den Middle Palisade (4279 Meter), den Mount Sill (4315 Meter), den North Palisade (4340 Meter) und den Thunderbolt (4279 Meter). Die Palisades gehören zu den wenigen Berggruppen in der Sierra, die eine nennenswerte Vergletscherung aufweisen.

Weiter im Norden verlieren die Berge der Sierra an Höhe, doch keineswegs an Wildheit der Formen. Beliebte und gut zugängliche Kletterberge sind die Minarets, deren höchster Gipfel, der Clydes Minare, 3743 Meter erreicht. Unmittelbare Nachbarn der Minarets sind der 4010 Meter hohe Mount Ritter und der knapp unter der 4000-Meter-Grenze bleibende Banner Peak.

Noch weiter im Norden befindet sich die Sawtooth Range (Sägezahnkette). Mit ihren zerrissenen Graten und Felsstürmen, Hängegletschern und Eisrinnen erinnert sie an eine Miniaturausgabe des Montblancgebietes. Höchster Gipfel der Gruppe ist der Matterhorn Peak mit 3743 Metern.

Ein bei Kletterern und Nichtbergsteigern gleichermaßen beliebtes Gebiet ist das Yosemiteal. Es hat den Vorteil, daß es von Westen her, aus den großen Bevölkerungszentren Kaliforniens, über das Wochenende gut zu erreichen ist. All die anderen hier aufgezählten Gebiete sind nur von der Ostseite zugänglich und daher für die meisten Bergsteiger als Wochenendziele ungeeignet. Yosemite ist für den kalifornischen Kletterer ungefähr das, was der Kaiser für die Münchner oder das Gesäuse für die Wiener ist. Von den 295 Anstiegswegen, die in dem neuen Kletterführer für das Yosemiteal beschrieben sind, gehören die meisten dem fünften oder sechsten Schwierigkeitsgrad an. Leichte Klettereien sind kaum zu finden. Wer einmal die von der Eiszeit polierten, ungliederten Wände des Yosemiteales gesehen hat, wird darüber kaum erstaunt sein.

Derjenige, der nicht den Ehrgeiz und die Fähigkeit hat, die Wände des Yosemiteales zu durchklettern, mag sich auf den John Muir Trail machen, der bei den Happy Isles, den Glücklichen Inseln, seinen Anfang nimmt. Er durchquert, ohne die Zivilisation zu berühren, die schönsten Teile der Sierra und endet nach 340 Kilometern am Mount Whitney. Wer diese einzigartige Höhenwanderung unternimmt, hat zwar keine Chance, die Aufmerksamkeit der Presse zu erregen oder auf dem Fernsehschirm zu erscheinen; sein Erleben wird jedoch, ich bin fest davon überzeugt, reicher und tiefer sein als das des Superkletterers, der einige Wochen mit Hämmern und Bohren in der Wand von El Capitan zugebracht hat.

Das Kaskadengebirge (Cascade Range)

Das Kaskadengebirge, das die nördliche Fortsetzung der Sierra Nevada bildet, besitzt bei weitem nicht deren Geschlossenheit. Als eine lose Kette von ganz oder halb erloschenen Vulkanen durchzieht es den nördlichen Teil von Kalifornien, Oregon und den Staat Washington bis zur kanadischen Grenze.

Auf kalifornischem Boden finden wir in dieser Gruppe zwei erwähnenswerte Berge: den Lassen Peak und den Mount Shasta. Der 3191 Meter hohe Lassen Peak gilt als ein „aktiver“ Vulkan, wird aber trotzdem jedes Jahr von zahllosen Menschen bestiegen. Heiße Quellen, heißer Wasserdampf und Schwefelgase, die an allen Ecken und Enden aus der Erde strömen, sind im Augenblick die einzigen Anzeichen seiner Aktivität. Der letzte Ausbruch, bei dem einiges an unbebautem Land verwüstet wurde, ereignete sich während des ersten Weltkrieges. Der mit fünf Gletschern geschmückte, ebenmäßig geformte Mount Shasta (4315 Meter) ist keineswegs ein Berg für jedermann

wie der Lassen Peak. Seine Besteigung erfordert neben der nötigen Ausdauer ein gewisses Mindestmaß an Bergerfahrung und die entsprechende Ausrüstung.

Die wichtigsten Gipfel des Kaskadengebirges in Oregon sind die Three Sisters (Drei Schwestern), deren höchste 3154 Meter erreicht, der Mount Jefferson mit 3200 Metern und der Mount Hood mit 3429 Metern. Der Mount Hood, der höchste Berg Oregons, ist eine majestätische, weithin sichtbare Berggestalt, die ihre Umgebung um volle 2000 Meter überragt.

Die ersten hohen Gipfel, auf die wir im Staate Washington stoßen, sind der Mount Saint Helens mit 2950 Metern und der Mount Adams mit 3752 Metern. Zusammen mit dem Mount Hood bilden sie die „Wächter“ des Columbiaflusses. Der Mount Saint Helens mit seiner ebenmäßigen, von ewigem Schnee und Eis bedeckten Gestalt wird häufig der Fudschijama von Amerika genannt.

Ein begehrtes, nicht ganz leicht erreichbares Ziel ist der 4393 Meter hohe Mount Rainier. Es gibt 28 Gletscher und mehr als 20 verschiedene Anstiegswege an diesem Berg, von denen sich einige durch außergewöhnliche Schwierigkeiten und Gefährlichkeit auszeichnen. Die Williswand dürfte an objektiver Gefährlichkeit der Eigernordwand in nichts nachstehen. Bergsteigen jeder Art im Mount Rainier National Park ist an eine Erlaubnis der Park Ranger (Parkwächter mit Polizeibefugnis) gebunden. Eine Erlaubnis wird nur dann erteilt, wenn der Bewerber über die notwendige Erfahrung und Ausrüstung verfügt. Zuwiderhandlungen gegen diese sehr strengen Vorschriften werden mit Geldstrafen in Höhe von einigen hundert Dollar an Ort und Stelle geahndet.

Die letzten beiden in dieser Reihe von Vulkanen sind der Glacier Peak (3209 Meter) und der Mount Baker (3285 Meter). Was an diesen Bergen fasziniert, ist ihre starke Vergletscherung, die ihren Grund in außergewöhnlich hohen Niederschlagsmengen (375 Zentimeter pro Jahr) hat. Der Glacier Peak hat nicht weniger als acht Gletscher, der Mount Baker ein volles Dutzend, die eine Fläche von 80 Quadratkilometern bedecken. Die nördlichen Cascades sind übrigens eines der wenigen Gebiete auf der ganzen Erde, in dem die Gletscher seit Jahren im Vormarsch begriffen sind.

Über das Kaskadengebirge zu sprechen und den Mount Shuksan nicht zu erwähnen, wäre unverzeihlich. Der Mount Shuksan ist zweifellos einer der schönsten Berge der ganzen USA. Mit seinen Strebepfeilern, Hängegletschern und steilen Eisrinnen gleicht er eher einem Viertausender der Westalpen als einem Berg mit der bescheidenen Höhe von 2782 Metern, die er in Wirklichkeit mißt.

Das Küstengebirge (Coast Range)

Die an der Westküste der USA entlangziehende Coast Range ist, ähnlich wie die Appalachen, ein Waldgebirge, dessen Erhebungen im allgemeinen unter der 2000-Meter-Grenze bleiben. Es ist die Heimat der letzten kalifornischen Kondore, deren Zahl auf etwa 40 zusammengeschrumpft ist, das Jagdgebiet der Mountain Lions (Pumas), von denen es in Kalifornien noch etwa 400 geben soll, und der Aufenthaltsort einer besonders großen Sorte von Klapperschlangen, der Timber Rattler.

Die erste Voraussetzung für eine erfolgreiche Bergbesteigung in der Coast Range ist das Vorhandensein, Auffinden und Nichtwiederverlieren eines Trail. Da der untere Teil der Berge mit einem Laubholzgürtel umgeben ist, den man getrost als undurchdringlich bezeichnen kann, ist das Verlieren des Pfades in diesen Bergen ebenso unangenehm wie das Versteigen bei einer schwierigen Kletterei. Die beste Zeit für Bergfahrten ist, zumindest in Kalifornien, das Frühjahr und der Herbst. Im Sommer können die Temperaturen unerträglich werden.

Ein schönes und gern aufgesuchtes Klettergebiet sind die *Pinnacles* („Türmchen“) südlich von Hollister, die von San Francisco aus in 2½ Stunden mit dem Auto zu

erreichen sind. Ein halbes Hundert oder mehr freistehender Felstürme mit Höhen zwischen 25 und 50 Metern bieten Klettereien jeden Schwierigkeitsgrades. Der Fels, eine vulkanische Breccie, ist verhältnismäßig fest, solange man sich an die viel begangenen Routen hält.

Einen glanzvollen Höhepunkt findet die Coast Range im Norden auf der Olympic Peninsula (Olympische Halbinsel), wo ein immergrüner, dichter Regenwald den Fuß der Berge bedeckt und schimmernde Gletscher ihre Gipfel schmücken. Der Mount Olympus, der höchste Berg der Peninsula, mißt 2424 Meter und sendet mehr als ein halbes Dutzend Gletscher zu Tal. Die außergewöhnliche Vergletscherung dieser Berge ist bedingt durch eine Niederschlagsmenge, die zu den höchsten auf der ganzen Erde zählt. Derjenige, der auszieht, diese Gipfel zu besteigen, tut gut daran, sich mit seelischem Gleichmut, Geduld und einem Regenmantel zu wappnen.

Alaska

Wenn es in den USA keine anderen Berge gäbe als die von Alaska, so wären das immer noch mehr als genug, den eifrigsten Bergsteiger ein ganzes Leben lang beschäftigt zu halten. Diese ungeheure Vielzahl an Bergen hat nur einen Nachteil: sie ist für die Mehrzahl der Bergsteiger so gut wie unerreichbar. Da ist zunächst einmal die Entfernung von mehreren tausend Kilometern, die Alaska vom Hauptteil der USA trennt. Schwerer noch wiegt seine geographische Lage hoch im Norden zwischen dem 60. und 70. Breitengrad, seine dünne Besiedlung und seine Armut an Verkehrswegen. Kurzum, eine Bergbesteigung in Alaska ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, gleichbedeutend mit einer zeitraubenden, mehr oder weniger kostspieligen Expedition.

Der alles an sich ziehende Magnet ist natürlich der Mount McKinley, mit 6194 Metern der höchste Punkt des nordamerikanischen Kontinents. Die Indianer nannten ihn Denali, der „Große“. Sie hätten keinen treffenderen Namen finden können. Mount McKinley ist einer der gewaltigsten Berge der Erde. Mehr als fünfeinhalbtausend Meter erhebt er sich über die zu seinen Füßen liegenden Niederungen. Der erste Weiße, der ihn im Jahr 1896 zu Gesicht bekam, war ein Goldgräber. Wenige Jahre später begannen die ersten Ersteigungsversuche, und im Jahr 1906 verkündete der bekannte Polarforscher *Dr. F. A. Cook*, er hätte den höchsten Punkt des nordamerikanischen Kontinents erreicht. Diese Behauptung stieß von Anfang an auf starke Zweifel und wurde später mit einer erdrückenden Menge von Beweismaterial widerlegt.

Die ersten, die wirklich auf dem Hauptgipfel des Mount McKinley standen, waren Reverend *H. Stuck*, erzbischöflicher Dekan für den Yukon, und *H. P. Karstens* aus Fairbanks. Ihre Expedition, die aus vier Mann bestand, folgte dem nahezu 70 Kilometer langen Muldrowgletscher auf der Nordostseite des Berges.

Bereits drei Jahre früher (1910) hatte die aus vier Einheimischen bestehende „Sourdough Party“ (Sauerteiggruppe) den 5394 Meter hohen Nordgipfel des Berges erreicht.

Diese Männer waren im Grund genommen keine Bergsteiger (man könnte sie bestenfalls unter die Gelegenheitsbergsteiger einreihen), aber unerhört harte und zähe Vertreter der Pionierzeit. Ihren Namen erhielten sie von dem Sauerteig, den sie stets mit sich führten, um damit ihr Brot zu backen.

Weitere Besteigungen des Mount McKinley blieben zunächst eine Seltenheit. Im Jahr 1951, anlässlich der 7. Besteigung, eröffnete *B. Washburn* einen neuen Weg über den Westpfieiler, der gegenüber dem alten Muldrowanstieg verschiedene Vorteile hat und heute die am häufigsten begangene Route darstellt.

Es konnte nicht ausbleiben, daß in der Folgezeit die Bergsteigerelite der USA und anderer Länder nach weiteren Anstiegsmöglichkeiten Ausschau hielt und solche fand.

Ich begnüge mich damit, die jüngste Erschließungsgeschichte des Mount McKinley in Stichworten wiederzugeben.

- 1954: Hauptgipfel, Südfeiler, in 26 Tagen durch *E. Thayer* und Begleiter.
Nordgipfel, Nordwestfeiler, durch *Dr. D. McLean* und Begleiter.
- 1959: Südwand, westliche Rippe, durch *J. Breitenbach* und Begleiter.
- 1961: Direkte Südwand durch eine italienische Expedition unter der Leitung von *R. Cassin*.
Nordgipfel, Pioneer Ridge (Nordostgrat), durch eine kanadische Expedition unter *A. Baur*.
- 1962: Südostsporn durch *B. N. Everett* und Begleiter.
- 1963: Ostfeiler durch drei Tetonführer (*Lew, Newcomb* und *Read*).
Nordgipfel, Wickershamwand, westlicher Weg, durch eine kanadische Expedition unter der Leitung von *H. Gmoser*.
Direkte Wickershamwand durch sieben Mitglieder des Harvard Mountaineering Club.

Ist damit die Erschließung von Mount McKinley abgeschlossen? Im großen und ganzen ja, wenn man von zukünftigen Varianten absieht. Mit dem Bestehen von elf verschiedenen Anstiegswegen dürften selbst an einem Berg von den Ausmaßen eines Mount McKinley die Möglichkeiten für weitere selbständige Routen ziemlich erschöpft sein.

Mount McKinley ist von einer Reihe von Trabanten umgeben, die ihm zwar an Höhe, aber keineswegs an Schönheit des Aufbaues, Schwierigkeit oder Gefährlichkeit nachstehen. Mount Foraker mißt 5303 Meter und ist bis heute erst zweimal bestiegen. Mount Hunter, 4443 Meter, zählt ebenfalls zwei Besteigungen. Mount Huntington, 3730 Meter, dürfte zu den schwierigsten Bergen der Erde zählen. Er wurde zum erstenmal im Jahr 1964 durch eine achtköpfige französische Expedition unter der Leitung von *L. Terray* bestiegen. Terrays Expedition folgte dem Nordwestgrat des Berges. Im Jahr darauf bezwangen vier Mitglieder des Harvard Mountaineering Club die 1000 Meter hohe, nahezu senkrechte Westwand des Berges. Sie benötigten dazu 26 Tage, 120 Mauerhaken und feste Seile in einer Länge von 1800 Metern. *Moose's Tooth*, der „Eldzahn“ (3150 Meter), ist wahrscheinlich nicht viel leichter als der Mount Huntington. Er wurde 1964 von einer vierköpfigen deutschen Expedition unter der Leitung von *W. Welsch* erobert.

Einen anderen „Großen“ unter den Bergen Alaskas finden wir unweit der Küste im Grenzgebiet zwischen Kanada und Alaska. Es ist der 5489 Meter hohe Mount Saint Elias, der zweithöchste Berg Alaskas, der bis heute insgesamt viermal, auf vier verschiedenen Routen, bestiegen wurde. Die erste Besteigung erfolgte bereits im Jahr 1897 durch eine starke, wohlausgerüstete Expedition unter der Leitung des Prinzen *Louis von Savoyen*. Dieser Expedition standen außer zehn Trägern fünf erstklassige Westalpenführer zur Verfügung. Nahezu ein halbes Jahrhundert verging, ehe der Berg ein zweitesmal bestiegen wurde. Dies geschah im Jahr 1946 durch eine Expedition des Harvard Mountaineering Club, die sich an den Südgrat des Berges hielt. Die dritte Besteigung holte sich im Jahr 1964 eine japanische Expedition unter *K. Asano*. Die Japaner bestiegen erst den Mount Newton, um den Sattel zwischen Mount Newton und Mount Saint Elias zu erreichen, und folgten von dort dem Weg der Erstersteiger. Schließlich erhielt Mount Saint Elias im Jahr 1965 einen „modernen“ Anstieg am Nordwestgrat, der mit Hilfe einer beträchtlichen Zahl von Mauerhaken und 1500 Metern fester Seile bezwungen wurde. Leiter dieser Expedition war *B. Everett*.

Etwas weiter landeinwärts finden wir die *Wrangelberge*, eine stark vergletscherte Gruppe mit zwei Fünftausendern, Mount Blackburn (5036 Meter) und Mount

Bona (5005 Meter). Mount Blackburn, der bis heute drei Besteigungen aufweist, wurde zum erstenmal im Jahr 1912 von Miß *Dora Keen*, einer bekannten Bergsteigerin ihrer Zeit, bezwungen.

Für extreme Fälle von Zivilisationsmüdigkeit (falls jemand den Mount McKinley schon zu überlaufen findet) ist die 700 Kilometer lange, nördlich des Polarkreises gelegene *Brooks Kette* zu empfehlen. Ihre Berge sind nicht sonderlich hoch, aber so gut wie völlig unerforscht. Mount Michelson, mit 2820 Metern der höchste Berg der Kette, wurde erst 1957 bestiegen. Eine Expedition, die vor einigen Jahren die Arrigetch Peaks aufsuchte, berichtete von wildschönen Gipfeln und Felstürmen, die wie die Finger einer ausgestreckten Hand in den arktischen Himmel ragen.

Wie gut, daß es noch ein paar Plätze gibt, die unerforscht und höchst unzugänglich sind und von denen keine Karte im Maßstab 1 : 50.000 existiert! Wenn erst der letzte Winkel der Erde vermessen sein wird und an jedem Berg eine Schutzhütte mit Materialaufzug steht, wird das Abenteuer tot und die Romantik des Bergsteigens erloschen sein.

Menschen und Gebirge in zwei Jahrtausenden

LEONHARD FRANZ

Daß wir das Gebirge als schön empfinden, aus einem Aufenthalt in den Bergen Erholung schöpfen und darum gerne dorthingehen, ist eine Einstellung, die sich erst vor nicht allzu langer Zeit angebahnt hat. Durch viele Jahrhunderte hindurch galt das Gebirge keineswegs als anziehend, vielmehr wurde es gescheut und man suchte die Berge, vor allem das Hochgebirge, nur dann auf, wenn sich dazu ein Zwang ergab. Dieser Wandel der Einstellung zum Gebirge soll im folgenden an einigen besonders die Alpen betreffenden Beispielen dargelegt werden.

Den alten Römern erschien das Hochgebirge als gefühlabweisend und schreckeinfößend. Ihr Naturempfinden war enger als unseres, in ihrem hatte das Gebirge wenig Platz, weil die Römer keine innerliche Beziehung zu ihm fanden. Die Naturbeschreibungen in der römischen Literatur lassen erkennen, daß die Römer eine Landschaft nur dann schätzten, wenn sie anmutig und heiter war. Daher ihr ablehnendes Verhalten zu den Alpen, von denen ihnen seit Cäsars Feldzügen die Westalpen bekannt wurden, durch spätere militärische Unternehmungen und Okkupationen auch die Ostalpen.

Aber abseits von den Verkehrslinien und von den Niederlassungen dürften die Römer in den Alpen kaum hoch gestiegen sein, woraus sich erklärt, daß sie übertriebene Vorstellungen von der Höhe des Bollwerks hatten, als das ihnen die Alpen vom oberitalienischen Tiefland her erschienen, und daß in der römischen Literatur nur wenige Namen von Alpengipfeln erwähnt sind, hauptsächlich von solchen an wichtigen Verkehrswegen, wie *Mons Matriona* = Mont Genève, *Summus Poeninus* = Großer Sankt Bernhard, und von Gipfeln, die von weitem sichtbar sind wie *Mons Vesulus* = Monte Viso.

Unmittelbare Beweise für die Höhenfeindlichkeit der Römer sind ihre abfälligen Ausdrücke über die Alpen. Der Geschichtsschreiber *Livius* prägte das Wort von ihrer Scheußlichkeit (*foeditas Alpium*), der Lyriker *Horaz* nannte die Tiroler Berge schreckeinfößend (*Alpes tremendae*), und dasselbe Wort verwendete der Dichter *Claudianus* für einen Schweizer Paß (*tremenda via*). Gleichfalls nur Abstoßendes fand der Dichter *Silius Italicus* an den Alpen (gemeint sind bei ihm die Westalpen): Sie sind bedeckt von Reif und Hagelkörnern, die nie abtauen und uraltes Eis einhüllen. Es gibt da keinen Frühling und nicht die Schönheit des Sommers, der häßliche Winter haust immerfort auf den grauisigen Höhen, er treibt von allen Seiten Wolken und hagelgemischten Regen heran, Wind und Sturm errichten eine wilde Herrschaft. Die Berge ragen steil in die Höhe und verlieren sich in den Wolken, dem Blick schwindelt vor den hohen Felsen. Selbst wenn man die Berge Griechenlands aufeinander türmen könnte, müßten sie vor den Alpen zurückstehen.

Aus dieser Schilderung erkennt man klar, was die aus dem milden Süden kommenden Römer an den Alpen abschreckte: das rauhe Klima, die Unwirtlichkeit und die Höhe der Berge. Man begreift, warum *Titus Pomponius Victor*, ein kaiserlicher Statthalter der Graischen und Poeninischen Alpen, in einem Gedichtchen den Gott *Silvanus* bat, ihn wieder in die freundlichen Gefilde Italiens zurückzuführen.

Die Gefahren, die in den Alpen besonders im Winter lauern, der Tod durch Lawinen oder durch Abstürzen vom Weg, das Erfrieren, sind in der römischen Literatur öfter

erwähnt, hingegen findet sich in ihr nie ein Wort, aus dem sich erkennen ließe, daß einem Römer die Schönheit der Hochgebirgsnatur offenbar geworden wäre. Bischof *Isidor von Sevilla* († 636) empfahl in einer kleinen Schrift zur Körperertüchtigung der Jugend außer der Gymnastik, dem Reiten, der Jagd und dem Segelsport auch das Bergsteigen, er erwartete also wenigstens einen körperlichen Nutzen aus den Bergen; durch ihre Charakterisierung als „schreckliche Felsen“ (*horrentes scopuli*) und „gewaltige Jöcher“ (*immensa montium iuga*) wollte er anscheinend den sportlichen Ehrgeiz wecken, anders ist es nicht zu verstehen, daß er diese Ausdrücke verwendete, die die Berge ja nicht gerade einladend darstellen.

Ob der gelehrte Bischof aus eigener Erfahrung Bescheid über Berge wußte oder ob er nur theoretische Schreibtischmeinung niedergelegt hat, ist ebenso unbekannt wie der Erfolg seiner Aufforderung an die Jugend zum Bergsteigen. Bei der Abneigung im Altertum gegen das Gebirge ist zu vermuten, daß Isidors Appell wirkungslos blieb. Jedenfalls ist noch lange nach ihm keine Spur vom Bergsteigen als körperlicher Übung zu finden, geschweige denn von ästhetisch-positiver Einschätzung des Gebirges. Selbst der heilige *Franz von Assisi*, der seine überströmende Lebensfreude aus der Natur nährte und sich zum Meditieren auf Höhen aufhielt, widmete den Bergen kein Wort des Bewunderns. In seinem berühmten „Sonnengesang“ dankt er dem Schöpfer für die Gestirne, die Luft, das Wasser, das Himmelsblau, für Blumen und Kräuter — der Berge gedenkt er nicht. Da also sogar auf diesen begeisterten Naturfreund die lieblichen Höhen seiner umbrischen Heimat keinen besonderen Eindruck gemacht zu haben scheinen, ist nicht anzunehmen, daß im Mittelalter jemand das herbe Hochgebirge sollte schön gefunden haben. Für die Pilgerreisen nach Rom und ins Heilige Land, für die vielen Züge deutscher Kaiser nach und aus Italien waren die Alpen ein notgedrungen zu nehmendes Hindernis, ihre Schönheit machte sich kaum beachtet, nur die ungunstigen Seiten fielen auf. In einem lateinischen Gedicht aus dem 12. oder 13. Jahrhundert über das Hospiz auf dem Großen Sankt Bernhard heißt es unter anderem, daß es dort droben nur Schnee und Kälte, beschwerliche Wege, Nebel, Wolken und Dunkelheit gebe:

*Nix et algor, via dura,
fumus, nubes et obscura
sunt ibi perennia.*

Allerdings soll in dem Gedicht das Hospiz als Wohltat für die Wanderer gepriesen werden, darum konnte dem Dichter daran gelegen sein, die Gegend so bedrückend zu schildern.

Aber auch der Dominikanermönch *Felix Faber*, ein gebürtiger Schweizer, findet in der Beschreibung seiner Reisen in den Jahren 1483/84 schon den Anblick der Alpen von außen als so schrecklich (*horribilis Alpium aspectus*), daß sich ein Unerfahrener fürchten könne, in sie einzudringen. Ihr Inneres erschien Faber wegen der Kälte im Winter, der Hitze im Sommer und wegen der bis an die Wolken reichenden Höhe der Berge gleichfalls als fürchterlich, nur die Täler seien lieblich. Er hatte also eine ähnliche Einstellung zur Natur wie die Römer: das Anmutige ließ er dankbar gelten, für das Erhabene war er nicht aufgeschlossen.

Eine Stimme aus dem 16. Jahrhundert läßt sich ähnlich ablehnend vernehmen. In den sogenannten *Dunkelmännerbriefen* (*Epistulae obscurorum virorum*), einer 1515 erschienenen satirischen Schrift der deutschen Humanisten *Rubianus* und *Hutten*, ist eine Reise von Schongau in Bayern über Innsbruck nach Verona erwähnt. Von ihr hatte der Schreiber nur eine unangenehme Erinnerung infolge der ihn bedrückenden Höhe der Berge, des tiefen Schnees auf dem Brennerpaß und der Kälte. Daß die Berge auf ihn beklemmend wirkten, erweist auch ihn als unempfänglich für das Majestätische des Gebirges. Seine Abneigung gegen den Schnee auf dem Paß kann man allerdings aus der Mühseligkeit des mittelalterlichen Reisens verstehen, oft sind in Schriften aus dieser Zeit, wie noch aus späteren, Klagen über die trostlosen Wegverhältnisse in den

Alpen zu lesen, so über den Brenner, auf dem sich auch Faber durch Schmelzwasser durchkämpfen mußte.

Nicht minder als den Reisenden setzten die Unbilden im Gebirge auch den Menschen zu, die dort lebten, den Bauern, Hirten, Jägern und den Kleinhändlern wie den sogenannten Bergträgern in der Schweiz, die mühsam über die Pässe Lebensmittel in die armen Dörfer brachten. Wie hätte in diesem harten Leben Verständnis für die Schönheit des Gebirges heranreifen können? Mitunter zeigen sich die Berge dem Menschen sogar von einer dämonisch-entsetzlichen Seite, wenn die Naturgewalten entfesselt losbrechen. Nicht nur Vermurungen und Felsstürze kleineren Umfangs ereigneten sich immer wieder, auch große Katastrophen, wie eine im Oktober 1963 die Ortschaft Longarone im Piavetal vernichtete, gab es schon früher. Im 17. Jahrhundert beispielsweise entstanden im inneren Otztal durch den Ausbruch großer Gletscherseen gewaltige Verheerungen bis ins Längfelder Becken. Im Meratal bei Chiavenna wurde das Dorf Piuro durch einen Bergsturz begraben. Lawinen setzten den Einwohnern von Chamonix so arg zu, daß sie einmal den Bischof von Genf riefen, er möge die Gletscher exorzieren, was er angeblich mit dem Erfolg tat, daß die Gletscher ruhig wurden und sogar etwas höherrückten! Die Überreste eines Bergsturzes schildert *Dante* im 12. Gesang des Inferno als eine Höllenlandschaft, und bis ins Altertum zurück lassen sich in den Alpen Spuren der Zerstörung durch Naturkräfte finden.

Die Gefahren des Gebirges und die Schwierigkeiten, die es dem Menschen in den Weg legt, machen den schlechten Ruf der Alpen in früheren Zeiten verständlich. Er drückt sich auch in dem Aberglauben aus, daß in den Bergen Drachen, Lindwürmer, wilde Riesen und zaubergewaltige Zwerge hausten. Im 14. Jahrhundert vermutete man auf dem Pilatus am Vierwaldstätter See das Gespenst des römischen Landpflegers Pontius Pilatus. Damit es aus seinem Versteck nicht herausgelockt werde, war das Besteigen des Berges behördlich verboten, sechs Geistliche aus Luzern, die im Jahre 1387 hinaufgegangen waren, erhielten dafür eine Gefängnisstrafe.

Märlein von solch unheimlichen Bergbewohnern erzählte sich nicht nur das einfache Volk, sondern sie wurden durch Bücher und Bilder verbreitet. Der Name der Drachenhöhle bei Mixnitz in der Steiermark, des Drachenlochs und des Wildenmannslochs im Kanton Sankt Gallen, der im Jahre 1636 in Klagenfurt aufgestellte Brunnen mit der Plastik eines Lindwurms und der geflügelte Drache im Klagenfurter Stadtwappen zeugen heute noch von dem früheren Glauben an solche greuliche Wesen.

Er beweist uns, daß man vielfach nur die Phantasie schweifen ließ, statt Kenntnis von den wirklichen Verhältnissen in den Bergen zu haben. Vor allem vom Hochgebirge wußte man zu wenig, weil man abseits von den Pässen selten mit ihm in Berührung kam, und wenn das einmal geschah, dann nur unter großen Mühen. Beispielsweise brachte im Jahre 1358 *Bonifacius Rotari* aus Asti ein kupfernes Triptychon auf die durch 3500 Meter Höhe beachtliche Roccamelone in den Piemont Alpen; er hatte das Gelübde abgelegt, eine Kapelle auf dem höchsten Alpengipfel zu errichten, für den man damals die Roccamelone hielt. Im Jahre 1363 machte *Herzog Rudolf IV.* von Österreich eine beschwerliche Winterreise über den Krimmler Tauern, um in Bozen von *Margarete Maultasch* das Land Tirol für Österreich zu übernehmen. Truppen des französischen Königs *Franz I.* zogen im Jahre 1515 über ein Hochgebirgsjoch südlich vom Monte Viso, ein strategisches Unternehmen, das damals bewundernde Vergleiche mit Hannibals berühmtem Alpenübergang vom Jahre 218 v. Chr. hervorrief. Hin und wieder stiegen Phantasten auf Berge, um dort nach sagenhaften Schätzen zu suchen, so im 16. Jahrhundert auf dem Ötscher in Niederösterreich.

Alle diese Gebirgsunternehmen hatten einem bestimmten Zweck zu dienen, der von vornherein nichts mit Naturverständnis zu tun hatte und es auch im nachhinein gewiß nicht weckte. Zu einem touristischen Bergsteigen sah sich im Mittelalter selten jemand veranlaßt. Daß *Antoine de Ville* im Jahre 1492 mit mehreren Begleitern den Mont

Aiguille in der Dauphiné erkletterte, geschah aus Lust an einem Abenteuer. Welch Aufsehen solche Ausnahmen erregten, beweist die Tatsache, daß ein Chronist den Ausflug des Königs *Peter von Aragon* auf den Canigo in den Pyrenäen im Jahre 1276 mit den Heldentaten Alexanders des Großen verglich. Der italienische Dichter *Petrarca* fühlte sich geradezu zu einer Entschuldigung gedrängt, als er im Jahre 1335 den Mont Ventoux bei Avignon, wo Petrarca damals lebte, bestieg. Er schrieb nämlich an einen Freund, daß einem jungen Privatmann — Petrarca war damals 31 Jahre alt — eine Bergtour nachgesehen werden könne, da sogar ein betagter König eine solche unternommen habe. Petrarca bezieht sich damit auf die Nachricht bei *Livius*, daß *Philipp III.* von Makedonien auf das thessalische Haemusgebirge gestiegen sei (183 v. Chr.), weil er glaubte, von der Höhe aus eine für seinen Krieg gegen die Römer geeignete Straße ausfindig machen zu können.

Petrarcas Brief ist die erste ausführliche Beschreibung einer Alpenbesteigung und verdient schon darum Beachtung. In dem Schreiben erzählt er, daß es ihn schon lange gelockt habe, den weithin sichtbaren Mont Ventoux zu ersteigen. Der Berg hatte in dem jungen Mann also einen Höhendrang wachgerufen, dem er aber erst nachgab, als er bei *Livius* von dem Makedonenkönig gelesen hatte; das stachelte offenbar seinen Ehrgeiz an, es Philipp gleichzutun. Allerdings hielt Petrarca den Ausflug für beschwerlich und er überlegte, welchen seiner Freunde er mitnehmen sollte. An jedem fand er eine Eigenschaft, die den Betreffenden als ungeeignet erscheinen ließ; der eine war zu dick, der andre zu schwächlich, der dritte mochte Kälte nicht. Schließlich fiel Petrarcas Wahl auf seinen eigenen Bruder.

Beim Aufstieg trafen sie einen alten Hirten, der ihnen zum Umkehren riet, weil er selber nur beschädigte Kleidung und einen zerschundenen, ermatteten Körper zurückgebracht habe, als er vor 50 Jahren in jugendlichem Eifer den Gipfel erklommen hatte; zudem sei weder vorher noch nachher bekannt geworden, daß jemand Ähnliches gewagt habe (. . . *quemquam ausum esse similia*). Als waghalsig wurde mithin die Tour betrachtet — kein Wunder in einer bergungewohnten Zeit.

Petrarca ließ sich aber, wie er schrieb, Seele und Körper beflügeln durch die Überlegung, daß auch der Aufstieg des Menschen zu einem glücklichen Leben mühevoll sei. Petrarca brauchte also nicht nur einen Anstoß aus der antiken Literatur, um sich zu dem Ausflug zu entschließen, sondern auch eine philosophische Anfeuerung, um ihn zu Ende zu führen — wiederum Beweise, wie wenig Antrieb zum Bergsteigen man aus der Natur unmittelbar holte.

Der Aufstieg fiel Petrarca zwar nicht leicht, aber er gelangte mit seinem Bruder endlich doch nach oben. Dort stand er wegen der ungewohnten Luft und wegen des freien Ausblicks zunächst förmlich starr (. . . *stupenti similis steti*). Athos und Olympe kamen ihm, wie es in dem Brief heißt, nun weniger ungläubhaft vor, da er das, was er von diesen Bergen gehört und gelesen hatte, jetzt auf einem minder berühmten Berg selber erblickte. In Richtung Italien, nach dem Sehnsucht in ihm aufstieg, sah er hohe schneebedeckte Gipfel, die ihn an Hannibals Alpenübergang erinnerten. Er dachte an seine Schuljahre in Bologna, sann über sein verflossenes Leben nach und er beklagte in dieser grübelnden Stimmung seine menschliche Unvollkommenheit, obwohl er sich über das, was er im Leben erreicht hatte, freute.

Als er glaubte, die Gegend genug betrachtet zu haben, trieb es ihn, abermals nach seinen eigenen Worten, seine Seele zu Höherem zu erheben, so wie er seinen Körper auf die Höhe geschafft hatte. Aber statt aus dem Anblick der Natur und dem Ausblick vom Berg seelische Erhebung zu schöpfen, griff er zu Literatur. Er schlug, auf gut Glück, die Konfessionen des heiligen Augustinus auf, die er als Geschenk des Briefempfängers bei sich hatte, und er stieß auf die Stelle: Die Menschen gehen hin und bewundern die Berggipfel, die ungeheuren Fluten des Meeres, die breit dahingleitenden Ströme, die Weite des Ozeans — sich selber lassen sie unbeachtet.

Dieser Satz steht in Augustins Betrachtungen über das menschliche Erinnerungs- und Gedächtnisvermögen, das dem Kirchenvater, mit Recht, als überaus wunderbar erschien, weil es im Stand ist, Gegenständliches, das man gesehen hat, nachher als deutliche Vorstellung wiedererstehen zu lassen. Augustinus will sagen, daß die Großartigkeit der Natur übertroffen werde durch die Wunder des menschlichen Geistes.

Der Satz hatte Petrarca derart ergriffen, daß er nicht weiterlas und sich selber zürnte, weil auch er jetzt Irdisches bewundert habe, obwohl er schon von heidnischen Philosophen hätte lernen können, daß es außer dem Menschengenuss nichts Bewundernswertes gebe. Daß er auf die Stelle in den Konfessionen gestoßen war, kam ihm nicht als Zufall vor, sondern als an ihn persönlich gerichtete Mahnung, nicht außerhalb zu suchen, was er in sich selber finden könne.

Daß Petrarca von diesem Gedanken zutiefst aufgewühlt war, geht aus folgender Äußerung in seinem Brief hervor: Wie oft habe ich mich auf dem Rückweg umgeblickt und auf den Gipfel geschaut — kaum eine Elle hoch erschien er mir im Vergleich mit der Höhe menschlicher Kontemplation.

Der unbeschwerte, reine Genuß der Natur wurde Petrarca also durch seine Neigung zu philosophischer Betrachtung verwehrt, sie ließ ihn sich von der Natur abwenden und in sein Inneres einkehren. Zudem scheint ihm nur die Fernsicht vom Mont Ventoux einigen, allerdings beklemmenden Eindruck gemacht zu haben, von den Farben und Formen sagt er kein Wort.

In diesen liegt aber hauptsächlich die Schönheit des Gebirges. Durch die Formen übertrifft es das Meer, das zwar beweglich und dauernd bewegt, dennoch formenärmer ist als das starre Gebirge. Die Vielfalt seiner Täler, Kämme und Gipfel schafft eine das Auge des Betrachters in ständiger Bewegung haltende Abwechslung. Die Atmosphäre, der Himmel, Wasser, Eis und Schnee, das Gestein und die Vegetation bringen eine Fülle und einen Wechsel herrlicher Farben. Dazu gesellen sich die Eindrücke auf das Gemüt, die von Lieblichkeit bis zu majestätischer Größe reichen.

Trotzdem diese Schönheiten dem Wanderer vor Augen liegen, bedarf es einer innerlichen Empfänglichkeit, damit er sie erfassen und zu einem Erlebnis gestalten kann. Die Aufgeschlossenheit in dieser Richtung macht sich erst vom 15. Jahrhundert an bemerkbar. Die ersten Anzeichen dafür trifft man in der Malerei, in der auf die Darstellung der Natur größeres Gewicht gelegt ist als in aller vorhergehenden Bildkunst. Diese neue Einstellung hängt unter anderem mit der Eroberung der Bildperspektive zusammen, die es gestattet, die Gegenständlichkeit nicht nur als Fläche wiederzugeben, sondern ihre Dreidimensionalität anzudeuten. Die Freude an dieser neuen Darstellungsform, an der Tiefe des Sehraums, veranlaßte die Maler in steigendem Maß dazu, ihren Bildern die Landschaft einzufügen, wobei sie deren morphologischen Zügen den Vorzug vor der Vegetation gaben. Hügel und Felsen wurden nun gemalt, freilich nicht naturgetreu und nur in dienender Rolle als Hintergrund für Szenen aus der christlichen Heilsgeschichte, wobei mitunter die biblischen Vergleiche Christi mit einem Fels symbolhaft mitgespielt haben mögen.

Aber es gibt doch auch schon aus dem 15. Jahrhundert Gemälde, auf denen die Darstellung von Bergen näher an die Wirklichkeit herangerückt ist. *Konrad Witz* malte 1444 auf die Außenseite eines für die Kathedrale von Genf bestimmten Altars den Fischzug Petri in eine Landschaft am Südende des Genfer Sees mit dem Ausblick auf den Mont Salève und den Montblanc — zum erstenmal in der Geschichte der großen Malerei ist eine Gegend örtlich bestimmbar wiedergegeben. Die Landschaft auf dem Gemälde von *Witz* hat außer dem Gewässer keine innere Beziehung zur dargestellten Begebenheit, denn diese hat sich ja in Palästina zugetragen, und die Landschaft ist auch in diesem Bild nicht Selbstzweck, aber sie ist mit einer für diese Zeit sehr beachtlichen Naturnähe gemalt, *Witz* hat sogar Einzelheiten liebevoll wiedergegeben, die Klein-

gewächse im Vordergrund, das Spiel der Schatten im Wasser, der Wellen und der Wolken.

Identifizierbare Alpenlandschaften treten uns auch in Werken anderer Künstler vom Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts entgegen; *Dürer* fügte seinem Selbstporträt von 1498 einen Ausblick auf das Tiroler Inntal von Mösern ein, der Vorarlberger *Wolf Huber* zeichnet 1510 den charakteristischen Umriss des Schafbergs am Mondsee. Zwar nicht mit Sicherheit geographisch bestimmbar, aber sichtlich kein Phantasiegebilde ist der kahle Felsgipfel (die Zugspitze?) auf *Hans Baldung-Griens* Beweinung Christi (1513), auch in *Wolf Hubers* Gemälde mit dem selben Thema (1521) macht die alpine Berglandschaft einen echten Eindruck.

Die Künstler scheuten nicht mehr vor dem Darstellen von Bergen zurück, sie lernten sie aus eigener Anschauung kennen, *Dürer* zum Beispiel bei seinen Reisen durch Tirol, auf denen er zahlreiche Blätter geschaffen hat. Von *Peter Brueghel d. Ae.* sagte sein erster Biograph, er habe in den Alpen alle die Berge und Felsen verschluckt und auf Leinwand und Tafel ausgespien, so entschieden habe er der Natur zu folgen vermocht. Auch *Leonardo da Vinci* war das Gebirge bekannt, er war auf einem Berg gewesen, den er *Monboso* nannte, wahrscheinlich ist das der 2500 Meter hohe Monte Bo im Gebiet des Monte Rosa. Auf Leonardos „Anna Selbdritt“ erscheint Felsgebirge von Dolomitentypus im Hintergrund. Die drei Gestalten des letztgenannten Bildes sind in einem Bogen angeordnet, der vom kleinen Jesus zu Maria, dann zu deren Mutter Anna führt und im Hochgebirge des Hintergrundes breit endet. Der Lebensbogen der drei Generationen, deren Zusammengehörigkeit durch das Sitzen der Maria auf den Knien der Mutter und durch ihr Greifen nach dem Kind betont ist, scheint in die Berge zu führen und dadurch letztlich mit dem Ewigen verknüpft zu sein, zu dessen sinnfällig-gewaltigsten Ausdrücken in der Natur das Gebirge gehört. Daß *Leonardo* auch die *Mona Lisa* nicht in einen geschlossenen Innenraum gesetzt hat, sondern gegen einen Hintergrund von Gebirge und Wasser, soll vielleicht ebenfalls auf das Einssein von Natur und Mensch hinweisen.

In der Tätigkeit der Künstler des 15. und 16. Jahrhunderts offenbart sich also der Wandel in der empfindungsmäßigen Einstellung zur Natur im Sinn einer zunehmenden Befreundung mit dieser, wofür auch *Dürers* Ausspruch, daß die Kunst in der Natur stecke, ein Zeugnis ist.

Nicht nur die Künstler beschäftigten sich mit der Natur, das tat auch die Wissenschaft. In den Alpen geschah das vor allem durch den Zürcher Arzt *Konrad Gesner*, der vorwiegend botanisch interessiert war. Sein echtes Naturempfinden und seine Liebe zum Gebirge kommt zum Beispiel in einem von ihm im Jahre 1514 geschriebenen Brief mit dem programmatischen Titel „Über das Bewundern der Berge“ (*De montium admiratione*) zum Ausdruck, wo unter anderem zu lesen ist: Es ist eine festbeschlossene Sache, daß ich, solange mir Gott das Leben schenkt, jedes Jahr einige Gipfel ersteigen werde oder mindestens einen, wenn die Bergflora in voller Blüte steht, sowohl um sie zu studieren als auch um meinem Körper eine edle Übung zu verschaffen und meinem Geist eine Freude.

Das klingt schon ganz anders als die früheren Stimmen. Zwar hatte bereits *Isidor von Sevilla* angenommen, daß das Bergsteigen dem Körper guttue, aber daß es an die Natur als an ein seelisch beglückendes Erlebnis heranführen könne, hat zum erstenmal *Gesner* ausgesprochen. Er leitete damit eine neue Zeit in der Geschichte der Beziehungen des Menschen zu den Alpen ein.

Daß das just im 16. Jahrhundert geschah, ist schwerlich ein Zufall. Es war das Jahrhundert des Aufblühens der Naturwissenschaft, vor allem von Botanik, Mineralogie und Geologie, dann auch der Geographie. Durch die überseeischen Entdeckungen seit *Kolumbus* und die weltweiten Fahrten der Portugiesen, durch Landreisen in ferne Erdteile, durch die von den großen Handelshäusern der *Welser* und der *Fugger* veran-

stalteten Fahrten weitete sich der Gesichtskreis der Europäer bis nahe an die Grenzen der bewohnten Erde. Dem dadurch geweckten Verlangen nach Unterrichtung über all das, was es in der nahen und fernen Welt zu sehen gibt, kamen alsbald zahlreiche Schriften nach, länderkundliche Werke über kleinere und größere Gebiete, sogar ganze Weltbeschreibungen. Welch lebhaftes Interesse solche Schriften fanden, beweist zum Beispiel die Tatsache, daß sich für die *Cosmographia universalis* von *Sebastian Münster* seit ihrem Erscheinen im Jahr 1544 nur bis 1650 bereits 27 deutsche Ausgaben als notwendig erwiesen. Dabei war das Buch, dessen Text durch nicht weniger als 471 Holzschnitte und 26 Karten unterstützt wird, sicherlich nicht billig.

Diesem mächtig aufbrandenden Forschungsdrang und Bildungsbedürfnis wird es zuzuschreiben sein, daß man den Blick nun auch auf die Berge richtete und zu wissen verlangte, wie es dort droben aussieht. Vorab die naturkundlich Interessierten strebten in die Höhe. So gingen im 16. Jahrhundert Botaniker auf das Stockhorn in den Freiburger Alpen, auf mehrere Gipfel in der Steiermark und in Niederösterreich.

Als einer der Männer, die in Gesners Kerbe schlugen, muß der 1571 in Trient geborene, 1654 in Solbad Hall bei Innsbruck gestorbene *Hippolyt Guarinoni* genannt werden. Er war Arzt und eifrig um die Hebung der Volksgesundheit bemüht. Dazu empfahl er unter anderem das Bergsteigen, das er aus eigener Erfahrung als Born körperlicher und geistiger Erholung schätzte, er war einer der wenigen Bergsteiger seiner Zeit. In seinem 1610 erschienenen Buch „Greuel der Verwüstung menschlichen Geschlechts“ beschreibt er seinen mehrtägigen Ausflug zu dem 2200 Meter hoch gelegenen Mölsersee in einem Seitental des Wattentals in Tirol. Er genoß die Tour vergnügt, seinen Begleitern war sie ein wenig unheimlich — das Bergsteigen war eben auch zu Guarinonis Zeit nicht allgemein üblich. Daher wurde im 17. Jahrhundert in der ganzen, über 1100 Kilometer langen, vom Mittelländischen Meer bis zur Ungarischen Tiefebene reichenden Alpenkette nur ein einziger Gipfel über 3000 Meter erreicht, der Mont Tabor in der Dauphiné.

Durch Gesners und der gleichgesinnten Männer Tätigkeit lichtete sich allmählich der Nebel von Unkenntnis, Furcht, Aberglaube und Gleichgültigkeit, von dem die Alpen bis dahin umgeben waren. Maler erachteten sie für würdig, als Motiv verwendet zu werden, wodurch ihr künstlerischer Wert als Großform der Natur eindrücklich dargelegt war. Die Wunder und die Schönheit der Kleingebilde, der Pflanzen und des Gesteins wurden durch die Wissenschaft offenbar. Nun schloß sich dem Preisen des Gebirges auch die schöngeistige Literatur an, deren Wirkung im allgemeinen weiter zu reichen pflegt als die von wissenschaftlichen Schriften und von bildkünstlerischen Schöpfungen.

Tatsächlich erregte das lange Gedicht „Die Alpen“, mit dem im Jahre 1729 der Berner Arzt *Albrecht von Haller* das Hochgebirge in die Schönliteratur einführte, überall Aufsehen und Eindruck. Für die Beachtung, die dem Gedicht zuteil wurde, zeugt unter anderem seine Erwähnung durch *Lessing*, der einige Verse geradezu Meisterstücke der Kunst, mit Worten zu malen, nennt.

Bei *Haller* kommt bereits die Pracht der Alpen, besonders ihrer Flora, voll zu ihrem Recht, die ganze Farbenfreude des Barocks äußert sich in dem Gedicht. Es machte aber auch durch die Schilderung des unverbildeten, natürlichen Menschentums der Hirten und Bauern, ihres zwar armen, aber zufriedenen Lebens nachhaltigen Eindruck.

In das Lob des Gebirges und des Gebirgslebens stimmte ein anderer berühmter Schweizer ein, *Rousseau*. Die großartige Schilderung der Schweizer Berg- und Seelandschaften in seinem Roman „La Nouvelle Heloise (1761)“ fand in ganz Europa einen starken Widerhall. Durch *Haller* und durch *Rousseau* erhielt das Empfinden für die Berge kräftigste Nahrung, allerdings mit einer nicht ganz gefühlsedten, romantisch gefärbten Beimengung. Sie kam von der Schäferdichtung des Rokokos, die ja einer Idylle in der Natur gilt, wie etwa die Dichtungen des Schweizer *Salomon Geßner*, der auch in seinen Gemälden und Zeichnungen der Natur alles Große und Ernste nimmt.

Wie wenig man nunmehr im Gebirge etwas Bedrohendes, Feindliches sah, zeigt die Tatsache, daß Reisen dorthin geradezu Mode wurden. Um ihr entgegenzukommen, entstanden gegen Ende des 18. Jahrhunderts sogar Reisehandbücher für die Schweiz, Vorläufer der Baedeker, Hachette und Michelin. Allerdings begnügte man sich beim Reisen im allgemeinen mit geringen Höhen, selbst *Haller* ging nur auf Gipfel bis 2400 Meter, *Rousseau* war nicht einmal über das Mittelgebirge hinausgelangt. Immerhin trugen bei der neuen Einstellung zur Natur auch Talreisen zum weiteren Überwinden der früheren Scheu vor dem Gebirge und zum Verständnis für seine Schönheit bei, wenngleich es häufig nur ein recht oberflächliches war. Eine Vertiefung kam von der Wissenschaft her.

Fortsetzung der Arbeiten des 16. Jahrhunderts, wie der *Konrad Gesners* und seines Landsmannes *Josias Simler*, erfolgte zum Beispiel durch den Zürcher Mediziner *Johann Jakob Scheuchzer*. In einem 1723 erschienenen umfangreichen Werk ist die naturwissenschaftliche Ausbeute seiner vielen Fahrten in den Schweizer Bergen enthalten. Weitaus bedeutender als der trockene *Scheuchzer* war der begeisterungsfähige Genfer *Horace Bénédict de Saussure*. Er widmete sich der Erforschung der Alpen in geologischer und physikalischer Hinsicht. Seine Ergebnisse sind in seinem 1796 abgeschlossenen großen Werk „*Voyages dans les Alpes*“ niedergelegt. Seine in wissenschaftlicher Absicht durchgeführte Besteigung des Montblanc (1787) drängte die Scheu vor der Gletscherwelt so gründlich zurück, daß bereits 1809 die erste Frau auf diesen Berg ging.

Mit den Naturforschern drangen die Kartographen in die Alpen ein, denn die erste Grundlage der wissenschaftlichen Erforschung eines Landes muß die Karte sein. Obwohl sie selbstverständlich andere Aufgaben hat als die Landschaftsmalerei, zeigt sich auch in der Entwicklung des Kartenwesens das allmähliche Zunehmen der Blickschärfe bezüglich der Eigenheiten und Einzelheiten des Gebirges und so trug die Tätigkeit der Kartographen dazu bei, dem Gebirge den Ruf des Schrecklichen zu nehmen. Vollends taten das die Maler. Unbefangen wendeten sie sich dem Gebirge zu und benützten es als künstlerisches Hauptmotiv, dem gegenüber dem Menschen eine untergeordnete Rolle zukam.

Im 18. Jahrhundert war eine Anzahl von Landschaftsmalern in den Alpen am Werk, in der Schweiz unter anderem *Johann Balthasar Bullinger* und *Marc Théodore Bourrit*, der seine mehrbändigen Alpenschriften selber illustrierte und in der Gegend von Chamonix malte. Aus Tirol stammte *Josef Anton Koch*. Er schuf während seines Aufenthaltes in der Schweiz (1792 bis 1794) Landschaftsbilder, auf denen die Farbenpracht und der Formenreichtum des Gebirges mit realistischem Blick auch für Einzelheiten erfaßt und sie beinahe naturgetreu wiedergegeben sind. Der Ruf von der Schönheit der Alpen zog auch von auswärts Künstler an, so den englischen Aquarellisten *John Robert Cozens*; seine Ansichten aus der Schweiz erweisen ihn mit ihrem unbefangenen Blick für die Natur und mit dem Abgehen von komponierten Landschaften als Vorläufer des Impressionismus.

Im 18. Jahrhundert war also durch die Aufklärung seitens der Naturwissenschaft und durch die von Wort- und Bildkunst ausgehende propagandistische Wirkung das Verständnis für die Alpen bereits so geweckt, daß sie nicht mehr bei allen Leuten als etwas Abschreckendes galten und daß man ihre Schönheit zu würdigen wußte. Das ist nicht zuletzt auch *Goethe* zuzuschreiben. Schon während seiner ersten Reise in die Schweiz (1775) machten die Berge einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sie in dithyrambisch-beschwingten Worten als großen Gedanken der Schöpfung pries, der auch in der Seele des Menschen die Schöpferkraft erzeuge. Die Berge gaben ihm ihre malerischen Züge zu erkennen, die er in Zeichnungen mit starkem Charakterisierungsvermögen festzuhalten suchte. Daß er nicht nur die Formen beachtete, sondern auch für den Reiz der Farben zugänglich war, beweisen seine Worte über die Landschaft zwischen Mittenwald in Bayern und Scharnitz in Tirol: „Die dunklen, von Fichten bewachsenen Vorder-

gründe, die grauen Kalkfelsen, die höchsten weißen Gipfel auf dem schönen Himmelsblau machten köstliche, ewig abwechselnde Bilder.“

Goethe begriff auch, daß die Bergnatur den Stadtmenschen einem vernünftigen Leben zurückgeben kann. Während viele seiner Zeitgenossen in die Alpen reisten, weil ihnen das zu einem weltmännischen Gehaben zu gehören schien, suchte der echte Weltmann *Goethe* in den Bergen dem modischen Treiben zu entrinnen; seine zweite Schweizer Reise (1779) unternahm er nach seinen eigenen Worten, um in den Bergen Schutz vor den „Schiefheiten der Sozietät“ zu suchen.

Während für *Haller* trotz seiner Liebe zur Natur des Gebirges der Mensch im Vordergrund stand, verschwand dieser für *Goethe* neben der Natur. In sie versenkte er sich besonders liebevoll während seiner dritten Schweizreise (1796). Wissenschaftliche Aufmerksamkeit schenkte er der Natur vor allem in Tirol. Hier gelangen ihm wesentliche meteorologische Beobachtungen, und eingehend befaßte er sich mit den Gesteinen. Für die Schärfe seines Beobachtungsvermögens zeugt übrigens, daß er in Südtirol, als erster und im wesentlichen richtig, die Ursache der damals dort verbreiteten Krankheit Pellagra in Einseitigkeit der Ernährung durch das Überwiegen von Maisnahrung erkannte.

Aus den Alpen brachte *Goethe* nicht nur wissenschaftliche Erkenntnisse heim, sondern auch eine poetische Frucht, das Gedicht „Gesang der Geister über dem Wasser“. Er schrieb es nach dem Besuch bei einem Wasserfall im Berner Oberland, dem sogenannten Staubbachfall, den übrigens *Josef Anton Koch* in einem Aquarell dargestellt hat. *Goethe* empfand das Spiel des Wassers und des Windes als Gleichnis für den Menschen, das ihm die Wassergeister zuraunten:

„Seele des Menschen,
wie gleichst du dem Wasser;
Schicksal des Menschen,
wie gleichst du dem Wind.“

Ähnlich wie in diesen Schlußversen des Gedichts läßt *Goethe* im zweiten Teil des *Faust* (I. Akt) den Titelhelden einen Wasserfall beschreiben und dann sagen:

„Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach, und du begreifst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.“

Damit hat *Goethe* zweimal seine Auffassung ausgedrückt, daß Natur und Mensch eine wesenhafte Ähnlichkeit besitzen.

Wer zu einem solchen ganzheitlichen Begreifen der Schöpfung kommt, dem bedeutet die Natur nicht Schrecken, sondern sie ist ihm schwesterlich vertraut. *Goethe* konnte zu dieser Einstellung gelangen, weil in ihm wissenschaftliches Denken, dichterisches Empfinden und malerisches Sehen vereinigt waren.

Begreiflicherweise besaßen diese Gabe keineswegs alle Zeitgenossen *Goethes*, selbst manchen der Gebildeten unter ihnen erschien das Gebirge unheimlich. Als im Jahre 1768 *Johann Joachim Winckelmann*, der Begründer der deutschen Wissenschaft von der Kunst der Antike, über den Brenner reiste, äußerte er sich über die Landschaft abfällig: „Welcher entsetzliche Anblick, welche ungeheuerliche Höhe der Berge.“ Zwei Jahrzehnte später schrieb *Luise von Göchhausen*, die als Hofdame der Herzogin-Mutter *Anna Amalia von Sachsen-Weimar* durch Tirol nach Italien gefahren war, aus Verona an den Dichter *Wieland*: „Daß uns das Wetter so günstig war, rechne ich zu dem besten Glück unseres Lebens. Denn die fürchterlichen Schönheiten der Tiroler Gebirge, über Innsbruck hinaus, bei trüben Tagen zu durchreisen, müßte bei etwas gespannter Imagination unaushaltbar sein. Denken Sie sich bei einem engen Tal Berge, die bis in die Wolken gehen, die Gipfel mit Schnee und Eis bedeckt, überall das Auge von himmelhohen Gebirgen beschränkt, tosende Wasserfälle, die aus den Wolken zu kommen scheinen . . .“

Da sich auch heutzutage noch manche Menschen, die aus Flachländern in die Alpen kommen, von diesen bedrückt fühlen, kann man verstehen, daß *Winckelmann*, der aus

Stendal bei Magdeburg stammte, viele Jahre in Dresden und in Rom lebte, und dem *Fräulein von Göchhausen*, die den größten Teil ihres Lebens in Weimar verbrachte, die Berge am Brenner als „entsetzlich“, „ungeheuerlich“ und „fürchterlich“ vorkamen. *Winckelmann* und die Dame aus Sachsen hätten allerdings von *Goethe* lernen können, daß das Hochgebirge seine vermeintliche Fürchterlichkeit verliert, wenn man es unvoreingenommen-liebevoll und mit Verständnis betrachtet. Von der gleichen Landschaft „über Innsbruck hinaus“, die dem Fräulein als fürchterlich erschien, schrieb *Goethe*, der zwei Jahre vorher dorthingekommen war, die begeisterten Worte: „Von Innsbruck herauf wird's immer schöner, da hilft kein Beschreiben.“

Zwischen des *Livius* Wort von der Scheußlichkeit der Alpen bis zur gedankentiefen Erfassung ihrer Schönheit durch *Goethe* liegt ein langer Weg. Ich habe ihn hier nur durch einige Marksteine abgesteckt. Ihn genauer zu verfolgen, würde eine eingehende Erörterung über die Entwicklung des Naturempfindens erfordern. Dieses beruht nicht allein auf persönlicher Veranlagung, sondern ist auch ein Teil des jeweiligen Kulturstandes; es kann je nachdem zum Beispiel religiös sein, wie etwa das des *Franz von Assisi*; mythisch wie im frühen Griechentum, oder magisch, wie das bei den heutigen sogenannten Naturvölkern der Fall ist und es wohl auch beim Urmenschen war. Seine Beziehung zur Umwelt, aus der er seinen Lebensbedarf holte, hat ihn zwar sicherlich korrelative Gegensätze erfassen lassen, wie schmackhaft-widerwärtig, nutzbar-unnützlich, aber nicht zwangsläufig auch den ästhetischen Begriff „schön“. Die Schönheit der Natur ist an sich für den Menschen nicht von lebenswichtigem Belang. Wer sie dennoch erkennt und schätzt, der hebt sich dadurch über den bloßen Nützlichkeitsstandpunkt in einen höheren Bereich des Menschseins.

Die Alpen entzogen sich dem Schönheitsverständnis besonders lange, weil sie lange Zeit hindurch nur in ihren Beziehungen für das materielle Leben der Menschen gewertet wurden, der Natursinn gering entwickelt und die Kenntnisse vom Gebirge mangelhaft waren. Subjektives Erleben einzelner, beispielsweise das des *Felix Faber*, wurden als objektiv-gültig hingenommen, und neben den Erscheinungen, die man als unangenehm empfand, erfaßte man das Positive nicht. Das änderte sich erst, als man bei freierem Denken das Gebirge nicht nur nach dem Gesichtspunkt betrachtete, welchen Nutzen oder welchen Nachteil es für den Menschen hat. Im 15. und 16. Jahrhundert öffneten die Maler der ästhetischen Wertung des Gebirges die Bahn, Forscher förderten das Verständnis für seine Natur. Diese neue Betrachtungsweise erhielt im 18. Jahrhundert Vertiefung durch die schöngeistige Literatur, Verbreitung durch das Reisen. Im 19. Jahrhundert entdeckte man den malerischen Reiz auch der Dörfer, der alten Schlösser und Kirchen, der Volkstrachten und des Volkslebens überhaupt. Zur Kenntnis der Alpen trugen sehr viel die im 19. Jahrhundert in England, Österreich, in der Schweiz, in Deutschland, Italien, Frankreich und Belgien gegründeten alpinen Vereine bei. In ihnen schlossen und schloßen sich jene Menschen zusammen, für welche die Berge ein Schönheitserlebnis, das Bergwandern eine Erhöhung des Lebensgefühls und eine Förderung der Gesundheit bedeuten.

Während *Gesner* und die Alpenfreunde nach ihm das Gebirge nur zur Sommerszeit aufsuchten, ist es nun auch ein beliebtes Winterziel, wozu es vor allem die in Mitteleuropa rund um 1900 einsetzende Verbreitung des Schifahrens gemacht hat. Selbst das Wilde der Berge wird nicht mehr gefürchtet, viele Alpinisten suchen mit Fleiß gerade das, was man früher ängstlich mied, das Schwerzugängliche: das Felsklettern ist ein Sport geworden, von dem schon 1854 der Brite *Blackwell* sagte, daß seinen Reiz das Aufregende bilde.